

Arbeitspapiere / Working Papers

Nr. 7

Dominik Reisert

**Das Selbstverständnis von Einwanderern aus
postkommunistischen Staaten in Deutschland**

Beispielhaft anhand biografischer Untersuchungen
über Einwanderer aus Polen

2002



The Working Papers are edited by

Institut für Ethnologie und Afrikastudien, Johannes Gutenberg-Universität,
Forum 6, D-55099 Mainz, Germany.

Tel. +49-6131-392.3720, Email: ifeas@mail.uni-mainz.de;

<http://www.uni-mainz.de/~ifeas>

Geschäftsführender Herausgeber/ Managing Editor:
Thomas Bierschenk (biersche@mail.uni-mainz.de)

Das Selbstverständnis von Einwanderern aus postkommunistischen Staaten in Deutschland

Beispielhaft anhand biografischer Untersuchungen
über Einwanderer aus Polen

Hausarbeit zur Erlangung des
Akademischen Grades
eines Magister Artium
vorgelegt dem Fachbereich Sozialwissenschaften
der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

von
Dominik Reisert
aus
Großwelzheim

Mai 2000

Referent: Prof. Dr. Thomas Bierschenk
Koreferent: Prof. Dr. Paul Drechsel

Für Matgosia

Inhalt

Vorwort	2
1. <u>Einleitung</u>	4
1.1 Einführung in die Arbeit	4
<i>Exkurs I: Von Polen, Aussiedlern und Deutschen</i>	<i>12</i>
1.2 Geschichte der Einwanderung aus Polen nach Deutschland	16
2. <u>Methodenteil</u>	20
2.1 Entwicklung der Fragestellung	20
2.2 Die Anlage der Arbeit	22
2.3 Methodische Grundüberlegungen	23
<i>Exkurs II: Vorurteile über Vorurteile</i>	<i>24</i>
2.4 Metatheoretischer Hintergrund und Methodologie	27
2.5 Biografieforschung	28
Was eine Biografie auszeichnet	30
Biografie und biografisches Erzählen	31
Methode der Auswertung	32
2.6 Die Datenerhebung	34
2.7 Auswertung und Einführung in den Aufbau der biografischen Kapitel	36
3. <u>Biografische Kapitel</u>	38
3.1 Lesław	38
3.2 Leszek	50
3.3 Edytka	61
3.4 Patrycja	71
3.5 Alina	84
3.6 Roman	96
4. <u>Schlusskapitel</u>	104
4.1 Zur Rolle der polnischen Herkunft für das Selbstverständnis	104
4.2 Individuelle Modernisierung	108
4.3 Schlussbemerkung	117
Literaturverzeichnis	119
Anhang I: Die Interviewkonzepte	126
Anhang II: Das vollständige Interview mit Edytka	129

Vorwort

Mein erster Dank gilt den Menschen, die mir ihre Biografie zur Verfügung gestellt und sich in zwei anstrengenden Interviewsitzungen meinen Fragen ausgesetzt haben. Ohne sie hätte ich diese Arbeit nicht schreiben können. Ich habe mich intensiv mit den Lebensgeschichten auseinandergesetzt – darin sehe ich die Aufgabe, die mir hier als Sozialforscher zukommt. Das bedeutet konkret, dass ich das Leben der Befragten interpretiert habe. Widersprüche und Brüche gehören zur menschlichen Existenz, die ich – aufgrund des in der Arbeit näher beschriebenen Ansatzes – in einen nachvollziehbaren Zusammenhang zu bringen und zu erklären versuche. Die Auseinandersetzung mit den Lebensgeschichten ist also notwendigerweise eine kritische. Wäre sie es nicht, würde ich die dahinterstehenden Menschen nicht ernst nehmen. Ich greife damit aber in hoheitliche Bereiche des Selbstverständnisses von Menschen ein, weil ich Selbstdeutungen nicht unbefragt hinnehme. Sozialforschung dieser Art beinhaltet unvermeidlich ein gewisses Maß an Überheblichkeit in dem Sinne, dass ich mich an einigen Stellen über die Selbstdeutungen der von mir vorgestellten Menschen hinwegsetze. Dafür möchte ich um Verständnis bitten. Es ist letztlich meine Deutung, die zwar nicht willkürlich, aber doch nur eine unter mehreren möglichen ist und lediglich auf vier Stunden Interview beruht.

Analog zur Metatheorie, die ich in der Arbeit selbst vorstellen werde, steht im Hintergrund dieser Arbeit eine Art *Metamethode*, auf die ich in der Arbeit nicht mehr eingehe. Diese Methode beruht auf der Überzeugung, dass gute Wissenschaft nur dialogisch sein kann, dass Ideen, Ergebnisse und Arbeitsweise sich in der Auseinandersetzung mit anderen bewähren müssen. Zusammen mit drei weiteren Magistranten habe ich dazu eine Magisterwerkstatt ins Leben gerufen. Wir trafen uns wöchentlich, um uns gegenseitig vom jeweiligen Fortschritt unserer Arbeiten zu informieren, ggf. Teilergebnisse vorzustellen, weitere Arbeitsschritte zu besprechen und vor allem unsere Kreativität gegenseitig anzuregen. In Anlehnung an Otto Kruse (1997) und Lutz von Werder (1992, 1993) machten wir verschiedene Schreibübungen, die die jeweiligen Phasen unserer Projekte unterstützten. Viola, Beate und Klaus, die mich und mein Projekt über eineinhalb Jahre begleitet, unterstützt, beraten und auch gefordert haben, spreche ich meinen besonderen Dank aus.

Ohne die fruchtbare, intensive und unermüdliche Textkritik meiner Schwester Judith wäre diese Arbeit weniger flüssig zu lesen und bestimmt schwieriger eingängig. Danke sage ich auch allen, die mir die Arbeit Gegengelesen haben und mich vor vermeidbaren Fehlern bewahrt haben. Ich bedanke mich auch bei meiner Mutter, die einen nicht geringen Teil der mühsamen Transkription der Interviews geleistet hat und auch bei allen anderen, die sich an der Transkription beteiligt haben, auch jenen, die trotz gutem Willen, wie ich selbst, an

den teilweise schlechten Aufnahmen gescheitert sind. Schließlich möchte ich Norbert Cyrus und Piotr Świątkowski danken, die mir freundlicherweise bisher nicht veröffentlichte Manuskripte zur Verfügung gestellt haben.

Die Begegnung mit Menschen aus Polen und das Bedürfnis, mich mit ihnen intensiver auseinander zusetzen, schulde ich ohne Zweifel meiner Frau Małgosia. Ihr ist diese Arbeit gewidmet. Ich hoffe, auch sie verzeiht mir manche perspektivischen Zerrungen, wie ihr mein Blick auf Polen aus ihrer Sicht erscheinen mag.

DR.

1. Einleitung

1.1 Einführung in die Arbeit

In der vorliegenden Arbeit werden sechs dauerhaft in Deutschland lebende Migranten aus Polen – beispielhaft für Menschen aus postkommunistische Staaten – vorgestellt. Der Fokus der Darstellung ist ihr Selbstverständnis in ihrer neuen Heimat, das hinter ihrer Migrationsbewältigung steht. Im Realsozialismus *durften* die Menschen nicht entscheiden, was sie heute selbst entscheiden *müssen* (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994:10). Es soll aufgezeigt werden, wie sich Menschen, die im sozialistischen Polen aufgewachsen sind, in einer marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaft zurechtfinden und wie sie mit ihrer Situation umgehen.

Obzwar 285.000 polnische Staatsbürger in Deutschland leben und die Polen mit über 45.000 Eheschließungen zwischen 1989 und 1997 noch vor den Türken (knapp 37.000) die größte Gruppe ausländischer Ehepartner von Deutschen stellen¹ (vgl. Świątkowski 2000), werden sie als Einwanderungsgruppe kaum wahrgenommen. Polen werden höchstens als saisonale Erntehelfer oder Schwarzarbeiter angesehen. Das ist einigermaßen überraschend, immerhin stellen die Polen die fünftgrößte Minderheitengruppe in Deutschland dar (nur die polnischen Staatsbürger gerechnet); auch dürften die Einwanderer aus Polen die längste Geschichte unter allen wichtigen Einwanderungsgruppen haben (s. Kapitel 1.2). Die Ignoranz gegenüber dieser Gruppe spiegelt sich auch in der dürftigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser Thematik wider: „Die Zuwanderung aus Polen nach Deutschland im Laufe der 70er und 80er Jahre ist in der bundesdeutschen Forschung weit weniger rezipiert und bearbeitet worden, als es der zahlenmäßigen Bedeutung dieses Phänomens und seiner gesellschaftlichen Implikationen angemessen gewesen wäre“ (Meister 1994:197). Aber auch die polnische Seite hat bislang kein besonderes Augenmerk auf die Auswanderung nach Deutschland gerichtet, sie interessierte sich mehr für die Emigration nach Übersee: „Die Geschichte der polnischen Emigration nach Deutschland wurde bisher trotz der nahen Nachbarschaft und des Ausmaßes der Erscheinung kaum einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Viel intensiver beschäftigte man sich dagegen mit der Auswanderung in die USA, nach Kanada und Australien“ (Misiak 1994:132).

Mit der Einwanderung aus Polen hat sich vor allem die Deutsche Volkskunde beschäftigt², freilich lange Jahre unter dem Aspekt, deutsche Kulturformen zu untersuchen. Im Zentrum

¹ Statistisches Bundesamt, Sondertabellen 5.1.1.-5.1.3. (Eheschließungen nach ausgewählter Staatsangehörigkeit der Ehepartner).

² Einen Überblick über volkskundliche Migrationsstudien gibt Burkhart Lauterbach (1999); das Gegenstück für die Ethnologie stammt von Andreas Ackermann (1997b)

des Interesses standen dabei die deutsche Minderheit in Polen sowie die (Spät-)Aussiedler. Berührungspunkte mit meiner Arbeit gibt es unter dem Gesichtspunkt, dass diese Menschen in Polen und damit auch in einer realsozialistischen Gesellschaft aufgewachsen sind. Die Schwerpunkte der Deutschen Volkskunde, deren Institute sich inzwischen oft Kulturanthropologie (oder ähnlich) nennen, haben sich mittlerweile verschoben. Es geht nunmehr nicht mehr vorrangig um die Feststellung von Kulturobjektivationen (Sprache, Trachten, Feste etc.), sondern mehr um die Auseinandersetzung mit verschiedenen Lebensweisen und um die Beschäftigung mit Integrationsfragen (Lauterbach 1999:136-139).

Der Ausgangspunkt volkskundlicher Beschäftigung mit Menschen aus Polen ist nach wie vor deren „deutsche Identität“. Daran ist grundsätzlich nichts auszusetzen; aber dies ersetzt keine Forschung über immigrierte Polen; außerdem führt diese Schwerpunktsetzung zur teilweise fälschlichen Annahme, dass die Menschen, die Polen verlassen grundsätzlich „als Deutsche unter Deutschen leben wollen“ (s. Exkurs I).

Die polnische Einwanderung der letzten Jahrzehnte nach Deutschland ist soziologisch und kulturanthropologisch ein vergleichsweise wissenschaftlich wenig aufgearbeitetes Phänomen. Neben einer Bestandsaufnahme und ersten Typologien (Mrowka 1994; Meister 1994; Cyrus 1994, 1998) beschäftigen sich einige Arbeiten mit der arbeits- und aufenthaltsrechtlichen Situation von Einwanderern aus Polen, die keinen Anspruch auf Einbürgerung mitbringen (Meister 1994; Cyrus 2000b; Helias 1994). In seinem Promotionsvorhaben am Institut für Kulturanthropologie in Frankfurt untersucht Piotr Świątkowski soziale und ethnokulturelle Probleme der Polen im Rhein-Main Gebiet (gemäß des Titels seines Forschungsprojektes in Świątkowski 1999:32; Świątkowski bezieht sich ausdrücklich nur auf polnische Staatsbürger). Die Untersuchung von Norbert Cyrus, einer von Werner Schiffauer betreuten Promotion, beschäftigt sich mit Migrationsprozessen in der polnisch-deutschen Grenzregion unter dem Aspekt des Pendelns. Cyrus ordnet sein Vorhaben einer „Anthropologie von Grenzregionen“ zu (1997:83) und bringt diese aktuelle Phase der Migration aus Polen in die neuesten migrationstheoretischen Überlegungen der transnationalen sozialen Räume ein (vgl. Ackermann 1997b).

Im Gegensatz dazu verfolge ich mit dieser Arbeit keine migrationstheoretische Absicht. Vielmehr möchte ich einen kleinen Beitrag zur Ethnographie von Einwanderern aus Polen nach Deutschland leisten. In dieser Arbeit geht es auch nicht darum, objektive Handlungsoptionen im Anschluss an die Einreise nach Deutschland zu analysieren (etwa bezogen auf die Rechtslage, vorhandene Netzwerke etc.) oder Integrationschancen zu untersuchen.

Mein Forschungsansatz basiert auf drei grundlegenden Voraussetzungen. Mit Kaschuba und Niedermüller gehe ich, *erstens*, davon aus, dass der kommunistischen Realität bestimmte Wertvorstellungen und Verhaltensweisen entsprechen. „Socialism embodied not

only a political and economic but also a primarily cultural system“ (Kaschuba/Niedermüller 1998:97). Im fremden Kontext, bspw. in der Migration, passen die Wertvorstellungen nicht auf die vermeintlich bekannten Situationen. Im heimischen Kontext dagegen reproduzieren sich kulturelle Selbstverständlichkeiten unmerklich innerhalb sozialer Praxis. Weil sie als Selbstverständlichkeiten vor allem unbewusst vorhanden sind und nicht thematisiert werden, löst ihre Dysfunktion im fremden Kontext Missverständnisse und Orientierungsmangel aus, provoziert Widerstände und erfordert Anpassung.

Ich betrachte diese Anpassungen in der Migrationssituation, *zweitens*, als individuelle Modernisierung³, in der ein bestimmtes Verhältnis des Individuums zu Körper, Selbst, Mitmensch, Gemeinschaft und Transzendenz zum Ausdruck kommt (vgl. Brumlik 1991:177). Inhaltlich kreist Modernität um persönliche Freiheit, Autonomie, Pluralität, Transparenz und Rationalität. Modernisierung ist die Auseinandersetzung, die sich bei der Konfrontation mit diesen Inhalten ergeben; Ergebnisse sind dabei nicht vorgegeben. Es geht weniger um das „Erlernen und Übernehmen nichttraditionaler, dezentrierter und postkonventioneller *Haltungen* [meine Hervorhebung]“ (Brumlik 1991:177). Mit Peter Alheit betrachte ich individuelle Modernisierung dagegen als einen „schwierigen biographischen Prozess, der weniger bestimmte Einstellungen und Wertmuster als vielmehr die aktive Verarbeitung neuer und überraschender sozialer Veränderungen ausdrückt“ (Alheit 1997:941).

Modernisierung ist eng verbunden mit der Geschichte und der inhärenten Logik von Markt- und Wettbewerbsgesellschaften mit demokratisch legitimierter politischer Organisation. Wie Schiffauer (1991:14) berufe ich mich, was die Theoretisierung der Moderne angeht, auf Max Weber, Norbert Elias, Theodor Adorno und Max Horkheimer u.a., die alle die Ambivalenz der Moderne bzw. der Modernisierung zum Thema haben und auf die Gefahr und die Tendenz des Umschlagens ihrer Inhalte in das genaue Gegenteil hinweisen⁴. Es geht in dieser Arbeit um die Auseinandersetzung von Individuen mit einer konkreten Gesellschaft, die in der Tradition der Moderne steht; es interessiert demnach vor allem, was Modernisierung für den Einzelnen bedeuten kann. Modernisierung ist primär durch den gesellschaftlichen Kontext bestimmt. Modernität steht dabei nicht einem einzelnen kulturellen System, der Tradition gegenüber; Modernität selbst hat eine Tradition⁵.

³ Die Anpassungsvorgänge sind natürlich nicht einseitig. Auch die Menschen der Aufnahmegesellschaft können nicht anders als auf die Migrationssituation handelnd einzugehen. Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass Migration den Modernisierungsprozess innerhalb der Aufnahmegesellschaft beschleunigt und verstärkt. Das ist aber nicht Gegenstand dieser Arbeit.

⁴ Bei Weber (1973, bes. 441-483): das Umschlagen von Rationalität in Irrationalität, die zunehmende Beherrschung der Welt schlägt um in ein zunehmendes Ausgeliefertsein; N. Elias (1969): Das Umschlagen von Fremdwängen in Selbstzwänge; Adorno/Horkheimer (1947): Dialektik der Aufklärung; (vgl. Schiffauer 1991:29f, Anmerkungen 4-6).

⁵ Individuelle Modernisierung kann natürlich nicht nur in Gesellschaften stattfinden, die in der Tradition der Moderne stehen; allerdings ist Modernisierung an Attribute gebunden, die in diesen Gesellschaften besonders dicht auftreten. Um einem eventuellen Missverständnis vorzubeugen: Modernisierung findet auch in Polen

Drittens, schließlich, bin ich der Überzeugung, dass Menschen in allem, was sie tun, soziale Strukturen repräsentieren; gerade in der individuellen und sozialen Ausdeutung von Situationen kommt zum Ausdruck, dass sich alles menschliche Tun auf einen sozialen Kontext bezieht. Von daher begründet sich, dass das Studium von Einzelfällen *das Soziale* verstehbar machen kann. Damit ist angedeutet, inwiefern die Beschäftigung mit sechs Personen über deren konkreten Fall hinausweisen kann. Es spiegelt sich in den Einzelfällen eine Allgemeinheit, die Marcel Mauss mit dem Begriff „totale soziale Situation“ zu fassen versucht. Demnach ist in jedem einzelnen sozialen Phänomen die Totalität von Gesellschaft im Spiel (Mauss 1975:18). In biografischen Einzelfällen soll hier dargestellt werden, wie sich Menschen, die im realsozialistischen Polen aufgewachsen sind, mit dem fremden Gesellschaftsmodell arrangiert haben. Einzelfallstudien haben gegenüber makrosoziologischen Untersuchungen den Vorteil, dass die Einbettung von Phänomenen in einen sozialen Zusammenhang nicht verloren geht und dass die konkrete Realisierung von sozialen Prozessen sichtbar bleibt. Damit ist auch klar, dass diese Arbeit keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben kann.

In der Betrachtung des Aufeinandertreffens von Menschen aus realsozialistischen Gesellschaften und westlich geprägten Gesellschaften orientiere ich mich an Wolfgang Wagner. Dieser beschreibt in seinem Buch „Kulturschock Deutschland“ (1996) typische Missverständnisse, die zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen auf Grund ihres unterschiedlichen kulturellen Hintergrundes – also auf Grund der Logik der jeweiligen Gesellschaft – auftreten.

Im offensiven, durchsetzungsorientierten Auftreten der Westdeutschen würden sich die Erfordernisse der Wettbewerbsgesellschaft widerspiegeln, die die Menschen im privaten wie im öffentlichen Leben zu prinzipiell ständigen Konkurrenten machten. Die Menschen seien gefordert, in allen Situationen eine gute Figur abzugeben, sie seien geübt darin, sich überall frei äußern zu können; ein sich ständiges Messen sei gleichzeitig eine spielerische Vorbereitung auf den marktbedingten „Ernstfall“ und Ausdruck von Statuskämpfen. Auf Grundlage von Verfahrensregeln seien die Westdeutschen auszuhandelnden Kompromissen gegenüber aufgeschlossen. Das Ironisieren und Jonglieren mit Bildern, Symbolen und Images, hätte – im Unterschied zur bescheidenen Sachlichkeit der Ostdeutschen – den Vorteil von größerer gegenseitiger Toleranz. Allerdings habe das den Preis von Oberflächlichkeit und Aufgabe eines geschützten Privattraumes, in dem man – defensiv – sein Selbstbild bestimmen könne. Während die Westdeutschen jederzeit zu spielerischen Konflikten bereit seien, würden die Ostdeutschen normalerweise das Verbindende betonen und nur im Ernstfall Konflikte austragen (Wagner 1996: Kapitel *Mißverständnisse*). Als

statt. In dieser Arbeit geht es aber um die konkreten Auseinandersetzungsprozesse einzelner Personen *in* Deutschland.

ein bestätigendes Indiz dafür, dass Wagners Analyse – zumindest teilweise – auch auf andere ehemals sozialistische Länder zutreffen kann, sehe ich in der seltenen Einigkeit unter den von mir Befragten, dass Polen im Vergleich zu Deutschland die „wärmere“ Gesellschaft sei.

Ein Mensch kann quasi über Nacht migrieren und in einen anderen gesellschaftlichen Zusammenhang geraten, seine Kultur kann er aber nicht über Nacht ablegen. Christopher Hann, Leiter des Max-Planck-Institutes für Sozialanthropologie in Halle, meint, es sei wahrscheinlich, dass „any substantial impact on the culture and meaning system through which people order their lives is much delayed“ (Hann 1994:9). Die innere Logik des über Nacht eingeführten neuen Gesellschaftssystems entwickelt sich erst allmählich. Dennoch beginnt sofort ein Anpassungsprozess, eine Auseinandersetzung mit der anderen, dem System inhärenten Logik. Der Mensch ist gezwungen – wie widerständig auch immer – auf die neue Umwelt einzugehen. „Erst wenn man handelnd auf die Welt eingeht, offenbart sich die Ordnung der Dinge“ (Schiffauer 1991:20). Sein Handeln und seine Gedanken stehen sofort im dialektischen Austauschprozess mit dieser anderen Gesellschaft. Um überhaupt sinnvoll handeln und kommunizieren zu können, muss er sich auf die Logik der neuen Gesellschaft einlassen. (Die einzige Alternative wäre die pathologische Schizophrenie.) Alle Migranten passen sich der Aufnahmegesellschaft auf die eine oder andere Weise an. Gemäß der inhaltlichen Bestimmung durchlaufen sie eine individuelle Modernisierung. Diese Feststellung ist erst mal nichts weiter als der Umkehrschluss meiner bisherigen Ausführungen. Hier geht es aber nicht darum, *ob* Modernisierung vorkommt, sondern *wie* ihre individuelle Ausgestaltung aussieht.

Der hier angewandte biografische Ansatz geht zurück auf William I. Thomas und Florian Znaniecki, die zwischen 1918 und 1920 fünf Bände über biografische Daten von Einwanderern aus Polen veröffentlicht haben: *The Polish Peasant in Europe and America*⁶. Die Autoren beobachten einen Modernisierungsprozess – als individuellen Wandel – polnischer Landbevölkerung, die sich nur langsam von reziproken face-to-face-Beziehungen (mit geringer Individualisierung im Familienverband) auf abstrakte Marktbeziehungen in Amerika eingelassen hätten (vgl. Zaretsky 1996:XIII); wobei die „moderne Gesellschaft darauf angewiesen sei, dass sie „von allen Gesellschaftsmitgliedern ein Mindestmaß an individueller Initiative, persönlicher Entscheidung und Beteiligung verlangt“ (vgl. Fuchs 1984:103). Thomas und Znaniecki haben herausgefunden, dass die Zugehörigkeit zu überschaubaren Gruppen, die sich selbst in Richtung „Modernisierung“ verändern, der Schlüssel zu einer erfolgreichen Migration in Amerika sei. Die Verallgemeinerung dieses Ergebnisses lässt sich für meine Studie allerdings nicht übernehmen; zwar zeigt sich, dass einige,

⁶ Dabei ist es zufällig, dass es auch um Polen geht.

durch eine Bezugsgruppe gestärkt, erfolgreich sind; andere sind aber gerade dadurch weitergekommen, dass sie sich von jeder Gruppe fernhielten. Was ich von Thomas und Znaniecki übernehme, ist ihr Ansatz, menschliches Verhalten grundsätzlich als gesellschaftlich bedingt anzusehen, was Eli Zaretsky so fasst: „When people change – when they modernize their agriculture, begin to consider women’s rights, learn to read, or try to stop smoking – they do so with help of others” (Zaretsky 1996:XIII). Das Neue an ihrem Ansatz war, dass sie die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft im Blick hatten. Sie wiesen auf die Bedeutung der sozialen Eingebundenheit als Erklärung von menschlichem Verhalten hin (Cyrus 1997:85), ohne dass das Verhalten dadurch determiniert sei. Sie erklärten, warum Menschen auf gleiche Phänomene unterschiedlich reagieren, damit, dass die Menschen Phänomene subjektiv – und damit unterschiedlich – einschätzen würden (vgl. Fuchs 1984:103). Sie haben damit gegen den Zeittrend dem Individuum als Handlungsträger und als Subjekt sozialer Prozesse (wieder) Geltung verschafft (vgl. Kohli 1981:276) und so die soziologische Beschäftigung mit einzelnen Personen begründet.

Den konkreten Modernisierungsprozess von Migranten hat auch Werner Schiffauer in „Migranten aus Subay. Türken in Deutschland“ (Schiffauer 1991) im Auge. Er beschreibt das Leben von fünf Migranten aus demselben anatolischen Dorf und entwickelt daraus eine grundlegende Konzeptualisierung von Identität, die sich im Laufe der Migration den Bedingungen einer Industriegesellschaft – ihrer neuen Lebenswelt – anpasse und die Migranten vom Leben in ihrer Heimat und ihren Vätern entfremde. Dabei arbeitet Schiffauer die Ambivalenz dieses Modernisierungsprozesses deutlich heraus. Anfänglich schienen sich die Versprechen der „neuen Welt“ zu erfüllen: die Migranten organisierten ihr Leben unabhängig von den Verpflichtungen und Erwartungen ihrer Väter; sie wollten für eine Übergangszeit ihr „Leben aussetzen“ um für die Zeit danach, also für das „richtige“ Leben, Geld zu verdienen; erst nach vielen Jahren habe sich der Preis der neuen Freiheiten und der Selbstbestimmung gezeigt. Die Zwänge der Industriegesellschaft hatten sie eingeholt: Arbeitslosigkeit, ehrenvolle Rückkehr ohne Geld war nicht möglich etc.; aus der Übergangszeit wurde ein Provisorium auf Dauer, das sie zudem als „sinnentleerte Zeit“ erlebten. Während sie am Anfang noch eine große Vision vor Augen hatten, was sie aus ihrem Leben machen wollten, begründen sie ihre Migration später als bloße Überlebensstrategie. Aus dem Gefühl, seine Lebenszeit beherrschen zu können, ist das Gefühl geworden, von der Zeit beherrscht zu werden (Schiffauer 1991:292-313).

Die Erscheinungen und die Folgen der „modernen Welt“ werden keineswegs immer positiv bewertet. Was den Einzelnen betrifft, ist Modernisierung in erster Linie eine Individualisierung, die eine Emanzipierung von Gesellschaft verspricht bzw. von Zwängen, die die Gesellschaft auf das Individuum ausübt, von fremdgesetzten, oft überlieferten, nicht selbst ausgesuchten Regeln. In „modernen“ Gesellschaften ist das Individuum gegenüber Grup-

pen aufgewertet. Individualisierung kann verschiedene Gesichter annehmen: Was als Befreiung begonnen hat, kann schnell in den Zwang zu eigen verantworteten Entscheidungen umschlagen und zwar in einer Umgebung, die ihrerseits befreit ist von Orientierungsangeboten und „konventionellen Stützen“ (Habermas 1994:441). Der Einzelne ist in einer Gesellschaft, in der die Menschen von Einbindung garantierenden Strukturen befreit sind, immer auch der Gefahr der Vereinzelung ausgesetzt. Die ambivalente Gestalt der Modernisierung zeigt sich auch deutlich bei den von mir befragten Personen, wenn auch positive und negative Aspekte unterschiedlich stark hervortreten. Bei genauer Betrachtung ist die Emanzipation immer eine unvollkommene, die schließlich doch keine Befreiung von Reglementierung, sondern oft nur ein Austausch von Zwängen darstellt. Die vorgestellten Migranten sind dem modernen Versprechen in unterschiedlicher Intensität und unterschiedlichem Bewusstseitsgrad gefolgt. Schließlich zeigen sich bei allen typische Erscheinungen von Individualisierung bzw. individueller Modernisierung.

Mit Migration von Menschen aus Polen aus biografischer Perspektive beschäftigten sich zwei Dissertationen neueren Datums: Die Arbeit von Ursula Nienaber „Migration – Integration und Biographie“ erschien 1995. Nienaber untersucht jeweils zwei Geburtskohorten deutschstämmiger Spätaussiedler aus verschiedenen Herkunftsländern und ordnet schließlich den länderspezifischen Herkunftsgruppen jeweils eine typische Eigenschaft zu, womit sie ihren – und von mir ebenfalls erhobenen – Anspruch verletzt, den Biografieträgern keine Typik überzustülpen (Nienaber 1995:157). Den gleichen Anspruch hat auch Dorothee Meister in „Zwischenwelten der Migration“ von 1997. Ihre Fragestellung „wie jugendliche Aussiedler und Aussiedlerinnen aus Polen die Migration nach Deutschland bewältigen und die damit verbundene Selbstkonstitution aufarbeiten“ (Meister 1997:9) verfolgt ein ähnliches Erkenntnisinteresse wie meine Arbeit. Konsequenter als Nienaber folgt sie der Forderung der *grounded theory*, auf die sich beide Autorinnen stützen, dem empirischen Material gegenüber „aufgeschlossen“ zu sein. Es ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sie die ambivalente ethnischen Selbstverortung der Einwanderer viel deutlicher berücksichtigt als Nienaber. Wenn auch nicht schwerpunktmäßig, so interessiert sich Meister für Individualisierungstendenzen unter ihren Migranten, die sie „halbierte Zwangsindividualisierung“ nennt, wobei sie nach Einstellungsänderungen sucht und Verhaltensanpassungen feststellt (Meister 1997:195-200). Im Unterschied zu mir kann Meister auf Grund der wiederholten Befragung nach einem längeren Zeitraum (nach über einem Jahr) Individualisierungsschübe nachweisen. Sie beschränkt sich dabei auf wenige generelle Aussagen und Tendenzen, d.h. eher auf „modernisierte“ Haltungen (liberaleres Verhältnis zur Kirche, Partnerschaften etc.) während ich die konkrete Individualisierung bzw. individuelle Modernisierung im Kontext der jeweiligen Person aufzeigen will.

Die Betonung dieses Themas zeugt bereits von dem „modernen“ Standort des Autors, meinem Standort⁷. Der bewusste Wunsch *nach* und die Hochschätzung *von* Emanzipation gehören zu den typischen Erscheinungen der „modernen Welt“. Das Thema tritt auf in Kulturkontakten, Generationenkonflikten, in Fragen der Gesellschaftsorganisation (Demokratisierung, Zivilgesellschaft) etc. und ist in diesem Zusammenhang immer wieder Gegenstand von Magisterarbeiten am Institut für Ethnologie und Afrikastudien in Mainz. Damit reiht sich meine Arbeit in andere Projekte des Institutes ein, die ebenfalls Modernisierung zum Thema haben, etwa die Arbeit von Ulla Selchow (1999), die in der Darstellung des Generationenkonflikts zwischen Müttern und Töchtern in einer westafrikanischen Stadt, eine Annäherung der Töchtergeneration – auch unter Zuhilfenahme der Terminus „modern“ – an Werte wie Selbstbestimmung und Autonomie wohlwollend feststellt; oder die Arbeit von Nikolaus Ell (1999), der in seiner Studie über internationale Workcamp-Organisationen die Auswirkung einer vermeintlich authentischen „vormodernen“ Lebenswelt auf „moderne“ Jugendliche untersucht.

Im Hauptteil dieser Arbeit zeichne ich – quasi als Rekonstruktion der individuellen Modernisierung – die Auseinandersetzung mit der Aufnahmegesellschaft Deutschland nach. Am Ende der Arbeit expliziere ich, was im Leben der Einzelnen gemäß meiner Interpretation Modernisierung ist. Bevor ich mit der Beschreibung und Interpretation der einzelnen Migranten beginne, stelle ich weitere Bezüge der Arbeit her.

In der bisherigen Einführung habe ich den wissenschaftlichen Kontext vorgestellt, an den meine Arbeit anschließt und so mein Erkenntnisinteresse eingeordnet; ich habe aufgezeigt, dass die Beschäftigung mit Migranten aus Polen ein wenig bearbeitetes wissenschaftliches Feld ist. Im Kapitel über die **Geschichte der Einwanderung aus Polen** wird deutlich, dass das allgemeine Desinteresse dem Umfang und der historischen Dimension des Phänomens nicht gerecht wird. Im **Methodenteil** erläutere und begründe ich – ausgehend von der Präzisierung der Fragestellung – meinen Forschungsansatz. Gleichzeitig zeige ich auf, welchen Erkenntnisgewinn ich in meiner Arbeit sehe. Dabei versuche ich sukzessive von einer allgemeinen Bestimmung empirischer Sozialforschung, in die von mir als Forschungsansatz gewählte Biografieforschung einzuführen und sowohl meine Erhebungsmethoden als auch meine Auswertungsmethoden zu begründen. Bevor ich in die biografischen Kapitel einsteige, beschreibe ich, wie ich zu den ausgewerteten Daten gekommen bin und auf welche Weise ich sie bearbeitet habe. In zwei Exkursen beziehe ich deutlich Stellung zu oft unreflektiert gebrauchten Begriffen, die für meine Arbeit zentralen Stellenwert haben. Das gilt sowohl für die Differenzierung von Vorurteilen und sozialwissen-

⁷ Auch dass meine Wahl auf die Biografieforschung gefallen ist, zeugt von meiner raum-zeitlichen Eingebundenheit und könnte mit dem Grund zusammenhängen, der für den konjunkturellen Aufschwung dieser Forschungsrichtung seit den 1980er Jahren angegeben wird. Dieser wird u.a. darin gesehen, dass bei zunehmender gesellschaftlicher Modernisierung und differenzierteren Lebensläufen „Biografie als Institution sui generis“ (Fischer 1989:98) an Bedeutung gewinnt (vgl. auch Fuchs 1984:13).

schaftlichen Konzepten, als auch für die Unterscheidung zwischen Polen, Aussiedlern und Deutschen. In den Exkursen kommt mein Standpunkt zum Ausdruck, der sich insgesamt in die Logik meines Forschungsansatzes einfügt.

Exkurs I: Von Polen, Aussiedlern und Deutschen

Bei Forschungsbeginn bin ich – wie selbstverständlich – davon ausgegangen, dass man klar zwischen Aussiedlern und Polen unterscheiden kann. Meine Forschungsfrage bezog sich ursprünglich auf Polen, die in Deutschland leben, also nicht auf Aussiedler. Ich musste sehr bald feststellen, dass viele, bei denen ich davon ausging, sie seien Polen, einen Aussiedlerstatus innehaben. Von den neun Personen, die ich interviewt habe, sind fünf im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft. Während erster Erkundungen im Feld stellte ich fest, dass über die Frage der Zugehörigkeit bei vielen eine gewisse Verunsicherung herrscht. Manche legen besonderen Wert auf ihre Staatsbürgerschaft; andere – bekennende Polen – verleugnen, dass sie die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen haben. Ich bat einen polnischen Priester der Polnischen Mission Mainz um ein Interview zu meinem Thema. Er wisse dazu nichts, war seine abweisende Antwort, er wüsste nicht einmal, wer von seinen Gemeindemitgliedern überhaupt Pole sei und wer nicht. Da gäbe es Deutsche, richtige Deutsche, die halt Polnisch sprächen und die polnische Kultur noch irgendwie bräuchten. Und Leute aus Schlesien, keine Polen, Deutsche vielleicht – er wisse auch nicht so genau, Leute, die irgendwie als Schlesier was Eigenes sein wollten, die kämen auch zu seinen Gottesdiensten. Er wisse einfach nicht, er frage auch nicht, schon die Frage danach könne einem Ärger einhandeln (Feldtagebuch, Eintrag vom 22.03.1999). Auf einer Tagung zur zweisprachigen Erziehung reagierte eine Referentin äußerst verärgert und verunsichert auf die Frage, welcher Seite sie nun tatsächlich angehöre, nachdem sie bekundet hatte, sich selbst keiner Seite zuordnen zu wollen (Feldtagebuch, Eintrag vom 17.12.1998). Hans Peter Meister vom Polnischen Sozialrat in Berlin berichtet, dass eine Ärztin in diesem Zusammenhang schizophrene Zustände beobachtet hätte (Meister 1994:204). Diese Beobachtungen waren mir Anlass genug, über die tatsächliche Wirksamkeit der strikten Unterscheidung, wie sie die rechtliche Lage vorgibt, nachzudenken.

Der deutsche Gesetzgeber unterscheidet bezüglich der Einwanderung grundsätzlich zwischen zwei Gruppen, den Ausländern – die dem Ausländergesetz unterliegen – und den (Spät-)Aussiedlern – die außer zusätzlichen Eingliederungshilfen alle Rechte und Pflichten der Deutschen haben. Diese Unterscheidung beruht auf dem Abstammungsprinzip und dem Bekenntnis zum „Deutschtum“. In der Praxis führt das zu Statusunterschieden, rechtlicher Ungleichbehandlung und einer teilweise emotional unterschiedlichen Aufnahme durch die ansässige Bevölkerung. Auch im akademischen Bereich gilt diese

Unterscheidung, wo man sich in der Regel entweder für Aussiedler oder Ausländer interessiert (vgl. Lauterbach 1999).

Am augenfälligsten wird die Verschwommenheit der Kategorien Deutsche und Polen in Schlesien. Dort gibt es nämlich mindestens drei unterscheidbare Gruppen: Schlesier, die sich als etwas Eigenständiges betrachten, nicht deutsch und nicht polnisch; Schlesier, die sich als deutsche Schlesier verstehen und solche, die polnische Schlesier sein wollen. Tatsächlich ist es so, dass es eine klare Trennung zwischen sogenannten Deutschstämmigen und Polen nicht gibt. Historisch gesehen ist die Grenzregion Deutschland-Polen von Austausch und Mischung gekennzeichnet, deren tiefgreifende Auswirkung die folgende Aufzählung andeutet. Im 15. Jh. „wurden an einigen Universitäten [...] Deutsche und Polen der gleichen ‚natio‘ zugewiesen“ (Nicklas: 1994:78). Im Berliner Dialekt verstecken sich polnische Worte (Penunse für Geld, polnisch *pieniądze*). Deutsche Lehnwörter sind im Polnischen keine Seltenheit: *Ratusz* für Rathaus, *Burmistrz* für Bürgermeister oder *Szuffada* für Schublade. In der Nähe von Görlitz wurde ich einmal folgendermaßen nach der Urzeit gefragt: „Haben wir schon die Neunte?“ Diese Formulierung ist eine direkte Übertragung der grammatikalisch korrekten polnischen Weise zu fragen, ob es schon neun Uhr ist. Aufschlussreich sind auch metaphorische Übereinstimmungen zwischen dem Deutschen und dem Polnischen. „Etwas funktioniert“ kann man in beiden Sprachen (nicht im Englischen) mit „es geht“ umschreiben. Deutsche Ortsnamen wie Pulsnitz oder Niesky klingen slawisch. Hunderttausende Arbeitskräfte „pendelten“ aus Regionen, die heute zu Polen gehören vor allem ins Ruhrgebiet. Der FC Schalke 04 begann als „Polacken- und Proletenclub“ (Cohn-Bendit/Schmid 1992:223), wovon heute noch die ortsübliche Redewendung „wir war’n auf Schalke“ zeugt. Im Polnischen wird die Präposition „na“ verwendet, um anzuzeigen, bei einem Fußballspiel gewesen zu sein. „Na“ wird in den meisten Fällen mit „auf“ ins Deutsche übertragen. Zahllose Zwangsarbeiter arbeiten in der deutschen Landwirtschaft. Über mehr als 100 Jahre teilten Westpolen und der gesamte norddeutsche Raum die preußische Staatlichkeit, später die reichsdeutsche.

Es gibt also einen Hintergrund dafür, dass viele Menschen sich der einen oder anderen Seite zugehörig fühlen könnten. Für eine Seite eindeutig entscheiden mussten sich die Menschen dann allerdings spätestens im Nationalsozialismus, wo sich jeder in eine Volksliste eintragen musste. Dabei kam es vor, dass „Eindeutschungsfähige“ zur „Germanisierung“ nach Deutschland gebracht wurden. Ein entsprechender Eintrag in offizielle Dokumente konnte später den Vertriebenenstatus begründen (Meister 1994: 203). Möglich war auch, dass sich nahe Verwandte unterschiedlich entschieden. Das war der Fall bei dem Großvater und seinem Bruder einer von mir befragten Person.

... ein Bruder meines Opas, der lebte in Berlin und hat dort gearbeitet, und ... ja. Er hat sich entschieden deutsch zu sein. Und ich weiß noch, meine Mutter hat gesagt, wenn sie [ihr Opa und sein Bruder] sich getroffen haben, dann gab's Spannungen. Also, die haben sich jahrelang nicht gesehen. Erst wo mein Opa gestorben ist, ist sein Bruder gekommen und mit seiner Frau, nach Hause, zu Besuch, weil, ich glaube, es ging um politische Optionen, dass mein Opa pro-polnisch war und der andere, er war in Deutschland, und er war pro-deutsch.

Nach dem Krieg kam es zur Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus dem polnischen Staatsgebiet. Im kommunistischen Polen gab es offiziell keine Deutschen. Alle galten als Polen, was sich die Menschen unterschiedlich zu eigen machten; während manche sich trotzig eine starke deutsche Identität aneigneten, verloren andere den Bezug zu ihrem Deutschsein.

Bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Aussiedlern wird häufig das Motiv unterstellt „als Deutsche unter Deutschen leben zu wollen“. Dieses Motiv erscheint Nienaber so plausibel, dass sie es in ihrer biografieanalytischen Untersuchung von Spätaussiedlern aus Polen, Rumänien und der UdSSR nicht weiter hinterfragt hat:

... ältere Untersuchungen von Arnold (1980) als auch neuere Studien von Dietz (1990; 1991) und Schell-Greiser (1993) [kamen] hinsichtlich der Motivstruktur zu übereinstimmenden Ergebnissen: Aussiedler wandern eben aus, weil sie Deutsche sind, um als Deutsche unter Deutschen zu leben. Eine so plausibel lautende Erklärung galt es, im Rahmen dieser Studie kritisch auf ihre „Bedeutung“ zu hinterfragen (Nienaber 1995:172).

Ihre Bedeutung will sie kritisch hinterfragen, nicht die Erklärung an sich. Diese Vorannahme steuerte auch die Vorauswahl ihrer Informanten – die in entsprechenden Vereinen rekrutiert wurden (Nienaber 1995:178) was dazu führte, dass das Motiv bestätigt wurde. Bei den von mir befragten Personen spielt dieses Motiv dagegen keine Rolle, selbst bei Roman nicht, der sicher in vielerlei Hinsicht als typischer Aussiedler gelten kann (s. Kapitel 3.6). Die Einsicht, dass dieses Motiv nicht so selbstverständlich und schon gar nicht für alle gilt, kommt eher von der Seite, die sich mit Polen beschäftigt. Meister vom Polnischen Sozialrat weist darauf hin,

dass die Trennungslinie zwischen Aussiedlern deutscher „Volkszugehörigkeit“ aus Polen und emigrierten polnischen Staatsangehörigen „polnischer Abstammung“ keinesfalls anhand der Kriterien der deutschen Vertriebenengesetze gezogen werden kann. Dies bedeutet, dass es polnische Staatsangehörige aus deutschen Familien gibt, die im Rahmen der hiesigen Gesetze keinen Aussiedlerstatus erhalten und – dies betrifft den weitaus größeren Teil – es zahlreiche Personen gibt, die hier als Aussiedler anerkannt worden sind, obwohl sie aufgrund ihrer kulturellen Prägung, Sozialisation und auch Selbsteinschätzung eher als Polen anzusehen wären (Meister 1994:202).

Wer auf Grund seiner Selbsteinschätzung eher ein Pole ist, kann sich kaum wünschen als Deutscher unter Deutschen zu leben. Meister bezweifelt sogar, dass sich die Mehrheit der Aussiedler als Deutsche fühlt (Meister 1994:204, Fußnote 10).

Die Verschwommenheit der Kategorien „deutsch“ und „polnisch“ wird nicht nur in der Dimension „Abstammung“ sichtbar, sondern auch im Grad und der Bereitschaft der Assimilierung. Von den Polen, die vor dem Zweiten Weltkrieg in den 1920er Jahren vergleichsweise gut organisiert waren ist heute kaum mehr übrig als der Familienname und auch dieser oft in einer eingedeutschten Version (vgl. Kapitel 1.2). Analog zu einer jungen – in Polen aufgewachsenen – Aussiedlerin, die Meister beispielhaft anführt (Meister 1994:204, Fußnote 8), die sich eher als Polin ansieht, obwohl ihre Eltern unzweifelhaft Deutsche sind, wollen auch etliche Kinder von polnischen Eltern in Deutschland lieber Deutsche sein⁸. Einer meiner Gesprächspartner erzählte von der Tochter seiner Bekannten, die sich seit ihrer Pubertät weigern würde polnisch zu sprechen. Das Verhältnis zum Herkunftsland verändert sich bereits in der ersten Generation. Es ist nichts Außergewöhnliches, dass sich Migranten auf die eine oder andere Weise der Aufnahmegesellschaft anpassen. Selbst wenn dieses Anpassen primär widerständig sein sollte, stehen Migranten und Aufnahmegesellschaft in einem dialektischen Verhältnis zueinander, das die beiden verbindet und gegenüber der Herkunftsgesellschaft abgrenzt. Es ist die Erfahrung vieler Migranten, hier *noch nicht* und dort *nicht mehr* richtig dazuzugehören; eine Erfahrung, die man selbst bereits nach wenigen Jahren Auslandsaufenthalt oftmals zur eigenen Überraschung machen kann. Brislin stellt für temporäre Migration fest: "Most people simply do not envision any possibility that they will have difficulties in their own culture, which they know so well." (Brislin 1996:237). Die Reaktionen auf solche Erfahrungen können verschieden sein, von einer trotzigen Verstärkung seiner nationalen Identität bis hin zur Aufgabe seiner Herkunftsidentität.

Wie groß die Bandbreite des Verhältnisses zwischen Status und Selbstverständnis sein kann, wie fließend die Übergänge zwischen Deutschen und Polen sind, lassen bereits die wenigen hier vorgestellten Biografien erahnen.

1.2 Geschichte der Einwanderung aus Polen nach Deutschland

Mit diesem Kapitel soll einerseits die dargestellte Migration historisch eingeordnet werden, andererseits auf die lange Tradition der Einwanderung und folglich auch des Austausches hingewiesen werden. Damit wird unterstrichen, dass die Beschäftigung mit dieser Einwanderung nach wie vor relevant ist.

⁸ Bemerkenswert ist, dass in der Literatur zitierte Aussiedler, also die konkreten Personen, sich gegenüber Deutschland ganz unterschiedlich positionieren. Renata, die im Alter von 15 seit zwei Jahren in Deutschland lebt, meint, sie würde immer mehr eine Deutsche werden (Meister 1997:120f). Dagegen stellten Marburger/Reinhold (1996) fest, dass keiner ihre dreißig 14-bis 19jährigen befragten Aussiedler sich Deutschland emotional verbunden fühle. Solche unterschiedlichen Befunde können leicht zu verschiedenen theoretischen Annahmen führen. Gerade diese Diversivität macht es meines Erachtens unumgänglich sich die Situation und Geschichte der einzelnen Personen genauer anzuschauen, bevor man diese Einwanderungsgruppe theoretisch verortet.

In Deutschland leben gegenwärtig etwa 285.000 polnische Staatsbürger (Polm 1997:123); zwischen 1982 und 1990 kamen knapp 700.000 Aussiedler aus Polen in die Bundesrepublik, von denen sich ein nicht geringer Teil eher als Polen denn als Deutsche versteht (s. Exkurs:I). Nach Schätzungen des Polnischen Sozialrates in Berlin dürften zwischen 10.000 und 20.000 deutsche Staatsbürger in polnischen Vereinen organisiert sein (Meister 1994:197). Sich illegal in Deutschland aufhaltende Polen, also jene, die nicht in offiziellen Statistiken erfasst werden, können nur geschätzt werden. Darüber hinaus gibt es Werkvertrags-Arbeitnehmer und Saisonarbeiter.

Polnische Schätzungen gehen davon aus, dass bis zu zwei Millionen Personen mit polnischer Abstammung in Deutschland leben (Meister 1994:197; von Marschall 1998:78). Die Ursprünge dieser Bevölkerungsgruppe reichen weit zurück ins letzte Jahrhundert. Durch die restlose Aufteilung Polens unter Russland, Österreich und Preußen im 18. Jh. waren weitere Gebiete mit überwiegend polnisch-sprechender Bevölkerung an Preußen gefallen, die 1871 Teil des neugegründeten Deutschen Reichs wurden. Bis zum Ersten Weltkrieg lebten über vier Millionen Polen als Reichsdeutsche im wilhelminischen Deutschland (Polm 1997:122). Als etwa ab den 1870er Jahren der Arbeitskräftebedarf im Ruhrgebiet nicht mehr durch das Umland gedeckt werden konnte, begann man, berufserfahrene Bergarbeiter aus der Region Katowice (Oberschlesien) anzuwerben. Durch die Zuwanderung von Billigarbeitern aus Russland und aufgrund schwacher Ernten (s. dazu auch Zaretsky 1996:XII) entstand unter der einfachen Landbevölkerung im östlichen Teil Preußens ein enormer Migrationsdruck, der zu einer erheblichen Zuwanderung nicht nur ins Ruhrgebiet, sondern auch in andere Wirtschaftsregionen wie Berlin und Hamburg führte (Polm 1997:124). Nachdem Amerika 1893 die Einwanderungsmöglichkeiten stark eingeschränkt hatte, verstärkte sich die reichsdeutsche Ost-West-Binnenwanderung nochmals. Bis 1914 sind über zwei Millionen Menschen aus dem Osten des Reichs in die hochkonjunkturellen deutschen Industriegebiete abgewandert (Kleßmann 1978:38). Die zunehmende Abwanderung aus den preußischen Ostprovinzen führte zu einer „Leutnot“ im agrarischen Bereich (z.T. wanderten ganze Dörfer aus), die wiederum saisonale Zuwanderung von „ausländischen Polen“ aus dem russischen oder österreich-ungarischen Teil bewirkte (bis zu 300.000 Arbeitskräfte). Als Ausländer besaßen sie weit weniger Rechte als die „Reichspolen“ und mussten das Gebiet des Deutschen Reiches (mit Ausnahme der Freien Hansestädte) den Winter über verlassen. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges wurde ihnen – umgekehrt – die Heimkehr verboten und weitere etwa 600.000 Polen wurden aus dem Russischen Territorium zur Ernte und in die Industrieproduktion deportiert. Als sie nach dem Krieg nicht mehr gebraucht wurden, wies man die ausländischen Polen wieder aus (Stefanski 1995:389f).

Erklärtes Ziel der Bismarckschen Kulturpolitik⁹ war die Germanisierung der im preußischen und später im reichsdeutschen Staatsgebiet lebenden Polen. Gegen Ende der 1890er Jahre verschärfte sich die Propaganda gegen die Polen, die für ihre Arbeit im Bergbau von nun an obligatorisch Deutsch sprechen mussten (Ackermann 1997a:130). Die aus Angst vor nationalpolnischen Verschwörungen eingerichteten Schikanen gegen Sprache und Religion bewirkten keine Assimilation, sondern das genaue Gegenteil.

Die Zuwanderer [...] waren keineswegs als Polen gekommen – sie verstanden sich vielmehr als Kujawen, Posener, Oberschlesier usw. Erst der Druck, der von außen auf sie ausgeübt wurde, veranlaßte sie zum Zusammenschluß und zur Entdeckung dessen, was es bei ihnen bisher nur in Ansätzen gegeben hatte: ein polnisches Nationalbewußtsein (Cohn-Bendit/Schmid 1992:225; dazu auch Kleßmann, 1978:31; Stefanski 1995:387f).

Die polnischen Einwanderer begannen sich zu organisieren. 1912 gab es 875 polnische Vereine, verschiedene Zeitungen, Genossenschaftsbanken etc.; die *Zjednoczenie Zawodowe* (Berufsvereinigung) war die drittstärkste Gewerkschaft im Ruhrgebiet.

Trotz der Abwehrreaktion auf den Assimilationsdruck gab es eine verbreitete Integrationsbereitschaft. Davon zeugen zahlreiche Mischehen und viele eindeutschende Namensänderungen (s. Kleßmann 1978:72ff) sowie eine verbreitete loyale Haltung gegenüber Deutschland beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Nach dessen Ende kam es zu einem offen ausgetragenen Konflikt innerhalb der in Deutschland lebenden Polen, in dem sich die Polen in ein Lager für soziale Integration und eines für nationale Loyalität zugunsten des neuen polnischen Staates spalteten (ausführlich: Kleßmann 1978:145-150). In der Weimarer Republik verbesserte sich die rechtliche Lage der polnischen Bevölkerung (z.B. wurde ein Minderheitenschutz in die Verfassung aufgenommen), was sich in einer sich rasch ausbreitenden polnischen Infrastruktur (Banken, Geschäfte, Kleinunternehmen, Gastronomie) niederschlug (Polm1994:124). 1922 wurde in Berlin als Dachorganisation der ZPN (*Związek Polaków w Niemczech*: Bund der Polen in Deutschland), der sich für die Minderheitenrechte für Polen mit deutscher Staatsbürgerschaft einsetzte (Stefanski 1995:392). Gleichzeitig war nach dem Ersten Weltkrieg die polnische Staatlichkeit wiederhergestellt, sodass viele eine Rückkehr als patriotische Tat verstanden. Etwa ein Drittel entschied sich für diese Möglichkeit. Ein weiteres Drittel wanderte wegen der Bergbaukrise im Ruhrgebiet in nordfranzösische Bergbauregionen weiter (Kleßmann 1978:161). Die polnischen Organisationen und die gesamte „polnische“ Infrastruktur wurden durch den demografischen Rückgang erheblich geschwächt. Im Zusammenhang mit der zunehmend nationalistischen Stimmung in Deutschland ab den 1920er Jahren erhöhte sich der Assimilationsdruck auf die in Deutschland gebliebenen und organisatorisch geschwächten Polen. Viele Organisationen und Vereine lösten sich rasch auf (Cohn-Bendit/Schmid 1992:226f). Kurz vor dem deutschen Überfall auf Polen wurden die Reste der polnischen Organisationen zerschlagen

⁹ Otto von Bismarck war 1862-71 preußischer Ministerpräsident und 1871-90 deutscher Reichskanzler.

und die Funktionäre verhaftet (Meister1994:199; s. auch Kleßmann 1978:177-186, 290). Während sich die polnischen Strukturen weitgehend auflösten, setzte bereits in den 30er Jahren die kontingentierte Saisonarbeit aus Polen wieder ein. 1939 arbeiteten ca. 100.000 Polen in der deutschen Landwirtschaft. Im Verlauf des Zweiten Weltkrieges wurden zwischen 1,7 und 3,5 Millionen Polen und Polinnen zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt (Stefanski 1995:391).

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wurden knapp 100.000 Inländer mit polnischer Muttersprache gezählt (Stefanski 1995:393). Der 1946 wiedergegründete ZPN hatte seinerzeit ca. 35.000 Mitglieder. Die ehemaligen Zwangsarbeiter (*Displaced Persons*) kehrten mehrheitlich in ihre Heimatländer zurück oder – wenn sie dem kommunistischen Einflussbereich entkommen wollten – wanderten in westliche Länder weiter; dennoch verblieben nicht wenige im späteren Bundesgebiet; im sowjetischen Einflussbereich wurden alle *Displaced Persons* repatriert. Die von Meister für 1954 angegebene Zahl von 80.540 Polen in Westdeutschland bezieht sich wohl auf diese Gruppe (Meister 1994:200). Diese erhielten den Status „heimatlose Ausländer“ mit weitgehend rechtlicher Gleichstellung gegenüber deutschen Staatsbürgern; dazu zählen auch diejenigen, die sich nach dem Krieg dem Kommunismus entziehen wollten und schließlich in Westdeutschland hängen blieben.

In den 50er Jahren – also zu Beginn des Kalten Krieges – spaltete sich von der demonstrativ neutralen ZPN die Gruppe *Zgoda* (Eintracht) ab, die eine Zusammenarbeit mit der kommunistischen Volksrepublik Polen anstrebte und von dort auch Unterstützungsleistungen erhielt. Die Spaltung des Polenbundes führte letztlich dazu, dass viele potenzielle Mitglieder beider Organisationen fernblieben und Polnischsein zu einer häuslichen Angelegenheit wurde. Die Haupttätigkeit beider Organisationen bezog sich in der Folgezeit auf Unterstützung und Vermittlungsleistung bei Polenreisen ihrer Mitglieder. Dieses Dienstleistungsangebot veranlasste auch einige *Displaced Persons* sich für diese Organisation zu interessieren. Einen gewissen Zulauf erhielten sie ebenfalls von Aussiedlern, die in den 70er und 80er Jahren aus Polen nach Deutschland kamen. Als gegen Ende der 80er Jahre die Visumpflicht und der Zwangsumtausch aufgehoben wurden und damit die Einreise unproblematischer und ohne fremde Hilfe organisierbar war, verließen viele Mitglieder diese Organisationen. Die Mitgliederzahl dürfte heute bei wenigen Tausend liegen (Stefanski1995:394).

In den 80er Jahren waren die ausländerrechtlichen Bestimmungen für Zuwanderer aus Ostblockländern günstig. Das galt auch für die Stimmung, die ihnen – als „Freiheitskämpfern“ – von den Deutschen entgegengebracht wurde. Besonders Polen profitierten von der Sympathie für die *Solidarność*-Bewegung durch großzügige rechtliche Voraussetzungen

für ihre Integration. Als seit 1984 die Zahl der Einwanderer deutlich zunahm, verschob sich die Sympathie und die Privilegien wurden bis 1987 (bzw. 1989 in Berlin) schrittweise abgeschafft. Parallel dazu nahmen Integrationsgrad und wirtschaftliche Sicherheit ab (vgl. Meister 1994:205f). Zwischen 1979 und 1989 haben sich von über eine Million eingereister Polen ca. 200.000 im Bundesgebiet niedergelassen.

Seit 1991 ist die Einreise von Polen nach Deutschland ohne Visum möglich, das erst für einen Aufenthalt von mehr als drei Monaten benötigt wird. Dadurch ist die Zahl der Grenzübertritte deutlich gestiegen, auf jährlich seither etwa 20 Millionen (Cyrus 1994: 182). Zur Einteilung der aktuellen deutsch-polnischen Migration schlägt Cyrus sechs Kategorien vor: Touristen, Arbeitsmigranten, Irreguläre, Illegale, akzeptierte Zuwanderer und ungesicherte Zuwanderer (Cyrus 1994:186ff). Bei Touristen handelt es sich um Einreisende ohne Erwerbsabsicht, die nach spätestens drei Monaten die Bundesrepublik verlassen. Unter der Gruppe der Arbeitsmigranten fasst Cyrus Werkvertragsarbeitnehmer, Saisonarbeiter, Grenzgänger sowie Schüler und Studenten zusammen. Irreguläre nennt er diejenigen, die als Touristen einreisen, dann aber einer Beschäftigung nachgehen, die von sich aus nicht illegal ist. Wer die Grenze illegal überschreitet, sich illegal in der Bundesrepublik aufhält oder auf prinzipiell illegale Weise Einkommen erzielt, gilt als Illegaler. Akzeptierte Zuwanderer sind diejenigen, die auf Grund rechtlicher Möglichkeiten einen gesicherten Aufenthaltsstatus innehaben. Das trifft auf die Menschen zu, deren politische Verfolgung von staatlichen Organen festgestellt wurde, die als Deutschstämmige gelten oder die einen deutschen Staatsangehörigen bzw. eine deutsche Staatsangehörige geheiratet haben. Darüber hinaus gibt es keine Möglichkeit der regulären Zuwanderung (Cyrus 1994:188). Wer sich im Verfahren der Prüfung seiner regulären Zuwanderungsmöglichkeiten befindet, unterliegt einer Reihe von Beschränkungen (Arbeitserlaubnis, Bewegungsfreiheit, u.ä.) und Unsicherheiten. Diese Menschen bilden die Gruppe der ungesicherten Zuwanderer. Die zuletzt genannte Kategorie dürfte für Polen allerdings kaum von Bedeutung sein, weil politische Verfolgung in Polen als Aufnahmegrund von der Bundesrepublik nicht mehr anerkannt wird und die Anträge für Einreise auf Grundlage der Abstammung vom Ausland aus gestellt und anerkannt werden müssen. Lediglich Verheiratete haben in den ersten drei Jahren einen unsicheren Status, weil sich in diesem Zeitraum die Stabilität der Verbindung erweisen muss.

Die Polen in Deutschland haben keinen starken Dachverband, der ihre Interessen in Deutschland bündeln könnte. Die Polen sind im Vergleich zu anderen Einwanderungsgruppen wenig organisiert (Polm 1997:126). Während Heinrich Mrowka mit Bedauern feststellt, dass sich die Polen einer, wie er es nennt „Selbstgermanisierung“ unterziehen, ihr Polentum gewissermaßen abstreifen, um bequem und schnell aufsteigen zu können, erklärt Meister den geringen Organisationsgrad eher mit den extrem unterschiedlichen Bedingun-

gen (z.B. Lebensläufe, Bindung an Polen, soziale und rechtliche Stellung) der hier lebenden Polen (Meister 1994:198). Diese Auffassung wird durch diese Studie unterstützt. Die hier vorgestellten Migranten verbindet weder die Einreisebedingung (Urlaubsreise, offizielle Auswanderung, Flucht, Aussiedlung), der Aufenthaltsstatus, noch eine strukturell ähnliche Herkunft (Stadt-Land, Bildungsgrad etc.) und schon gar nicht die Motivation zur Emigration.

Meine Informanten haben nichts mit der „alten Migration“ zu tun. Keiner hat Kontakt zu deren Mitgliedern; es gibt keine institutionelle Infrastruktur, die eine kontinuierliche Einwanderungstradition begründen könnte. Niemand hat Interesse an „alten Organisationen“ bekundet; mit einer Ausnahme besteht überhaupt kein Interesse an Organisationen, sie alle sind erst in Folge der politischen Ereignisse oder als Deutschstämmige seit den 80er Jahren hierher gekommen und haben ausnahmslos einen legalen Status inne.

2. Methodenteil

Bisher habe ich den wissenschaftlichen und inhaltliche Bezugsrahmen meines Forschungsgegenstandes aufgezeigt. Ich betrachte die Migration als individuelle Modernisierung. Trotz umfangreicher und kontinuierlicher Zuwanderung aus Polen ist die Perspektive auf diese Zuwanderung in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt worden. Ausgehend von eigener Erfahrung und Beobachtung entwickle ich im folgenden die Fragestellung – Ausgangspunkt ist der Zusammenhang von Selbstverständnis, Migration und Herkunft. Dabei eröffnet sich die Perspektive, dass die zu leistende Analyse eine Hilfestellung in der Orientierung im Umfeld von Einwanderern aus Polen sein kann. Schritt für Schritt erläutere ich meinen Forschungsansatz und begründe, warum ich mich der Biografieforschung als rekonstruktiver Sozialforschung anschließe. Im Exkurs **Vorurteile über Vorurteile** gehe ich auf den Zusammenhang von Sozialwissenschaft und der kognitiven Orientierung in der menschlichen Umwelt ein. Im Zusammenhang mit meinen Ausführungen in diesem zweiten Exkurs kann ich nochmals verdeutlichen, welchen Nutzen ich in dieser Arbeit sehe.

2.1 Entwicklung der Fragestellung

Ich bin mit einer Polin verheiratet. Deswegen habe ich Kontakt zu einem mehr oder weniger polnischen Umfeld. Dort fiel mir ein subtiler Diskurs über „Polnischsein“ auf: Wenn sich zwei Polen, die dauerhafte in Deutschland leben, irgendwo trafen, konnten sie schnell Konsens in dem Vorwurf finden, dass ein nicht anwesender Dritter in Sprache, Verhalten

oder Auftreten schon in fortgeschrittenem Stadium eingedeutscht sei. Als besonders befremdlich empfand ich, dass diese drei Personen untereinander in ihren Rollen austauschbar waren: die dritte und die erste konnten sich genauso gut über die zweite in entsprechender Weise beklagen. Ähnliches konnte ich bei dem Vorwurf, dass der eine oder die andere ihr Polnischsein verleugne, beobachten. Je nach Personenzusammensetzung und Thema ist davon, in den Augen der anderen, fast jeder betroffen. Entsetzt berichtete man sich beispielsweise davon, dass eine nicht anwesende polnische Bekannte mit ihrem Kind in der Öffentlichkeit nicht Polnisch, sondern Deutsch spräche.

Die Austauschbarkeit und die Wiederholbarkeit des Vorgangs waren für mich nicht nachvollziehbar. Gleichzeitig schienen diese Beobachtungen ein Hinweis für das Verständnis der Lebenssituation von Polen in Deutschland zu sein. Das so gewonnene Vorverständnis, dass die Auseinandersetzung mit der Lebenssituation von Polen zu neuen Einsichten führen kann, ist der Hintergrund dieser Untersuchung. Es ist spürbar, dass das aufgezeigte Verhalten mit Anpassung, Widerständen, Orientierungssuche, Identitätsarbeit, Unsicherheiten, Erwartungsdruck etc. zu tun hat. Was hier passiert ist begrifflich jedoch schwer einzuordnen. Es geht um mir Fremdes, dem ich mich gemäß einer zentralen ethnologischen Erfahrung nur fragend nähern kann, genauer, wo ich erst lernen muss, welche Fragen überhaupt Sinn machen (vgl. Schiffauer 1991:26). Es geht hier darum, verstehen zu lernen, welcher Sinn hinter den Lebensäußerungen von Polen steckt, also jenen Dinge, die mir zunächst als subtiler Diskurs entgegengetreten sind. Den Begriff Lebensäußerung, der von W. Dilthey (vgl. Nienaber 1995:171) stammt, benutzte ich für solche Phänomene, die Ausdruck eines bestimmten subjektiven Lebenszusammenhangs sind. Das bedeutet hier, dass sich vielgestaltige Erscheinungen von Migranten aus Polen gegenseitig kommentieren oder aufeinander verweisen.

Gewissermaßen als Vehikel habe ich den Begriff „Selbstverständnis“ gewählt und verstehe ihn in einer weitgefassten, offenen Bedeutung. Das Selbstverständnis ist nach der Definition des Duden (1999) die „Vorstellung von sich selbst“, für *selbstverständlich* wird angegeben „aus sich selbst verstehend“, „was sich von selbst versteht, so dass man keine Begründung abgeben muss“. Mit Selbstverständnis meine ich hier die Vorstellung, die man von sich selbst (auch seinen Zugehörigkeiten) hat, die man sich auch vor sich selbst nicht begründet, die so selbstverständlich ist, dass man sie normalerweise nicht in sein Bewusstsein ruft. Aspekte des Selbstverständnisses treten erst dann ins Bewusstsein, wenn das Selbstverständliche nicht mehr reibungslos funktioniert, wenn sich gewissermaßen nicht mehr von sich selbst versteht. Gemeint ist ein größtenteils unbewusster kultureller Erfahrungsschatz. Es geht um eingeübte Handlungs- und Deutungsmuster, über die im alltäglichen Normalfall nicht nachgedacht wird, wovon aber unbewusst ausgegangen wird. Das Selbstverständnis lenkt auch die Wahrnehmung. In Interaktionen passt sich das Selbstverständnis oft unmerklich, manchmal auch schmerzlich an neue Bedingungen an. In dieser

Arbeit geht es um das Selbstverständnis von Mitgliedern einer bestimmte Gruppe, die einen gemeinsamen Hintergrund – Sozialisation in Polen – und ein zentrales lebensgeschichtliches Ereignis – Migration nach Deutschland – teilen. Die Fragestellung der Arbeit lautet demgemäß: Was haben Migration und Herkunft mit dem Selbstverständnis von Einwanderern aus Polen zu tun? Welche Rolle spielt die Herkunft für ihr Selbstverständnis?

2.2 Die Anlage der Arbeit

Bei der Bearbeitung der im vorherigen Kapitel entwickelten Fragestellung werden die Motive der Migration, die Art und Weise, wie sich eine Person in ihrer Migrationssituation einrichtet und sich mit ihrer neuen Umgebung auseinandersetzt, behandelt. Im Zentrum meines Forschungsprozesses steht die einmalige Migrationgeschichte der befragten Personen, deren soziale Praxis und was im Leben der konkreten Menschen von zentraler Bedeutung ist, wie sie ihre Migration bewältigt haben und wie sie damit umgehen.

Grundlage dieser Arbeit ist eine empirische Untersuchung in Form von biografischen Interviews. Ziel der Beschäftigung mit Empirie ist es, diese zu strukturieren und die Vielfalt zu organisieren (Legewie 1994; Strauss 1998:51). Am Ende dieser Arbeit soll der Leser eine Orientierung darüber haben, welches Selbstverständnis für Einwanderer aus Polen Gültigkeit hat. Damit sind potenzielle Zielgruppen (Leser) dieser Arbeit angesprochen: Wer sich in Deutschland um deutsch-polnische Kontakte bemüht und all jene, die sich in Deutschland mit ihrem Polnischsein und/oder dem Verhältnis zu ihren Landsleuten auseinandersetzen müssen.

Weil das Ziel eine Strukturierung ist, musste die Arbeit hinsichtlich der Fragestellung offen angelegt sein. Das Thema Selbstverständnis legte es nahe, einen biografischen Ansatz zu wählen, sich also mit der Migrationgeschichte von Individuen zu beschäftigen. Die Auswahl der Interviewpartner erfolgte nach diesen Kriterien: Es sollten Polen sein, die dauerhaft in Deutschland leben und der ersten Generation angehören. Das Kriterium „Pole/Polin“ habe ich sehr bald zugunsten von „aus Polen“ aufgeben (s. Exkurs I). Ich arbeitete schließlich mit neun Migranten im Alter von 24 bis 48, die zwischen 1980 und 1994 nach Deutschland gekommen sind.

Ich wollte vermeiden, durch eine allzu enge Bestimmung von – im Sinne der Fragestellung – sekundären Merkmalen (Geschlecht, Alter, Familienstand, Herkunftsregion etc.), der Empirie einen außen gesetzten Rahmen aufzudrücken und die Wirklichkeit in eine von mir konstruierte Ordnung zu pressen. Mein Bestreben war, die der Empirie bzw. dem Datenmaterial innewohnende Struktur induktiv zu entwickeln. Dies werde ich in den folgenden Kapiteln näher begründen.

2.3 Methodische Grundüberlegungen

Meine Methode entstammt der empirischen Sozialforschung. Die Einordnung in den Kanon der sozialwissenschaftlichen Methoden werde ich in diesem Kapitel präzisieren.

Empirisch sind die Sozialwissenschaften deshalb – und damit unterscheiden sie sich von Alltagsbehauptungen und reiner bzw. formaler Logik –, weil sich ihre Behauptungen in Erfahrungen bewähren müssen. Eine grundlegende Frage der Sozialwissenschaften ist demnach die Beziehung zwischen Theorie und Erfahrung, die, nach allgemeiner Auffassung, entweder qualitativ oder quantitativ angegangen werden muss. Diese Unterscheidung ist nach Strauss und Corbin (1996:3) verwirrend, weil qualitative Daten auch statistisch ausgewertet, genauso gut aber qualitative Daten auch in interpretative Analysen einbezogen werden können. Bohnsack (1993) will lieber von hypothesenüberprüfender versus rekonstruktiver Sozialforschung zu sprechen.

Die hypothesenüberprüfende Sozialforschung hat zum Ziel, Voraussagen über mögliche Erscheinungen zu machen. Ihre Ergebnisse sind Wahrscheinlichkeitsaussagen für Ereignisse, die unter bestimmten Bedingungen eintreffen (s. Bohnsack 1993:69). Dieser Strang der Sozialforschung setzt ein, wo bereits Hypothesen bestehen (wie man an diese gelangt ist zweitrangig für die Forschung, oft aus vorhandenen Theorien, vgl. Bohnsack 1993:11ff) und ist bestrebt, diese zu bestätigen oder zu widerlegen. Die hypothesenüberprüfende Sozialforschung zergliedert ihre Daten analytisch und setzt erst am Ende wieder ein Ganzes zusammen.

Davon unterscheidet sich die rekonstruktive Sozialforschung, an die ich mein qualitatives Vorgehen anlehnen möchte (vgl. Garz/Kraimer 1991:7-13; die Autoren ordnen hier Typen qualitativer Sozialforschung). Die rekonstruktive Forschung zielt von Anfang an auf das Verstehen eines Ganzen ab (einer Epoche, einer Kultur, eines Handlungskontextes, einer Person etc.). „Das Sinn ganze ist der Rahmen, in dem das Einzelne verstehbar wird und umgekehrt“ (Stellrecht 1993:40). Die Nachvollziehbarkeit ist demnach der Erkenntnisgewinn. Gleichzeitig bedeutet das, dass der Prozess der Erkenntnisgewinnung nie abgeschlossen sein kann. Verschiedene Deutungen können angemessen sein; eine gelungene Nachvollziehbarkeit ist nicht gleichbedeutend mit Wahrheit. Diese Art der Forschung hat ihre Wurzeln in der Hermeneutik und Phänomenologie (A. Schütz), der Wissenssoziologie (Karl Mannheim, Berger/Luckmann) und der Chicago School sowie dem Symbolischen Interaktionismus (G.H. Mead); in ihr Umfeld gehören u.a. die Strukturelle Hermeneutik (Oevermann), die Interpretative Ethnologie (Geertz), die Ethnomethodologie (Garfinkel), die Biografieforschung u. a. Deren Ziel ist es, ein Orientierungsangebot zu machen, Zusammenhänge zu begreifen und verstehen zu lernen und zu ermög-

lichen. Das erlaubt zwar keine präzisen Prognosen, weist aber über den untersuchten Gegenstand dadurch hinaus, dass man lernt, sinnvolle Fragen zu stellen.

Beide Forschungstraditionen streben Allgemeinheit an. Die hypothesenüberprüfende Forschung versucht durch Eliminierung des Besonderen Verallgemeinerungen abzuleiten. Mit Schiffauer (1991:27) lässt sich das als „Allgemeinheit in der Breite“ bezeichnen; der steht die „Allgemeinheit in der Tiefe“ gegenüber; hier geht es um die Erzeugungslogik von sozialen Phänomenen, die nur in ihrer Besonderheit und in ihrem Kontext erfasst werden kann. Für Schiffauer geht es darum, zentrale sozialwissenschaftliche Begriffe nicht zu „reinigen“ und von lästigen Nebenbedeutungen zu befreien, sondern umgekehrt, sie anzureichern und sie vielsagender zu machen. In der vorliegenden Arbeit betrifft das die Begriffe Modernisierung und Individualisierung.

Die rekonstruktive Sozialforschung versucht soziale Praxis fallbezogen (vgl. Garz/Kraimer 1991:13) aufzudecken, Strukturen sichtbar zu machen und zu explizieren, um so eine undurchdringlich scheinende empirische Vielfalt kognitiv zu ordnen.

Die Rekonstruktion eines einzelnen Falles führt zur Erkenntnis einer sozialen Struktur. Die Schlüssigkeit der Rekonstruktion entscheidet darüber, ob die soziale Struktur getroffen ist. Also: Nicht an der Anzahl der untersuchten Fälle bemisst sich, ob eine Struktur als typisch gelten kann, sondern – geradezu im Gegenteil – an der Schlüssigkeit der Rekonstruktion eines einzigen Falles (Bude 1984:22).

Rekonstruktiv will diese Arbeit sein, weil es gilt, die sozialen Strukturen des Selbstverständnisses von Einwanderern aus Polen herauszuarbeiten.

EXKURS II: Vorurteile über Vorurteile

Die Stichworte „Vorurteile“ und „Stereotype“ (als kognitive Dimension von Vorurteilen, vgl. Jonda 1994:50) sind für meine Arbeit insofern von Interesse als „Vorurteile“ zum alltäglichen Vokabular im Verhältnis von Deutschen und Polen gehören. Als „falsche Urteile“ gelten Vorurteile als ein Hindernis für ein gutes Miteinander. In diesem Zusammenhang gibt es jedoch grundsätzlich zu bedenken, dass eine enge Verwandtschaft von Vorurteilen und sozialwissenschaftlichen Konzepten feststellbar ist. „Erkenntnistheoretisch liegen dem Verständnis von Vorurteilen dieselben Bedingungen zugrunde wie der wissenschaftlichen Erkenntnis im allgemeinen“ (Stadler 1994:106). Beide erfüllen eine Orientierungsfunktion, in einer Welt, in der sich kollektive Selbstverständlichkeiten und identifikatorische Sicherheiten wie Familie, Beruf, Geschlecht, Gruppenzugehörigkeit (Nation, Ethnie, auch politische Lager) etc., tendenziell auflösen und eine anhaltende Auseinandersetzung mit der eigenen Identität zur ständigen Aufgabe des „modernen“ Menschen wird.

Kürzlich stellte Dieter Bingen, Politologe und Nachfolger von Karl Dedecius als Leiter des *Deutschen Polen Institutes* in Darmstadt – laut Frankfurter Rundschau vom 25.03.00 – fest, dass Klischees das gegenseitige Bild von Deutschen und Polen beherrschen.

Verschiedene Länder und Nationen werden mit bestimmten Themen in Verbindung gebracht. Bei Irland denkt man an weite grüne Landschaften und offene Menschen; Frankreich und gutes Essen bilden eine Symbiose, afrikanische Länder kennt man vor allem aus der Unterentwicklungsdebatte und Katastrophenberichterstattung. Im Fall Polens ist, nach meiner Beobachtung, das Stereotype selbst zum Klischee geworden. Im Verhältnis Deutsche – Polen werden immer wieder und zu jedem Anlass gegenseitige Stereotypen ausführlich diskutiert (Kobylinska/Stephan 1992, Markiewicz 1995, Świątkowski 2000). Der Abbau von Vorurteilen gehört in das Programm jedes Polnisch-Deutschen Vereins oder einer entsprechenden Veranstaltung. Norbert Cyrus meint, dass in jeder Abhandlung, die Deutsche und Polen zum Inhalt haben, auf die gegenseitigen Stereotypen verwiesen wird (Cyrus 2000a).

Die Rede vom Abbau von Vorurteilen ist irreführend. Sozialwissenschaften produzieren selbst eine Art Vorurteile und diese basieren auf etwas ähnlichem, das Paradigma oder Theorie genannt wird und oft so resistent ist wie manches Vorurteil. Wie Vorurteile schränken sie die Wahrnehmung ein, verhindern bestimmte Erfahrungen und erschweren neue Einsichten. Mit einem funktionalistischen Paradigma, bspw., lässt sich Migration nur schwer begreifen. Vorurteile sind ein Tribut an die Funktionsweise menschlicher Kommunikation und Wahrnehmung überhaupt, denn erst ein Vorverständnis ermöglicht Erfahrung und Einsicht, auch wissenschaftliche. Wissenschaftliche Annäherung an Phänomene ist niemals ohne Vorannahmen möglich (vgl. Bargatzky 1997:174-178). Jedes menschliche Handeln setzt Ergebnisantizipation voraus, jede Kommunikation braucht eine Wahrnehmung des Gegenübers und eine Minimalvorstellung wie der Gegenüber ist. Das ist ein ständiges Vergleichen, Typenbilden und Einordnen. Urteile sind die Grundlage von Handeln, nicht Fakten; erst wahrgenommene und bewertete Fakten werden zur Handlungsgrundlage. Die Ebene der Vorurteile ist längst erreicht, wenn Menschen in Polen, Deutsche oder andere Kategorien unterteilt werden. Menschen genau einer Nation zuzuordnen ist uns so selbstverständlich, dass es etwas Bedrohliches hat, wenn das nicht möglich ist (s. Exkurs I).

Abbau von Vorurteilen wörtlich genommen, kann nur zur Kommunikationsarmut führen. Auf das „Vorurteil als Bedingung des Verstehens“ weist auch der Philosoph Hans-Georg Gadamer hin (1975:261; 255-269). Engagierte Gegner von Vorurteilen geben an, diese durch Fakten ersetzen zu wollen (vgl. Böversen 1997, Eckmann 1998). Die Bewertung, aber nicht Fakten sind das eigentliche Problem bzw. Fakten werden zum Problem, wenn diese Vorurteile augenscheinlich belegen. Wie erklärt man, dass die Polen kein Volk von Autodieben sind, obwohl man das immer wieder von Bekannten oder Freundesfreunden

hört oder dass die Deutschen trotz wiederholter bestätigender Erfahrung nicht in Ihrer Gesamtheit arrogant sind? An dieser Stelle wird die politische Korrektheit eingeführt. Man darf nicht sagen, dass die Polen viel Wodka trinken, dass die Deutschen laut sind, man darf keine Polenwitze machen usw. Als ein Opfer solcher Korrektheit fühlte sich eine meiner Gesprächspartnerinnen, die erlebt hat, dass sich einige Kommilitonen von ihr ferngehalten haben:

Weil denen eigentlich – das ist eigentlich auch das Problem – man kann sich mit den Leuten hier schlecht unterhalten, weil sie sehr schnell Angst haben, dass sie als Rechtsradikale empfunden werden. Also, es wäre mir viel lieber, wenn die Leute, die sich so distanziert zu mir verhalten haben, zu mir gesagt hätten, „Ich find' das scheiße, dass die Polen Autos klauen“ oder ich weiß es nicht, und wenn sie mit mir darüber offen geredet haben, und dann mich in den Freundeskreis geschlossen hätten, als dass sie sich so komisch verhalten haben, ja, so Tabuthemen, dass man nicht irgendwie über Tabuthemen hinausschauen kann, dann schweigt man lieber und geht weg.

Politische Korrektheit ist nichts weiter als eine moralische Ideologie, deren Erfolg sein könnte, dass solche Äußerungen aus der Öffentlichkeit verbannt werden. An deren Stelle tritt die Angst etwas Falsches zu sagen. Der politisch Korrekte wird seinem Nachbarn verschweigen, wenn sein Auto in Polen abhanden gekommen ist. Die Folge wird sein, dass die Menschen Kontakten aus dem Weg gehen, wo sie in den Verdacht geraten könnten, Vorurteile zu verbreiten.

Sozialwissenschaften können nicht verhindern, dass Menschen mit einem notwendigerweise unzulänglichen Vorverständnis in soziale Interaktionen treten, aber sie können auf die Unzulänglichkeiten von „Schubladen“ hinweisen und Vorurteile ausdifferenzieren; sie können Phänomene unter anderen Gesichtspunkten ordnen; sie könne aufzeigen, wie es zu (Vor-)Urteilen kommt und welche Konsequenzen sie haben. Damit sind sie extrem kontextabhängig.

Vorurteile haben nicht nur eine Funktion im Verhältnis von Beurteiltem und Urteilendem, sondern auch unter gleichartig Urteilenden. Sie stiften Gemeinsamkeit, geben Orientierung und Halt. Urteile müssen sich im Handeln bewähren – wie sozialwissenschaftliche Behauptungen sich in Erfahrungen bewähren müssen. „Wir sind toll, die anderen sind schrecklich“ ist eine hervorragende Handlungsgrundlage, solange man nur unter sich ist. Wenn man darauf angewiesen ist, mit anderen zusammenzuleben ist dieses Urteil mehr als hinderlich. Dabei muss ein differenzierteres Vorurteil nicht näher an der Wirklichkeit sein als ein einfacheres, es erklärt einen anderen Zusammenhang und ist in anderen Zusammenhängen hilfreich. Gefragt ist, und das ist die Konsequenz aus diesen Überlegungen, nicht die Arbeit *gegen* Vorurteile, sondern *an* Vorurteilen. Analog zu der methodischen Forderung nach mehr Reflexion der Forschungspraxis ist der richtige Umgang mit Vorurteilen, so wie mit sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, die (Selbst-)Reflexion darüber, wie ein Urteil zustande gekommen ist.

Vor diesem Hintergrund kann ich den Nutzen und das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit genauer fassen. Diese Arbeit kann als Reflexionshilfe dienen, einmal um „Fremdes“ näher zu bringen und zum anderen eigene Orientierungsprobleme überschaubar erscheinen zu lassen. Unvermittelt bleibt das Fremde unverstündlich und bedrohlich. In seinen sozialen Zusammenhängen ist das Fremde aber durchaus verstehbar. Mit dem Offenlegen von latenten Sinnstrukturen wird die Einordnung in Bekanntes erleichtert, Interpretationsarbeit wird abgenommen – vielleicht wird auch eine Gegeninterpretation provoziert – jedenfalls sollte mit dieser Arbeit der Zugang zum eigenen Erfahrungsraum geöffnet werden. Diese Arbeit ist auch ein Angebot, oder besser ein Ansatzpunkt, mit eigenen Orientierungsanforderungen umzugehen. Gemeint sind in erster Linie Migranten aus Polen und Deutsche, die sich für Menschen aus Polen interessieren oder sich – vielleicht beruflich oder weil sie in der Nachbarschaft wohnen – mit ihnen auseinandersetzen müssen. Zwar werden hier Einzelfälle vorgestellt, die keine Prognose für andere Einzelfälle zulassen, aber diese Fälle fanden nicht auf einer einsamen Insel statt. Sie entspringen dem gleichen sozialen Raum „Migranten aus Polen in Deutschland“. Was Lesław, einer der befragten Migranten, für sich festgestellt hat, dass er mit einer bestimmten Art von Leuten sofort einen guten Kontakt knüpfen kann, gilt verallgemeinert so: In diesem gemeinsamen Erfahrungsraum gibt es für alle Beteiligte Punkte, an denen die soziale Struktur zusammenläuft. Genau das ermöglicht es, richtige, angemessen und gute Fragen stellen zu lernen.

Über die anwendungsbezogene Funktion dieser Arbeit hinaus, ist sie ein kleiner Beitrag am Begriff „Modernisierung“, nämlich: wie sie funktioniert, welche Umwege sie einschlagen kann (wie bei Alina), was sie bedeutet, wie sie sich anfühlt etc. Die Arbeit erzählt eine Geschichte von der sozialen Eingebundenheit und Bedingtheit allen menschlichen Tuns, ohne dabei deterministisch zu sein. Das kann um so besser gelingen, je „tiefer“ ich in einen individuellen Fall eintauche.

2.4 Metatheoretischer Hintergrund und Methodologie

In diesem Kapitel zeige ich auf, wieso (Metatheorie) und wie (Methodologie) das von mir gewählte Vorgehen einen Erkenntnisgewinn verspricht. Hintergrund dieser Ausführungen ist die Überzeugung, dass alle Wirklichkeit sozial konstruiert ist und deswegen das Studium einzelner sozialer Phänomene Einsicht in soziale Zusammenhänge ermöglicht.

Diese Überlegungen schließen an den Symbolischen Interaktionismus von G.H. Mead an, in dem es um das Konstitutionsverhältnis von Subjektivität und Gesellschaft geht. Sinn kann demnach nur in sozialen Interaktionen entstehen, in denen ein Handelnder die antizi-

pierte Reaktion seines Interaktionspartners berücksichtigt. Solche gesellschaftlichen Vorgänge erzeugen als ein vorläufiges Resultat das personale Selbst eines Menschen (Mead im Zusammenhang mit Biografieforschung: s. Straub 1989:34-111).

Individueller Sinn zeigt sich als Handeln und Deuten im Bezug eines sozialen Kontextes. Sinn, genauer eine Sinnstruktur, die durch Handeln aktiviert wird, ist demnach schon vor dem individuellen Handeln vorhanden. „Sinn [konstituiert] sich primär sozial und [wird] erst sekundär zu einem das individuelle Handeln orientierenden Erwartungsmuster“ (Bohnsack 1993:87). Menschliche Interaktion und Weltorientierung sind zum „Sinn verurteilt“ (Merleau-Ponty 1973:16). Es geht um den „objektiven sozialen Sinn ohne subjektive Absicht“ (Bourdieu nach Ecarius 1996:127). Dieser zeigt sich in allen Lebensäußerungen. Die Voraussetzung an Interaktionen sinnvoll teilzunehmen ist, dass man Sinn zumindest teilweise versteht, nicht unbedingt bewusst, um sinnvoll agieren zu können. Das ist die Grundkompetenz für Soziales, die jeder Mensch besitzt. Der Einzelne kann niemals den gesamten Kontext seines Handelns, alle Bezüge, die er damit herstellt, durchschauen, also bewusst verstehen – zumindest nicht im aktuellen Handlungskontext (Bude 1984:11). Eine genaue Unterscheidung zwischen latentem und manifestem Verstehen lässt sich oft nicht genau vornehmen, zumal es verschiedene Ebenen und Tiefen der sozialen Strukturiertheit gibt (Bohnsack 1993:82-90 in Abgrenzung zu Oevermann u.a.1979). Daraus folgt einmal, dass das, was ein Interaktionspartner versteht nicht deckungsgleich mit dem sein muss, was der andere meint; außerdem wird das Individuum mehr Sinn produzieren als es beabsichtigt. Diesen Sachverhalt kann sich der Sozialforscher zu Nutze machen. Hier kann seine Rekonstruktion ansetzen: er kann Missverständnisse dekonstruieren und latenten Mehrsinn aufdecken. Dabei besteht keine erkenntnislogische Differenz zwischen der sozialwissenschaftlichen Rekonstruktion und dem Alltagshandeln. Was das Kriterium der Zuverlässigkeit angeht „sind wir letztlich auf unsere ‚intuitiven‘ Alltagskompetenzen [...] verwiesen“ (Bohnsack 1993: 172).

Die Rekonstruktion von sozialen Strukturen findet als Interpretation unterschiedlicher Daten statt; d.h. der Forscher bringt seine Erfahrung, auch seine Alltagserfahrung und seine Kreativität bewusst und an entscheidender Stelle in den Forschungsprozess ein. Methodische Regeln zur Rekonstruktion entstammen den Erfahrungen der Forschungspraxis; erst die eigene Forschungspraxis ermöglicht ein adäquates Methodenverständnis¹⁰. Sinnvolle Methoden-anwendung kann demnach keine (alleinige) Ableitung aus angeeignetem Wissen sein; zwischen methodischen Regeln und der Forschungspraxis besteht eine reflexive Beziehung. Ich bin selbst das Messinstrument dieser Forschung. Ich dringe

¹⁰ Meine Vorgehensweise war nicht vor Beginn des ersten Interviews vorstrukturiert. Die intensive Auseinandersetzung mit Erhebungstechniken und Analyseverfahren verlief parallel zum Projekt. Deswegen orientiert sich meine Analyse auch nicht an einem bestimmten Verfahren, sondern reflektiert z.T. mein ‚learning by doing‘. Welche Methoden ich ausprobiert und verworfen habe, kann ich im Einzelnen nicht ausführen.

von meinem Standpunkt aus in die Allgemeinheit der Tiefe ein. Die Interpretation ist zwar nur eine unter vielen möglichen, aber sie ist nicht willkürlich. Der Nachvollzug durch den Leser sollte deswegen erleichtert sein, weil die Darstellung der Versuch ist, mehr Information explizit auszudrücken, als in der Alltagskommunikation üblich.

2.5 Biografieforschung

In diesem Kapitel präzisiere ich weiter mein methodisches Vorgehen, indem ich die für diese Arbeit ausgewählte Form der rekonstruktiven Sozialforschung – die Biografieforschung – erläutere.

Unter Biografieforschung versteht man jene Ansätze, deren Datengrundlage Lebensgeschichten, erzählte Darstellungen der Lebenswege und der Lebenserfahrung von Individuen sind. Anhand der biografischen Daten wird versucht, das Verhältnis von Handelndem und sozialer Struktur aufzuzeigen (Fuchs-Heinritz 1994:108). Biografieforschung stützt sich in der Regel auf interaktionistische Konzepte, nach denen die Individuen ihre einzigartige mit ihren gesellschaftlich vermittelten Anteile ausbalancieren. Die Methode geht zurück auf die Chicago School, die sich in den 1920er Jahren langsam etablierte (dabei besonders: W.Thomas und F.Znaniecki) und wurde in den 1980er Jahren in verschiedenen Wissenschaften zunehmend populär (vgl. Fischer/Kohli 1986:25). Armin Nassehni führt das darauf zurück, dass sich die Perspektive auf die eigene Verortung (großer Bevölkerungsteile) grundlegend verändert habe: statt „wer bin ich, zu wem gehöre ich?“ fragten sich die Menschen heute: „Wer bin ich geworden, wer werde ich sein?“ (Nassehni 1994:46).

Die Biografische Methode zielt innerhalb der rekonstruktiven Sozialforschung ab auf die Rekonstruktion von biografischem Sinn. Das heißt für diese Arbeit, Sinnbezüge der Lebensäußerungen in den einzelnen Biografien, besonders hinsichtlich von Selbstverständnis, herzustellen. Das bedeutet nicht, einzelne Biografien in eine Kohärenz zu zwingen, sondern eine Strukturiertheit offenzulegen, die ggf. auch Widersprüchliches einer Person nachvollziehbar macht. Rekonstruktion bedeutet in erster Linie Interpretation von Texten (i.w.S.), die im Forschungsverlauf produziert wurden.

Die einzelne Lebensgeschichte ist von zentraler Bedeutung in diese Arbeit und soll mehr als nur Anschauungsmaterial sein, weil von hier aus die typischen Zusammenhänge rekonstruiert werden. Je tiefer man ins Individuelle eindringt, umso mehr zeigt sich Allgemeinheit, weil dann vielfältige Bezüge und die soziale Konstruiertheit offen gelegt werden.

Was eine Biografie auszeichnet

Dieses Teilkapitel schließt an das metatheoretische Kapitel 2.4 an, indem ich handlungstheoretische Überlegungen mit der Migrationsituation in Verbindung bringe. Es geht um den Hintergrund, vor dem in den späteren Kapiteln die einzelnen Biografien betrachtet werden.

Migranten – wie Menschen überhaupt – wählen aus Handlungsoptionen jene aus, die sich aus ihrem bisherigen Leben ergeben. Sinnvoll kann nur das Handeln sein, das in einem Zusammenhang mit dem bisherigen Leben steht und an die bisherigen Erfahrungen anschließt; andererseits muss es auch auf den soziale, also in einen situativen Zusammenhang eingebundenen, Kontext eingehen; in beiden Fällen sind Optionen und Zwänge oder Beschränkungen enthalten. Sehr wohl lässt sich eine der beiden Komponenten betonen: ich bin migriert, weil ich wollte und konnte – oder weil ich musste. In jedem Fall ist es eine individuell-subjektive Antwort auf objektive Bedingungen. Wer in Polen einem technischen Beruf nachgegangen ist, wird in Deutschland nicht versuchen im künstlerischen Bereich Karriere zu machen – selbst wenn die Rahmenbedingungen dafür besser wären. Mit Rekurs auf gemachte Erfahrungen kann man sein zukünftiges Handeln hinsichtlich der Antizipation von Handlungsfolgen planen. Mit dem Handeln gewinnt man weitere Erfahrung, die für zukünftiges Planen eingesetzt werden und die gleichzeitig zur Folge haben kann, dass die bisherigen Erfahrungen umgedeutet werden. Daraus resultiert eine Strukturierung des Individuums (vgl. das „biographische Konstrukt“ nach Fischer/Kohli 1987). Handeln ist also immer eine Transformation gemachter Erfahrungen, die sich nicht ablegen lassen. Selbst solche sozialen Handlungen, die auf den ersten Blick gegensätzlich erscheinen, stehen in einem logischen Zusammenhang (Bourdieu nach Ecarius 1996:140). Der Lebensweg (*trajectoire*) ist eine „Abfolge von nacheinander durch den selben Akteur besetzten Positionen“ (Bourdieu: 1990:80).

Die anfängliche Migrationssituation hat dabei eine gewisse Sonderstellung, weil die mitgebrachte Erfahrung einem anderen sozialen Kontext entspringt und deswegen die Antizipation von Handlungsergebnissen einer ungleich größeren Unsicherheit unterliegt. Besondere Kommunikations- und Handlungsprobleme ergeben sich, weil Menschen aus einem sehr unterschiedlichen Erfahrungsraum einander begegnen und latentes Sinnverstehen deswegen schwieriger ist. Im *konjunktiven Erfahrungsraum*, dieses Konzept stammt von Karl Mannheim (1980), verstehen sich die Interaktionspartner auf Grundlage gemeinsamer Erfahrungen, während außerhalb dieses verbindenden Erfahrungsraumes die – nur auf Kommunikation beruhende – Verständigung wesentlich schwieriger ist und mehr Interpretationsleistung verlangt. Nach Mannheim „erfassen wir [...] beim Verstehen der geistigen Realitäten, die zu einem bestimmten Erfahrungsraum gehören, die besonderen

existenziell gebundenen Perspektiven nur, wenn wir uns den hinter ihnen stehenden Erlebniszusammenhang irgendwie erarbeiten“ (1980:272). Die Umdeutung gemachter Erfahrung, eine Annäherung an den neuen Erfahrungsraum, ist eine Schlüsselleistung von Migrant*innen, die einhergeht mit einem hohen Maß an Orientierungsmangel.

Biografie und biografisches Erzählen

Der einfachste Weg, sich dem Verständnis einer fremden Person zu nähern, ist es, diese über ihr Leben zu befragen. Nach Fuchs ist das biografische Erzählen als Form der Beschreibung individuellen Lebens eine wichtige Voraussetzung für lebensgeschichtliche Reflexion und Kommunikation (Fuchs 1984:35). Im Unterschied zu Lebensläufen ist das biografische Erzählen immer eine sich erinnernde Auseinandersetzung mit eigenen Handlungen und Erfahrungen. Es erfüllt dabei Funktionen, wie Rechtfertigung oder Begründung des eigenen Lebens, Selbstvergewisserung, Rationalisierung der eigenen Lebenszusammenhänge etc. (Nienaber 1995:91-100). Diese Funktionen müssen dem Erzähler nicht bewusst sein; eigentlich erzählt er immer mehr als intendiert. Die Funktionen verweisen auf die soziale Eingebundenheit des Erzählers. Das biografische Erzählen ist deswegen immer auch soziales Handeln, weil jede

noch so persönliche Erinnerung, selbst von Ereignissen, deren Zeuge wir alleine waren, selbst von unausgesprochenen Gedanken und Gefühlen, zu einem Gesamt von Begriffen in Beziehung [steht], das noch viele außer uns besitzen, mit Personen, Gruppen, Orten, Daten, Wörtern und Sprachformen, auch mit Überlegungen und Ideen, d.h. mit dem ganzen materiellen und geistigen Leben der Gruppe, zu denen wir gehören und gehört haben. (Halbwachs 1985:71).

Bourdieu hält sich für „zweifelloso berechtigt zu unterstellen, dass die autobiografische Erzählung sich immer, mindestens teilweise, von dem Ziel anregen lässt, Sinn zu machen, zu begründen, eine gleichzeitig retrospektive und prospektive Logik zu entwickeln, Konsistenz und Konstanz darzustellen“ (Bourdieu 1990:76). Der Sozialforscher darf nicht der Versuchung unterliegen, den Rationalisierungen der Lebenszusammenhänge des Erzählers zu folgen. Er muss sich auf die unreflektierte Ebene konzentrieren. Dabei sind dem Forscher „Zugzwänge des Erzählens“ hilfreich; dieser von Fritz Schütze eingeführte Begriff ist der Hintergrund des von ihm konzeptionalisierten „narrativen Interviews“. In narrativen Interviews werden soziale Praxen statt reflektierter Konzepte thematisiert. Struktur und Funktionsprinzipien des Erzählens nötigen den Erzähler, eine angefangene Geschichte fortzusetzen und zu kondensieren (Schütze 1977). Es geht dabei besonders um Dinge, die nicht schon reflektiert in den Köpfen abrufbereit sind; die unreflektierte Ebene soll „angezapft“ werden. Zu bedenken ist dabei, dass es unter Umständen unredlich ist, den Befragten durch rhetorische List dazu zu bringen, Dinge preiszugeben, die er für sich behalten wollte. Straub merkt an, dass dieser Mechanismus genauso dazu führen kann,

dass sich eine Geschichte verselbstständigt, also unabhängig von tatsächlichen Ereignissen erzählt wird. Auch gilt, dass der Erzähler jederzeit in der Lage ist, seine Erzählung abubrechen und willentlich die Zugzwänge außer Kraft setzen kann (Straub 1989:194f; zur weiteren Kritik Schützes s. Bohnsack 1993:102-107). Während Schützes Konzept vorsieht, zur Auswertung nur wirklich narrative Teile der Interviews heranzuziehen, geht Bude davon aus, dass grundsätzlich jedes Eingehen auf die Umwelt, Lebensäußerungen jeglicher Art, Rückschlüsse auf die typische Gestalt einer Person zulassen. Bude will Interviews nicht nach ausgeklügelten Konzepten führen, sondern auf Grund seiner „Alltagskompetenz als interessierter Gesprächspartner“ (Bude 1984:14). Gemeinsam ist diesen Konzepten, dass die Befragten die Themen und die Schwerpunkte bestimmen. Das gilt auch für das Konzept von Hermanns, der zusätzlich einen Nachfrageteil und von ihm gesetzte Schwerpunkte systematisch in seine Interviews einfließen lassen will (Hermanns u.a. 1984:68-92). Diese offenen Konzepte kommen meiner Suche nach dem Selbstverständnis entgegen. Die vom Erzähler gesetzten Schwerpunkte sind Knackpunkte zu seinem Verständnis, weil er hier von seinem Standpunkt aus, von seinem Selbstverständnis aus auf die Umwelt eingeht. Es sind seine Themen und Schwerpunkte, die mehr oder weniger direkt Rückschlüsse auf das Selbstverständnis zulassen.

Ein weiterer Aspekt kommunikationstheoretischer Art spielt für die Auswertung eine Rolle. In jeder Kommunikation gibt es einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt (Watzlawick/Beavin/Jackson 1990:53) wobei sich der Inhaltsaspekt eher manifest und der Beziehungsaspekt eher latent mitteilt. Diese beiden Interaktionsanteile treten in verschiedenen Kommunikationssituationen unterschiedlich stark hervor. Neben den inhaltlichen Funktionen transportiert die Kommunikation soziale Positionierung, die sie symbolisiert und reproduziert. Darin kommt beispielsweise zum Ausdruck, ob ich in den Interviews außer Interviewer zu sein, Gast bin, Bittsteller, Kumpel, Kollege etc.

Die Methode der Auswertung

In diesem Kapitel beleuchte ich meine konkreten Analyse- und Interpretationsschritte. Hier verknüpfe ich die methodischen Grundüberlegungen mit der Art der Auswertung und entwickle konkrete Arbeitsschritte, deren Ausführung und Ausgestaltung ich im Kapitel 2.7 darlegen werde. Meine Methode enthält Elemente aus der *grounded theory* (Strauss/Corbin 1996, Strauss 1998) und der sozialwissenschaftlichen Textinterpretation (Anlehnung an Bude 1984, 1995; Schütze 1977; Bohnsack 1993; Straub 1989; Hermanns u.a.1984; Oevermann u.a. 1979).

Beim Lesen eines biografischen Textes spürt man oft einen nicht ausformulierten Inhalt, eine latente Bedeutung, die man nicht sofort auf den Punkt bringen und in Worte fassen kann. Bei intensiver Beschäftigung mit einzelnen Äußerungen entwickeln sich langsam neue Einsichten. Das beginnt mit Umformulierungen, Zusammenfassungen, und strukturellen Beschreibungen. Die verschiedenen Autoren praktizieren in der Regel eine Interpretationsmethode, die sich mehr an den Inhalten, den Funktionen oder dem was der Text repräsentiert orientiert. Einige legen besonderen Wert darauf, Wort für Wort zu interpretieren, andere ziehen von Anfang an den gesamten Zusammenhang heran. Die Interpretation richtet sich entweder mehr auf den Kontext des Interviews – wie der Befragte auf diese Situation handelnd eingeht – oder mehr auf den Kontext des Erzählten. Die Ergebnisse dieser interpretierenden Detailarbeit sind weder zufällig, noch vorhersehbar. Von hier aus verselbstständigt sich die Interpretation gewissermaßen. Hilfreich ist es, die Interviews in thematische oder strukturelle Einheiten zu untergliedern und diese mit einer zusammenfassenden Überschrift zu versehen (detaillierte Schritte schlagen u.a. vor Bohnsack 1993, Hauptert 1991).

Wie Bude beginne ich mit der Analyse am Anfang des Interviews (Bude 1984, 1995); Bude untersucht, wie einzelne Äußerungen aneinander anschließen und welche Verweisungszusammenhänge sie bilden. Bude will möglichst rasch eine Regelhypothese aufstellen, ein System von Verweisungen, das „die Erzeugungsweise dieses Lebens, die Logik der verborgenen Lebenskonstruktion“ offenlegt (Bude 1984:13). Die „Lebenskonstruktion“ der untersuchten Person gilt es nun am gesamten Text auszutesten und zu validieren (Bude 1984:20f). Diese positivistische Wendung geht mir für die Bestimmung eines Menschen zu weit. Bescheidener, und für mein Vorhaben angebrachter scheint mir, wie Hauptert Budes Begriff „Lebenskonstruktion“ umdeutend verwendet: als „schemenhafte Risszeichnung“ (Hauptert 1991:227). Schließlich geht es darum, die jeweilige Person in ihren sozialen Bezügen zu verstehen; sie soll anschließend nicht wieder auf eine Regelmäßigkeit reduziert werden. Am ehestens kann ich mich dem Begriff der „weichen“ Regel anschließen, den Lüders (1991:381f) in Abgrenzung zu dem strikten Regelbegriff bei Oevermann verwendet. Es geht mir um eine plausible Deutung und nicht um eine endgültige Wahrheit. Mit Bourdieu glaube ich, dass man Modelle – wie die Lebenskonstruktion im Sinne Budes – nicht „als reale Grundlage dieser Praktiken behandeln [darf]. Denn dies läuft unweigerlich darauf hinaus, dass man die Logik der Praktiken [gemäß meiner bisherigen Begrifflichkeit würde ich hier *Lebensäußerungen* einsetzen] überschätzt und sich deren wahre Grundlage entgehen lässt“ (Bourdieu 1970:27).

Die *grounded theory* schlägt vor, als Kontextwissen die „unterschiedlichsten Arten von Erfahrungen mit in den Forschungsprozess“ einzubringen (Strauss 1998:36): fachliche und nichtfachliche Literatur, berufliche und persönliche Erfahrung etc. Dieses Kontextwissen

soll als „Quelle theoretischer Sensibilität“ (Strauss/Corbin1996:24) in den gesamten Forschungsprozess mit einfließen. Besonders kann das Kontextwissen helfen, „generative Fragen“ zu entwickeln, „Fragen, die bei der Forschungsarbeit sinnvolle Richtungen aufweisen“ (Strauss 1998:50)¹¹. Es entspricht einer zentralen Forderung der *grounded theory*, dass Hypothesen erst am Datenmaterial – am Gegenstand – entwickelt werden. „Am Anfang steht [...] ein Untersuchungsbereich – was in diesem Bereich relevant ist, wird sich erst im Forschungsprozess herausstellen“ (Strauss/Corbin 1996:8). Weiter sollen die Hypothesen gemäß der *grounded theory* im Vergleich mit anderen Textstellen und durch Abgrenzung bzw. Übereinstimmung mit anderen Personen auf ihre Schlüssigkeit hin überprüft werden (Strauss 1998:35-50). Das methodische Vergleichen und Gegenüberstellen hat auch die Funktion, Personen deutlich zu konturieren. Mit Rekurs auf Bohnsack (1993:55f, 134-138) – und auch auf die *grounded theory*, die sich als Methode des ständigen Vergleichens versteht – werde ich die einzelne Personen gegenseitig als Vergleichshorizonte bzw. Gegenhorizonte (Bohnsack 1993:41, 134ff; s. auch Straub 1989) benutzen, um den Einzelnen zu charakterisieren. Das Ziel dieser analytischen Interpretation ist, die Art der sozialen Strukturiertheit der Person offen sichtbar zu machen. Es geht dabei nicht primär darum herauszufinden, was die Person wirklich meint, sie sozusagen zu entlarven, Ziel ist es, die sozialen Bezüge der jeweiligen Person aufzuzeigen, ihre typische Gestalt zu entdecken und sich auf diesem Weg ihrem Selbstverständnis zu nähern. Die typische Gestalt ist dann keine dem Biografieträger übergestülpte Typik, sondern die von ihm selbst gebildete (vgl. Nienaber 1995:157).

2.6 Die Datenerhebung

Von Ende Februar '99 bis August '99 habe ich die Migranten im Abstand mehrerer Monate jeweils zweimal befragt. Bei der ersten Kontaktaufnahme – meistens telefonisch – habe ich die Migranten in groben Zügen über mein Vorhaben informiert. Bereits im Vorfeld habe ich zugesichert, dass die einzelnen Personen anonymisiert werden¹². Deswegen sind die hier verwendeten Namen und kleinräumige Ortsbezeichnungen verändert. Die Interviews wurden, nachdem ich um Einverständnis gebeten hatte, auf Band aufgezeichnet und später extern transkribiert. Um eventuelle Fehler zu korrigieren oder verlorengegangene Nuancen zu erfassen, habe ich die Interviews selbst noch mal angehört und mit dem transkribierten Text verglichen¹³.

¹¹ „generativ“ taucht im Zusammenhang der rekonstruktiven Sozialforschung in einer anderen Bedeutung auf, nämlich im Sinne von: Erzeugung von Handlungen oder Orientierungen (als Objekt von Rekonstruktion).

¹² Ein Ehepaar hat nach einiger Bedenkzeit abgelehnt ihre Migrationsgeschichte zu erzählen, weil es ihm nicht sicher erschien, dass keine Angaben „herauskämen“.

¹³ Das ist ein unbedingt notwendiger Schritt, weil Abspielgeräte oft mehrdeutiges Verstehen zulassen und letztlich der Interpret, besonders wenn er selbst die Interviews durchgeführt hat, auch noch sein Gedächtnis

Analog zur offenen Fragestellung wurden die Interviews weitgehend offen konzipiert und folglich waren auch die Interviewfragen (besonders im ersten) bewusst wenig konkret, um einen möglichst unvoreingenommenen Blick zu ermöglichen¹⁴. Das Ziel der Interviewführung war es, in jene Bereiche vorzustoßen, die dem Interviewten nicht als bewusste Selbstdarstellung dienen können.

Jeweils im ersten Interview habe ich meine Gesprächspartner gebeten, sich vorzustellen und mir ihre Migrationgeschichte zu erzählen. Dabei habe ich versucht die Rolle eines interessierten Zuhörers einzunehmen, also wegzukommen vom Frage-Antwort-Muster hin zum Erzählen lassen, wobei ich bei vermutlichen Schlüsselsituationen nachfragte. Nachgeordnet habe ich einige gezielte Fragen gestellt (z.B. Anzahl der Kontakte nach Polen, Religiosität). Direkt nach den Interviews habe ich die Eindrücke aufgeschrieben, die ich während der Situation gesammelt habe. Einstellungen und Überzeugungen schlugen sich auch auf die persönliche Umgebung nieder. Ich bat deswegen darum, die Interviews bei meinen Informanten Zuhause machen zu können. Ich achtete darauf, wie die Wohnung eingerichtet ist, was sie repräsentieren könnte, welche Akzente gesetzt sind sowie die Atmosphäre, sowohl der Wohnung als auch der Interviewsituation¹⁵.

Für das zweite Interview erstellte ich einen Interviewleitfaden aus vier Teilen. Der erste bestand aus *grand-tour*-Fragen mit denen man nach Spradley (1979:86f) nach typischen Ereignissen und generellen Mustern im Leben der Gesprächspartner fragt. Von deren Beantwortung erwartete ich ausgedehnte Alltagspraxisbeschreibung. Dabei sprach ich Praxisfelder an, von denen ich auf Grund der ersten Interviews annahm, dass sie eine zentrale Rolle im Leben meiner Informanten spielen sowie Dinge, die mit der polnischen Herkunft zu tun haben. Im zweiten Teil fragte ich nach Zielen und entscheidenden Ereignissen und wichtigen Personen. Ich habe versucht, mir allgemeine Statements zu konkretisieren und möglichst Beispiele geben zu lassen. Der dritte Frageblock bestand aus Fragen, die eine aktive Auseinandersetzung mit Polen und dem Polnischsein verlangten. Den letzten Teil habe ich in Anlehnung an die von Wolfgang Wagner identifizierten „Missverständnisse“ (Wagner 1996:134-191) zwischen Ost- und Westdeutschen entwickelt, dieser spielt aber für die Analyse eine untergeordnete Rolle¹⁶.

Als weitere empirische Stütze und um meine Sensibilität für das Thema zu erhöhen und um mich mit dem Forschungsfeld vertraut zu machen, habe ich ein Feldtagebuch geführt, in dem ich alle Beobachtungen mit Migranten aus Polen (im Stadtbus, auf „polnischen“

zu Entschlüsselung einer unklaren Stelle verwenden kann. Ein Beispiel: Fremdtranskription: „... Und dann hat man für Polen eine Religion entwickelt“; tatsächlich: „... dann hat man aus Polen so eine Religion entwickelt.“

¹⁴ Meine Interviewkonzepte befindet sich in Anlage I.

¹⁵ Mir ist im Nachhinein aufgefallen, dass ich nicht darauf geachtet habe, wie meine Gesprächspartner angezogen waren – mindestens ein gleichwertiger Indikator wie die Wohnungseinrichtung, die mir womöglich als gelernter Schreiner näher lag.

¹⁶ S. dazu die Anmerkungen zu diesem Interviewteil in Anlage I.

Veranstaltungen, bei polnischen Gottesdiensten etc.) notierte. Das hatte den Effekt, dass ich mein polnisches Umfeld bewusster wahrnahm. Darüber hinaus bezog ich verschiedene Zeitschriften (Dialog, Pressespiegel Polen), die mit dem Thema dieser Studie zusammenhängen. Im Sinne der *grounded theory* habe ich so mein Kontextwissen erweitert.

2.7 Auswertung und Einführung in den Aufbau der biografischen Kapitel

Zur Auswertung lagen mir die transkribierten Interviews, die Beschreibung der Interview-situation sowie einige Feldbeobachtungen vor, insgesamt ein Textumfang von über 400 Seiten (die offenen Interviewteile, also besonders das jeweils erste Interview, erwiesen sich als die ergiebigeren Daten). Beim ersten Durchlesen der Interviews notierte ich, was mir zu den einzelnen Aussagen oder dem Interviewverlauf auffiel. Erst im zweiten Schritt habe ich einzelne Sequenzen unterteilt und mit zusammenfassenden Überschriften versehen. Im nächsten Schritt habe ich jene Textpassagen besonders markiert, von denen ich mir Erkenntnisse über das Selbstverständnis der Personen versprach. Die Auswahl habe ich anhand der folgenden generativen Fragen getroffen: Welche Schwerpunkte setzt die Person in ihren Ausführungen? Welche Ereignisse, Personen, Wertvorstellungen haben welchen Stellenwert für die Person? Welche Erwartungen hat sie an wen? Welches Bild gibt die Person von sich ab? Wie richtet sich die Person in ihrem neuen Umfeld ein? Welche Kontakte pflegt sie? Welches Verhältnis entwickelt sie zu ihren Landsleuten? Was weckt Emotionen? Was will sie in ihrem Leben erreichen? Die hier getroffene Auswahl war Grundlage für die später in die Arbeit übernommenen Textausschnitte. Dazu habe ich diese sprachlich geglättet, ohne, wie ich hoffe und denke, den Sinn der Aussagen zu verdrehen. Ein Gegenüberstellung der Original-Transkription ist mit Hilfe des Anhangs möglich, dort ist das Interview von einer Person (Edytka) in der ungeglätteten Version vollständig abgedruckt, wobei alle im Kapitel Edytka zitierten Passagen fett gedruckt sind (Anlage II).

Zur ausführlichen Darstellung habe ich sechs Migranten herangezogen¹⁷. Ich versuche nachvollziehbare Portraits (Bude spricht bei Biografieforschung von „Portrait-Soziologie“ im Unterschied zu „Landschafts-Soziologie“ 1995:7-14) dieser Personen zu zeichnen, die die zentralen Lebensbezüge der Einzelnen erkennbar machen sollen. Am Anfang werde ich in einer griffigen Formel die typische Gestalt der Person vorstellen und dann aufzeigen, wie ich zu dieser gekommen bin. Ich werde nachzeichnen, wie ich zu den einzelnen Migranten Kontakt hergestellt habe und eine kurze Skizze des Migrationverlaufs zeichnen;

¹⁷ Der Umfang der Arbeit erlaubt es nicht, alle befragten Migranten ausführlich vorzustellen. Auf Grund des verfolgten Ansatzes der Rekonstruktion von biografischen Einzelfällen gibt es innerhalb der ausgewählten Gruppe keine starken inhaltlichen Kriterien, die den Ausschluss rechtfertigen könnten. Einzig eine große strukturelle Ähnlichkeit zweier Einzelfälle könnte ein *Entweder-Oder* begründen; eine solche lässt sich jedoch in der übersichtlichen Anzahl der von mir Befragten nicht ausmachen. Die Auswahl musste ich folglich mehr oder weniger willkürlich vornehmen.

dabei nenne ich auch die wichtigsten Rahmendaten wie Alter und Familienstatus (etc.). Danach führe ich den Leser durch eine Zusammenfassung meiner Beobachtungen beim Interview in die Atmosphäre des Gesprächs ein.

Ich interpretiere die Daten inhaltlich und/oder nach ihrer Funktion (Inhalts- und/oder Beziehungsaspekte). Dabei fasse ich die Gedanken und Argumentationsstränge ausgewählter Passagen zusammen. Ich gehe dabei so vor, dass ich nahe am Text, also immanent, die innere Struktur zusammenfassend nachzeichne und dadurch verdeutliche. Erst danach versuche ich den dahinter liegenden Sinn aufzudecken und zu explizieren (rekonstruktive Interpretation), also aufzuzeigen auf welche verborgenen, latenten, aktuell nicht bewussten Sinnstrukturen der Text verweist. Intensiver beschäftige ich mich zuerst mit dem Eingangsegment des ersten Interviews (sowohl in meiner Analyse als auch in der vorliegenden Darstellung), d.h. mit jenen Stellen, an denen sich die Migranten vorstellen. Die exponierte Stellung und das gleiche Thema machen Unterschiede zwischen den Migranten leicht erkennbar. Hier konturiert sich eine schemenhafte Risszeichnung der Person. Gerade wenn man die Unterschiede vor Augen hat, wird deutlich, dass bereits die ersten Sätze auf die Eigenheiten einer Person verweisen, wovon gewissermaßen Auswertungs-Fragen an den weiteren Text vorgegeben werden: welche Andeutungen passen, wo gibt es Widersprüche, wie lassen diese sich einordnen? Durch die weitere, beschreibende Analyse des Interviews soll die jeweilige Person immer deutlicher konturiert werden. Entlang der entworfenen Risszeichnung habe ich im nächsten Arbeitsschritt – nach der Beschäftigung mit dem Interviewbeginn – Passagen auf Grundlage der Vorauswahl ausgewählt, anhand derer ich die typische Gestalt der jeweiligen Person herauszuarbeiten versuche. Mit typischer Gestalt ist gewissermaßen die Wiedererkennbarkeit einer Person in ihrem Handeln gemeint, die ich begrifflich fassen möchte. Dabei geht es auch darum, Widersprüche und Brüche aufzudecken. Ich habe dabei bewusst längere Ausschnitte gewählt, um die beschriebene Person selbst zu Wort kommen zu lassen und sie nicht bloß als Zitatlieferant für meine Behauptungen zu missbrauchen. Es ist ein Anspruch dieser Arbeit, die zentralen Aussagen entlang der Äußerungen der befragten Personen zu entwickeln. Immer wieder ziehe ich die anderen Interviewpartner als Vergleichshorizonte heran, indem ich auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hinweise¹⁸. Am Ende der Kapitel über die ausgewählten Personen soll hier zwar keine valide Regel stehen, aber deren „typische Gestalt einer Lebensweise“ (Bude 1984:22) dargestellt werden, die im dialektischen Verhältnis zum Selbstverständnis steht. Vor dem Hintergrund der bis dahin geleisteten Analyse und den untermauernden Zitaten sollten die Schlussfolgerungen plausibel sein.

¹⁸ Eine Kapitelangabe, d.h. wo mehr über die zu Vergleichszwecken herangezogene Person zu erfahren ist, mache ich in solchen Fällen nicht, da der Name der genannten Person und die Kapitelüberschriften übereinstimmen.

Am Ende steht mein Konstrukt, das Konstrukt eines Forschers, der bestimmte Aspekte betont, die ihm – nach intensiver Beschäftigung mit der Person – hinsichtlich des Selbstverständnisses der Migranten als zentral erschienen.

Im daran anschließenden Kapitel (4.1) sollen die einzelnen Personen bezüglich der Fragestellung zueinander in Beziehung gesetzt werden. D.h., ich stelle sie in einer Art typologische Reihe, ein Kontinuum, sodass sie nach Aspekten des Verhältnisses von Herkunft und Selbstverständnis aufeinander bezogen sind.

3. Biografische Kapitel

Im nun folgenden Hauptteil der Arbeit stelle ich die sechs Migranten, Lesław, Leszek, Edytka, Patrycja, Alina und Roman, in dieser Reihenfolge vor und versuche deren typische Gestalt herauszuarbeiten. Ich beginne mit Lesław, der seine Migration am wenigsten gewollt hat und schließlich zu den Erfolgreicheren gehört. Danach komme ich zu Leszek, der in einer Lebenskrise zur Neuorientierung gekommen und – wie man sagen könnte – hängen geblieben ist. Edytka ist geflohen, aber weniger aus Polen nach Deutschland, als vor einer Lebenssituation, in der sie keinen nächsten Schritt für sich gesehen hat. Dann komme ich zu Alina, die zwar widerwillig, aber innerhalb einer geplanten Rückkehrperspektive nach Deutschland gekommen ist, die sich dann aber doch als nicht realisierbar erwiesen hat. Nach Alina schließt sich Patrycja an, die anfängliche Schwierigkeiten überwunden hat und bisher innerhalb ihrer Planung – ein Studium in Deutschland zu absolvieren – befindet. Zum Schluss stelle ich Roman vor, dessen Migration insgesamt am wenigsten problematisch erscheint, weil die Migration weder sein Lebenskonzept in Frage stellte, noch – bezogen auf sein soziales Umfeld – einen außergewöhnlichen Schritt bedeutete.

3.1 Lesław

Lesław repräsentiert einen Typus Familienvater, der zu wenig Zeit für seine Kinder übrig hat und sich mehr für seine beruflichen Pläne interessiert. Er steht im Grunde für eine bürgerliche Existenz, die durchaus häufig vorkommt. Dennoch verkörpert er eine extreme Ambivalenz zwischen verschiedenen Lebensstrategien: er schwankt zwischen einer ruhigen und loyalen Existenz einerseits und einer vorteilssuchenden Selbstständigkeit andererseits.

Lesław ist der Schwager eines Freundes. Ich kenne ihn schon seit längerem flüchtig. Telefonisch fragte ich ihn wegen eines Interviews an; Lesław sagte ohne Umschweife zu; er

fragte nicht nach, worum es dabei genau gehen sollte und schlug vor, sich „bei Pils und Korn“ zusammzusetzen. Von sich aus schnitt er die Frage an, wo das Interview stattfinden sollte: „Bei mir oder auf neutralem Territorium?“

Lesław wusste, dass ich direkt vor dem vereinbarten abendlichen Termin in der Nähe seiner Wohnung einem Job nachging. Dort rief er mich an, ob ich später etwas bei ihm essen wolle. Ich bejahte. Bei ihm zu Hause bekam ich birkenstockähnliche Hausschuhe zur Verfügung gestellt; „polnische“ entdeckte ich keine¹⁹. Ich wurde in die Küche gebeten. Lesław's Frau war gerade dabei einen Fisch zu backen. Nachdem Lesław mir eine Dose Bier hingestellt hatte, übernahm er den Herd, seine Frau verließ die Küche. Augenscheinlich ungeübt servierte Lesław mir den Fisch, beinahe hätte er – so seine handlungsbegleitenden Kommentare – die von seiner Frau vorbereiteten Beilagen vergessen. Bevor wir mit dem Interview begannen, hielten wir einen *small-talk* über das, was wir bereits voneinander wussten.

Lesław ist 40 Jahre alt und mit einer Deutschen verheiratet und er hat zwei Kinder. Die Familie wohnt in einem Frankfurter Stadthaus am Mainufer, von wo man aus einer oberen Etage die *Sky-Line* überblicken kann. Lesław arbeitet seit sechs Jahren in einem Ingenieurbüro. Als er 1981 nach Deutschland kam und aufgrund der politischen Situation nicht mehr nach Polen zurück konnte, stand er in Polen kurz vor seinem Studienabschluss im Bauingenieurwesen. 1980 war er zum ersten Mal mit seinem Cousin für einen Trip durch Europa nach Deutschland eingereist. Als sich ihm die Möglichkeit bot, in Deutschland Geld zu verdienen, und zwar in einem Monat das „Mehrfache, was [sein] Vater im ganzen Jahr verdient“, hätte er, wie er sagt, „Lunte gerochen“. Im Folgejahr kam er gleich mit der Absicht, Geld zu verdienen, nach Deutschland. Dieses Mal fand er nicht so einfach einen Job. Statt dieses Vorhaben abzubrechen und zu seinem Studium in Polen zurückzukehren, zögerte er die Rückreise hinaus. Während Leszek, wie ich noch aufzeigen werde, seine langfristigen Chancen auslotete und sein Handeln danach ausrichtete, setzte Lesław in Deutschland zunächst auf den unmittelbaren Erfolg.

Er fand schließlich einen Job. In der Folge eines Autounfalls eines polnischen Kollegen mit einem Firmenauto kam es zu einem Verfahren vor dem Arbeitsgericht, in das auch Lesław verwickelt war. Das Verfahren endete für Lesław und seine Kollegen erfolgreich; sie bekamen noch ausstehende Gehälter zugesprochen. Das war ein wichtiges Ereignis, das Lesław aus heutiger Sicht so bewertet: „Es ist ziemlich am Anfang ein Lehrstück für mich gewesen, was Gerechtigkeit ist.“ Er stufte sich selbst als Schwarzarbeiter ein; seinen tatsächlichen Status, vielleicht Ferienjobber, kann ich nicht mehr rekonstruieren. Lesław drückt seine Überraschung darüber aus, dass ihn, den ausländischen Schwarzarbeiter die Rechtsstaatlichkeit unterstützte; und dass ausgerechnet in Deutschland, einem Land von

¹⁹ Bei meinem einjährigen Irlandsaufenthalt - und auch in anderen Situationen - traf ich mehrere Male auf Leute, die behaupteten, an Birkenstocks Deutsche erkennen zu können. Birkenstocks gelten ihnen als „urdeutsch“.

dem er kein gutes Bild hatte (s.unten). Ähnlich Leszek fand Lesław eine Gruppe junger Polen, die sich in einer ähnlichen Situation befanden wie er selbst. Wie jener spricht auch er vom „Zusammenhalt der Truppe“: „Wir waren eine Clique und haben zusammengehalten.“ Er bezieht sich bspw. darauf, dass diese nach dem Verkehrsunfall zusammengehalten hätten. Im Unterschied zu Leszeks Clique war Lesław's weniger studentischen Charakters. Es war mehr eine Zweckgemeinschaft, deren Grundlage es war, potenzielle oder tatsächliche Jobkollegen zu sein. „Wir saßen alle in einem Boot.“ Zusammen im Boot zu sitzen war die Grundlage der Solidarität. Solange diese Grundlage existierte, gab es den „Zusammenhalt der Truppe“. Zwischenzeitlich war am 13.12.1981 in Polen der Kriegszustand ausgerufen worden und niemand konnte nach Polen zurückkehren. Es stellte sich für Lesław die Frage, was weiter zu tun sei. Die Situation hatte sich grundlegend geändert, die Clique löste sich auf. Er hatte einen in Deutschland lebenden Polen kennengelernt, der ihn davon überzeugte, in Deutschland zu bleiben und nicht wie ein nahestehender Freund nach Kanada auszuwandern. Lesław bekam ein Stipendium für einen Deutschkurs und konnte danach in Kaiserslautern studieren. Seine spätere Frau lernte er auf einer Party kennen, heiratete sie einige Zeit später und zog zu ihr nach Frankfurt. Heute träumt er davon, selbstständig zu sein und einen Altersitz in Florida zu haben.

Aus Loyalität zu Polen hat er keinen Asylantrag gestellt, weil ihm das wie Verrat vorgekommen wäre. „Ich wusste nicht, wie ich das vor mir selbst erklären sollte, aus welchem Grund usw., ich wurde nicht politisch verfolgt, noch habe ich andere (lacht) Sachen in Polen erfahren.“ Er erwirkte mit Haken und Ösen immer wieder eine Verlängerung seiner „Duldung“²⁰. Bereits zu Beginn des Interviews hat er sich zu seinem Polnischsein „bekannt“:

DR:Vielleicht können wir damit anfangen, dass du dich einfach mal so vorstellst: wer du bist, was du machst und was deine Eigenschaften sind, Merkmale, die dich eingrenzen oder bestimmen.

L: Also am Anfang mit Name, Vorname: Ich heiße Lesław Rokowski, ich bin Pole, geboren in Polen am 23.06.59 in Mielec, Südostpolen. Also, ich bin jetzt vierzig Jahre alt und bin seit 1981 in Deutschland. Von Beruf bin ich Bauingenieur und arbeite seit ca. sechs Jahren in einem Ingenieurbüro hier in Offenbach. Sonst noch was? Reicht das? Also okay, ich bin jetzt verheiratet, (lacht), eine Frau und zwei Kinder.

Lesław stellte knapp und präzise die objektiven Rahmendaten seiner Existenz vor. Bemerkenswert ist dabei, dass meine Eingangsfrage auch auf charakterliche Eigenschaften abzielte. Diese Frage offeriert verschiedene Zugänge. Lesław antwortet nur mit „harten Fakten“, die mir zum größten Teil bekannt sind (was ihm auch klar sein muss); für Lesław ist damit die Frage beantwortet. „Reicht das?“ ist eine rhetorische Frage, die so viel

²⁰ Die genaue ausländerrechtliche Bezeichnung weiß Lesław nicht mehr; ausländerrechtliche Hintergründe spielen hier allerdings auch keine wesentliche Rolle.

bedeutet wie „das war’s“. Als einziger gibt er in seiner Vorstellung an, dass er Pole ist. Das ist seine zweite Aussage überhaupt, die erste, die er nach seinem Namen nennt. Das erste Merkmal, mit dem sich Lesław Rokowski näher bestimmt. Im gleichen Satz kommt Polen/-polen noch zweimal vor. Polnischsein scheint für Lesław von zentraler Bedeutung zu sein. Im Interviewverlauf deuten noch andere Stellen darauf hin. Auch lehnt er es aus emotionalen Gründen ab, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen.

Möglich wäre, dass Lesław von sich das Bild eines gradlinigen Mannes abgeben will, für den im Leben die Fakten zählen. Er nennt seinen Namen, seine Nationalität, sein Alter und seinen Beruf. Seine klare Darstellung steht darin im schärfsten Gegensatz zu der Edytka. Damit ist für Lesław das Wichtigste zu seiner Person gesagt. „Sonst noch was?“ könnte man als Frage an ihn selbst verstehen und „reicht das?“ als Antwort: das reicht. Plötzlich fällt ihm noch etwas Erwähnenswertes ein. Salopp ausgedrückt: Okay, okay, ich geb’s zu: ich bin verheiratet. Er spezifiziert seinen Familienstatus noch: „*jetzt* bin ich verheiratet“ – als wolle er die Zeitlichkeit eines Zustandes betonen, vergleichbar etwa mit „jetzt bin ich vierzig Jahre alt“: es gehört nicht essenziell zu mir. Später bezeichnet er sich explizit als kein „Familienmensch, d.h. nicht einer, der sich völlig für die Familie opfert“. Eine Familie zu haben, gehört für Lesław wie selbstverständlich zum Leben; es ist „normal“, nichts, worum man sich besonders kümmern muss:

L: ...Also in meinen Gedanken spielt das Gründen einer Familie keine große Rolle. Das gehört zum Leben, sozusagen. [...] Jetzt bin ich froh, dass ich meine Frau kennengelernt habe und das, dass wir geheiratet haben und dass wir auch Kinder haben, dass wir so leben wie jetzt im Moment und es kann von mir aus so bleiben; allerdings, das war nicht so Ziel meines Lebens: heiraten, eine Familie gründen.

Dass die Familie für ihn keine Aufgabe ist, wird anschaulich, als ich ihn nach einem typischen Wochenende mit seinen Kindern frage:

L: Wie ich das verbringe? Ich könnte das beschreiben, allerdings ist das ja sehr uninteressant und nicht typisch, weil ich mit meinen Kindern sehr wenig Zeit verbringe. Ich versuche mich irgendwie beruflich in Richtung der Selbstständigkeit zu etablieren, noch nicht so intensiv, aber ich bin so in den Anfängen. Dadurch habe ich wenig Zeit bzw. glaube ich, wenig Zeit zu haben (lacht) und sehr oft arbeite ich am Wochenende und die Kinder kommen viel zu kurz.

In der oben besprochenen Passage deutete sich an, dass sich Lesław sehr bewusst als Pole betrachtet – während er der Rolle des Familienvaters keine vergleichbare Bedeutung beimißt. Wie Lesław's Selbstverständnis als Pole näher zu bestimmen ist, zeigt der folgende Teil des Interviews, in dem Lesław ausführlich über Vereinsmitgliedschaft und inoffizielle Beziehungen selbst zu Wort kommt; dabei ist vor allem interessant, inwiefern sich Lesław's Selbstverständnis auf sein konkretes Leben auswirkt: nämlich eigentlich gar nicht.

DR: Und, die deutsch-polnische Beziehung, war das jemals ein Thema für dich? Also, dass du dich da einbringen willst? Ich meine, in Frankfurt gibt es eine Deutsch-Polnische Gesellschaft...

L: Hat mich nie interessiert. Das hat mich nie interessiert. Gut, ich weiß es nicht. Gut, ich wollte, wie ich schon mal erwähnt habe, am Anfang wollte ich mich niemals freiwillig in so eine Art Gettoisierung zwingen und begeben. Zweitens wollte ich immer meine Bekannten und meinen Bekanntenkreis selbst bestimmen und nicht irgendwie in irgendwelche „Seilschaften“ kommen oder geraten (lacht), die über mich bestimmen würden. Und ich habe immer Angst gehabt, sobald man in irgendwelchen Verein oder so ein Leben, wo man eintritt oder beiträgt, dass man irgendwie automatisch darin involviert wird.

DR: Du bist auch sonst in keinem Verein?

L: Sorum engagiere ich mich auch nicht. Ohne das irgendwie zu bewerten, ob das irgendwie gut oder schlecht ist, also ich möchte auch nicht sagen, ich finde Vereine oder irgendwelche Sachen schlecht. Irgendwann, ab und zu denke ich so, hätte man so eine Art geheime Loge oder so etwas in dieser Art gründen müssen als Pole... Durch mein Berufsleben und so weiter habe ich mit vielen Leuten zu tun, oder ich treffe viele Leute, die sind so wie ich, irgendwann einmal, als Immigranten oder auf einem anderen Wege hierher gekommen und geblieben. Und da habe ich mir auch gedacht, dass man als Immigrant, oder als einer, der aus der Fremde kommt, man hat immer noch das, sagen wir, Nachsehen oder Handicap, dass man auf die genannten Seilschaften oder sowas verzichten muss: Man hat hier keine Familienbindung, keine Beziehungen von früher, keinen Onkel und keinen Kumpel, keinen Schwager... und so weiter. Und wenn man dann im Berufsleben vor allem irgendwann einmal merkt, wie die anderen nebenher zu irgendwelchen Sachen kommen, durch „Vitamin B“ und so weiter, dann habe ich mir oft auch gedacht, verdammt noch mal, man hätte sich etwas mehr engagieren müssen und im Hintergrund arbeiten müssen und sozusagen ein Netzwerk oder so etwas aufbauen sollen. „Hilfst Du mir, helf ich Dir“ und so weiter. Allerdings, das hat auch eine große Gefahr, obwohl, ich davon überzeugt bin, das funktioniert sowieso immer, überall. Nicht offiziell, das geht alles einfach automatisch. Aber vielleicht kommt das noch einmal. Gut, durch Beziehungen bekommt man schon vieles. Ich denke nur, dass man, wenn ich einen treffe, von dem ich denke, der ist ja ein Pole oder das ist so einer wie ich, ich spreche ihn an und so, dann kommen wir uns meistens, also in 80 Prozent der Fälle, irgendwie näher. Da sagt man ‚Ach‘, irgendwie so, verwandte Seele zumindest. Ja okay, ich habe noch nie so etwas ausgenutzt; ich kam noch nie in so eine Lage oder Situation, dass ich das konnte, oder dass so etwas von mir erwartet wurde. Und ganz laut dürfte man so etwas nicht sagen, sonst wird man sich hier – nicht so strafbar – aber als illoyal, oder nicht loyal [angesehen].

DR: Also, ich finde daran nichts Außergewöhnliches.

L: Na gut, okay, aber das ist die Befürchtung: Sehr viele Ausländer, die hängen zusammen und klüngeln zusammen, und da kommt kein Deutscher zum Zuge und so weiter. Das wäre absolut die Gefahr da. Und es geht auch ohne, denke ich mal.

Ich fragte in dieser Passage nach der Deutsch-Polnischen Gesellschaft, worauf Lesław nur sehr oberflächlich antwortet. Er bringt das Thema in Verbindung mit Getto; etwas, worauf er sich nicht einlassen will, etwas Negatives demnach. Ich habe nicht danach gefragt, ob er sich einer polnischen Gruppe angeschlossen habe. Das erfragte Thema war auch nicht die Zugehörigkeit zu einer Gruppe überhaupt, sondern ob ihm an deutsch-polnischen Kontakten etwas liege. Auch die dieser Passage vorangehenden Themen deuten nicht auf Gruppen- oder Vereinszugehörigkeiten hin. Lesław überhört das eigentliche Thema der Frage; für ihn ist „(Deutsch-Polnische) Gesellschaft“ gleichbedeutend mit „Vereinszugehörigkeit“ und darauf geht er ein.

Er beginnt damit, sein grundsätzliches Desinteresse an der Deutsch-Polnischen-Gesellschaft zu bekunden und macht in diesem Zusammenhang deutlich, dass er die Zugehörigkeit zu jedem Verein ablehnt; die negativen Qualitäten des assoziierten Gettos bestimmt er näher und liefert damit die Begründung für sein Desinteresse. Er befürchtet eine Einschränkung oder gar den Verlust seiner Selbstbestimmung. Lesław nennt darüber hinaus, nicht in Seilschaften geraten zu wollen. „Seilschaften“ passt semantisch eigentlich nicht an dieser Stelle; er setzt diese in einen Gegensatz zu den „Bekanntenkreis selbst bestimmen“. Der dominante Aspekt von Seilschaften ist aber weniger die gegenseitige Abhängigkeit als vielmehr die persönliche Vorteilsnahme. Das deutet darauf hin, dass er einen weiteren Aspekt neben Abhängigkeit einführt. Er muss lachen als er dieses Wort (Seilschaften) ausspricht. Es ist scheinbar noch nicht alles zu diesem Thema gesagt. Er springt dann von Vereinen allgemein zu „geheimen Logen“, zu denen er ein ambivalentes Verhältnis beschreibt. Welches konkrete Bild Lesław von Geheimlogen im Kopf hat, ist nicht ersichtlich; das Adjektiv „geheim“ legt aber zumindest nahe, dass es nicht um öffentlich zugängliche Organisationen geht. Er gehört zwar keiner solchen Loge an, bedauert das aber gelegentlich, wie er sagt. Lesław gibt das Ziel einer solchen Loge an: im Berufsleben weiterzukommen. Er nennt auch die potenziellen Mitglieder: andere polnische Immigranten. Außerdem „beweist“ er, die Möglichkeit eine „geheime Loge“ ins Leben rufen zu können: 80 Prozent der polnischen Migranten, die er kennen lernt, käme er näher; und er rechtfertigt eine mögliche Existenz: einmal als Ausgleich für strukturelle Benachteiligungen (keine Verwandten, z.B., als „Vitamin B“) und zum anderen seien hintergründige Netzwerke sowieso gängige Praxis: „Ich bin überzeugt, das funktioniert überall“. Dann beschreibt er das Funktionsprinzip dessen, was er sich unter „geheimer Loge“ vorstellt: „Hilfst du mir, helf ich dir“. Die Bezeichnung dessen, was er beschreibt und begründet ändert sich. Die konspirativ anmutende „geheime Loge“ wird zum neutralen „Netzwerk“ und schließlich zur harmlosen „Beziehung“. Er benennt die Situationen, bei denen er solche Ideen hat, nämlich wenn er einem Polen („so einer wie ich“) begegnet.

Bis hierher hat er der „geheimen Loge“ die anfängliche Dramatik Schritt für Schritt genommen. Am Ende steht etwas, „das geht einfach automatisch“; es handelt sich um etwas außerhalb des direkten, willentlichen Einflussbereiches. Die rhetorische Abschwächung hat ein Ziel: sie bereitet die Rechtfertigung und die Begründung dafür vor, dass eine solche Institution (die geheime Loge) „vielleicht ... noch einmal [kommt]“. Doch Lesław bricht diese rhetorische Strategie wieder ab und damit offenbart sich eine außerordentliche Ambivalenz. Er beschreibt, wie er eine „verwandte Seele“ identifiziert und nicht wie er eine hintergründige Absprache einfädelt, aber dann wirft er ein: „Ich hab so was noch nie ausgenutzt“; was genau gemeint ist, an welche Situationen Lesław denkt, bleibt unausgesprochen (ich vermute, dass er darüber nachdenkt, dass ihm in der Selbstständigkeit eventuelle Kontakte nützen könnten). Am Ende der Passage spricht Lesław aus, dass er nichts

Illegales vor Augen hat; er hat keine Angst vor juristischen Folgen; er formuliert eine andere Befürchtung: dass die Deutschen glauben, die Ausländer – unter ihnen er, Lesław – würden zu deren Nachteil klüngeln und sich verschwören.

Nachdem sich Lesław schon ganz zu Beginn des Interviews offensiv als Pole bekannt hat, ist es überraschend, dass er sich in Deutschland von Polen fernhalten will. Lesław bietet als Erklärung dafür eine grundsätzliche Angst vor Fremdbestimmung durch Gruppenzwänge an – ganz im Gegensatz zu Leszek, der immer nach face-to-face Gruppen sucht - auf den ersten Blick ein ähnliches Motiv wie bei Edytka; deren Leben, streckenweise jedenfalls, durch den Kampf gegen Gruppen-Automatismen bestimmt wird. Während es Edytka aber um konkrete, erlebte Fremdbestimmung geht, richtet sich Lesławs explizite Skepsis gegen Gruppen schlechthin, ganz ohne eigene effektive Erfahrung, im Gegenteil: in seiner Schulzeit hat er sich in Gruppen recht wohl gefühlt (s. unten). Hinter der Distanz zu Polen verbirgt sich offensichtlich auch die Angst, von Deutschen nur als Mitglied einer polnischen Gruppe wahrgenommen zu werden.

Lesław grenzt sich demonstrativ nicht von den Deutschen ab, im Gegenteil: er will nicht als Pole auffallen: er will sich assimilieren. Es scheint so, als hätte er panische Angst davor, Nachteile davonzutragen, wenn er mit einer negativ belegten Gruppe (ausländische Seilschaften) identifiziert würde. Deswegen tut er alles, um erst gar nicht in einen solchen Verdacht zu kommen.

Lesław antwortet auf meine Frage nach der Deutsch-Polnischen-Gesellschaft radikal ablehnend. Gleich zweimal bestreitet er jegliches Interesse. Der dritte Satz jedoch nimmt die Absolutheit der Aussage wieder heraus: „Gut ich weiß es eben nicht.“ Von der anfänglichen Klarheit bleibt nichts übrig. Die komplette Passage widerspricht der eingangs entwickelten Hypothese eines „gradlinigen Mannes“. Stand am Anfang noch eine klare Aussage (keine Vereine), offenbart Lesław im Laufe seiner Darlegungen eine extrem ambivalente Position. Im gesamten Interview taucht dieses Muster mehrmals auf: Lesław startet mit einem pointierten *Statement* und entwickelt von da aus Relativierungen, Einwände und Gegenpositionen, so dass man am Ende kaum eine Vorstellung davon hat, wie er denkt – ganz im Gegensatz zu Edytka, die erst nicht weiß, wie sie anfangen soll, am Ende aber zu Entschlüssen kommt und ein einigermaßen rundes Bild von sich abgibt, z.B. tritt sie aus der Kirche aus. Besonders deutlich wird das, als Lesław Gründe dafür angibt, warum er zufrieden mit seiner Migration und seinem Leben ist, und warum andere „auf der Strecke geblieben sind“:

L: Und ich kenne auch viele Leute, die irgendwie auf der Strecke hängen geblieben sind, denen es nicht gelungen ist, oder die unzufrieden sind mit der Entwicklung ..., warum das so ist und nicht anders, weiß man nicht. Ich sage immer: Glück! Und vielleicht ist es so, dass ich meistens, okay, nicht so schnell aufgebe und vielleicht nicht so verbissen bin, das

widerspricht sich vielleicht (lacht), aber, aber gut, okay, dadurch kann ich mich noch mal korrigieren, den Kurs sozusagen [ändern], das heißt, sollte ich mir irgendwann mal was vorgenommen haben, und wenn ich merke, das klappt nicht, steuere ich schon mal in diese Richtung, aber das Ziel liegt irgendwie daneben, dass man irgendwie um jeden Preis irgendwas erreichen muss. Allerdings sollte schon die grobe Richtung klappen halt, okay, das denke ich mal, das ist in meinem Fall so gewesen.

Auch im zweiten Interview zeigt sich Lesław's Ambivalenz, in der Idee, polnische Kontakte für sich zu nutzen, einerseits, und der Angst, in irgendwelche Schubladen (polnischer Klüngel) gesteckt zu werden, andererseits. Ich habe Lesław daraufhin angesprochen, wie es zu Begegnungen zwischen ihm und einer „verwandten Seele“ kommt: Wie in der zuvor zitierten Passage kommt das Motiv „Angst vor dem Schubladendenken der Deutschen“ an einer Stelle, die einer „Verteidigung“ aus inhaltlicher Sicht nicht bedurfte. Lesław stellt sich zunächst als seinem Arbeitgeber gegenüber äußerst loyal dar:

DR: Beim letzten Mal hast du gesagt, immer, wenn du Leute triffst, die eine ähnliche Geschichte haben wie du, hättest du gleich einen guten Kontakt.

L: Ich hoffe, dass ich das gesagt habe, ich kann mich nicht mehr daran erinnern, aber es stimmt, schätze ich mal.

DR: Kannst du so eine Situation mal detailliert beschreiben?

L: Detailliert? Das ist ja fast wie abgesprochen, gerade heute hatte ich einen Termin bei einem Architekten im Büro, die Leute kenne ich bisschen, ich hab sie schon ein paar mal getroffen, aber persönlich so näher niemanden und die Architektin, mit der wir in der letzten Zeit, in den letzten Tagen öfters zu tun haben, die kommt auch aus Polen, die ist jetzt 15 Jahre in Deutschland. Na ja gut, da haben wir heute morgen erstmal das Geschäftliche geregelt und dann kamen wir natürlich zu Gespräch, von Pole zu Pole.

DR: Wie kam das?

L: Na gut, wie kam das? Wir kennen uns schon, haben uns paarmal getroffen, beruflich, sozusagen; wir telefonieren, d.h. wenn wir die Projekte gemeinsam bearbeiten, dann telefonieren wir schon mal öfters, ich glaub, wir kennen uns schon seit ein paar Jahren; damals hab ich festgestellt, dass sie auch aus Polen ist und na ja gut. Okay, immer, wenn ich sie treffe, wechseln wir ein paar Wörter und da haben wir halt heute bisschen länger geplaudert; na gut, sie hat erzählt, was sie gemacht hat und ich hab ihr was erzählt, was ich so gemacht habe. Das war keine große Geschichte, das war alles während der Arbeitszeit; man kann sich da nicht so viel erlauben, allerdings ging das relativ unkompliziert.

DR: Ist das eine andere Art der Zusammenarbeit als mit jemand, mit dem du nicht eine solche Geschichte teilst?

L: Na ja, das mag ich nicht so bejahen, weil wir beide sind nur Angestellte, d.h. bei uns liegt nicht endgültig die Entscheidung über solche Sachen, d.h. sie repräsentiert ihr Büro und ist gleichzeitig Auftraggeber für unser Büro und ich bin wiederum nicht Lesław Rokowski in Person und privat, sondern ich trete dort im Namen unseres Büros wiederum auf. Und deswegen, ich versuche so, wie das auch heute abgelaufen ist; wir haben das Geschäftliche in Deutsch abgewickelt und das Private in Polnisch; ich habe nämlich so schon vor Jahren irgendwie so festgestellt, dass es nicht unbedingt und vor allen Dingen nicht von allen Leuten gerne gesehen wird, wenn man z.B. eigene Landsleute trifft, auch geschäftlich und so weiter, dass man gleich in Polnisch oder in irgendeiner Sprache sich unterhält und die anderen sitzen da und verstehen nichts, und von daher – da gibt's meistens ein bisschen Unruhe.

DR: Waren da noch andere Leute bei eurem Gespräch dabei?

L: Nicht direkt, sondern im Nebenzimmer und so weiter.

DR: Die nichts mit eurer Sache zu tun haben, die nicht ins Gespräch eingegriffen haben?

L: Ins Gespräch haben sie nicht eingegriffen, aber ich denke mal, es vermittelt immer so einen Eindruck: die machen was, die kucken was aus, also, ich denke mal, ich versuche das zu vermeiden. Also, ich habe keine größeren Schwierigkeiten mich in deutscher Sprache auszudrücken, auch, was berufliche Sachen angeht; deswegen ist mir der Umstieg oder Ausflucht in die polnische Sprache keine Erleichterung; im Gegenteil, wenn ich berufliche Dinge besprechen müsste, hätte ich vielleicht mehr Schwierigkeiten in polnischer Sprache konkreter zu werden als in deutscher Sprache, weil ich die deutschen Begriffe eher kenne und anwenden kann als die polnischen; na gut, o.k., das ist so am Rande. So läuft's ab; manchmal rufen die Leute bei uns an, die von der Sprache her sehr wahrscheinlich aus der polnischen Ecke stammen. Und dann regeln wir das Anliegen, meistens ergibt sich dann, ein paar Sekunden, da frage ich, wo sie herkommen und so was, ja aus Polen und dann kommen wir auch gleich ins Gespräch, da halten wir so ein Schwätzchen am Telefon.

DR: Und worum geht's dann da?

L: Okay, da frag ich natürlich, wenn ich erfahren habe, dass sie aus Polen sind, dann frage ich natürlich, wo kommen sie her aus Polen. Dann werden sie was sagen, aus, woher kommen sie, aus, Warschau, Krakau, Stettin, Danzig, Schlesien oder weiß der Kuckuck woher; ich erzähle, wo ich herkomme, was machen wir und das und jenes und das ergibt sich dann später im Gespräch. Ich hab noch nichts damit erreicht bis jetzt, aber ich meine, sollte da irgendwann mal zu einer Situation kommen, dass das es vielleicht eine Entscheidung erleichtern sollte, denke ich mal, wäre es auch nur das Bisschen, was irgendwann einmal fehlt, um eine Person zu beeinflussen, na gut. o.k., bis jetzt habe ich solche Erfahrungen nicht gemacht.

...

DR: Ist das ein Gefühl von Solidarität oder von...?

L: Das nicht unbedingt, Solidarität, ich weiß es nicht...

DR: ... von gemeinsamem Schicksal?

L: Das vielleicht nicht; die meisten, die ich am Telefon kennengelernt habe, sind irgendwie hier akklimatisiert und stabilisiert, sehr wahrscheinlich, sind beruflich aktiv und tätig, stehen fest im Berufsleben, was ich bis jetzt mitbekommen habe; also diese Solidarität entfällt, warum soll sich jemand mit mir solidarisieren usw.?

Am Ende dieser Passage wird besonders deutlich, dass Interviewer und Erzähler verschiedene Gespräche führen, das eigentliche Thema ist nicht genau ausgehandelt. Ich frage nach emotionaler Verbindung, die er zwischen Polen vermutet und suche nach Konsequenzen, die sich daraus im Alltag ergeben. Lesław bestätigt zwar die Vermutung, sein zentrales Thema ist aber eine Auseinandersetzung um Loyalität, Möglichkeiten beruflichen Vorwärtkommens und Anpassungsdruck.

Lesław kann sich nicht mehr an seine Ausführungen vom ersten Interview erinnern, stimmt meiner Zusammenfassung inhaltlich aber grundsätzlich zu und berichtet davon, gerade am Tag des Interviews einen dieser Kontakte gehabt zu haben. Er benennt die wichtigsten objektiven Merkmale, die diese Begegnung zu einer „ähnlichen Geschichte“ machen: die Person, eine Frau, kommt aus Polen, sie ist seit etwa 15 Jahren in Deutschland und arbeitet im selben Berufsfeld. Lesław erlebt die Situation als zweigeteilt: er beschreibt zuerst zwei Aspekte der Situation: erst wurde das Geschäftliche besprochen, dann folgte das Gespräch „von Pole zu Pole“. Auf meine Nachfrage hin erläutert er den geschäftlichen Zusammenhang des Gesprächs; über den professionellen Rahmen hinaus hätten sie „halt heute bisschen länger geplaudert“. Lesław definiert den Umfang des Gesprächs: „keine große Geschichte“ und begründet seine Qualifizierung damit, dass „man“ sich während der

Arbeitszeit „nicht so viel erlauben“ kann. Erst hatte er durch die Reihenfolge die Priorität des Geschäftlichen betont, jetzt den marginalen Umfang des privaten Gesprächs. Meine Frage nach der anderen Art der Zusammenarbeit mit einer „verwandten Seele“ verneint Lesław und hebt hervor, dass beide „nur Angestellte“ seien. Er begründet das durch die strikte Trennung zwischen Privatperson und Repräsentant seines Büros und will damit seine berufliche Loyalität bewiesen sehen. Ebenso gut hätte er als Grund für das private Gespräch angeben können wie: macht mehr Spaß, beflügelt die Zusammenarbeit, verbessert das Arbeitsklima insgesamt etc. Lesław erzählt, in welcher Sprache sie sich unterhielten: das Geschäftliche auf Deutsch, das Private auf Polnisch. Er begründet dieses Verhalten mit der Erfahrung, dass es „nicht gut gesehen wird“, dass es „Unruhe“ gäbe, wenn „man gleich sich in Polnisch ... unterhält“. Dass ihm die Fachbegriffe in Deutsch vertrauter sind als auf Polnisch, gibt er nur nachgeordnet als Grund für die Sprachwahl an. Ein weiteres Mal, jetzt verallgemeinert, expliziert er die Reihenfolge und die Gewichtung (Dauer) solcher Gespräche: nach der Regelung des beruflichen Anliegens gibt es ein „paar Sekunden“ für ein persönliches „Schwätzchen“. Lesław beschreibt den typischen Verlauf solcher Gespräche. Er benennt Inhalte eines *small talks*: Herkunft, Aufenthaltsdauer etc., Dinge also, die nichts weiter als eine erste Orientierung über die andere Person ermöglichen. Plötzlich greift er implizit das zentrale Motiv – Gründung einer Geheimloge – der Passage aus dem ersten Interview wieder auf. „Ich hab damit [mit meinen Kontakten, also der potenziellen geheimen Loge] noch nichts erreicht.“ Obwohl inhaltlich wenig, eigentlich nichts, auf eine unlautere Absicht hindeutet – die Schilderungen der Gespräche enthalten keinerlei Absprachen –, will er jede dahingehende Vermutung ausschalten. Damit legt er aber offen, dass er mit einem Gedanken spielt, den er selbst für moralisch nicht ganz integer hält, nämlich seine polnischen Kontakte für sich zu nutzen (etwa: Selbstständigkeit vorbereiten – hier sehe ich den einzig möglichen Hintergrund, der Lesław's starke Bedenken seine polnischen Kontakte zu nutzen, erklären könnte: wenn er nämlich mit dem Gedanken spielt, Kunden von seinem jetzigen Arbeitgeber abzuwerben). Gleichzeitig bringt er diesen Gedanken nicht in Einklang mit seinem Selbstbild eines loyalen Menschen. In seiner Darstellung versucht er in der Beschreibung und Bewertung seiner Handlungen jeden „Verdacht“ explizit auszuschließen. Deswegen will er auch weder das – nach meinem Dafürhalten naheliegende und auch unverdächtige – „Gefühl von Solidarität“, noch ein „gemeinsames Schicksal“ als zutreffend für Kontakte mit „verwandten Seelen“ gelten lassen.

Lesław ist derjenige unter den von mir Befragten, der seine Migration am wenigsten geplant hat. Zwar befand er sich in einer durchaus typischen Situation – die eigendynamisch verzögerte Rückkehr war für viele der Anfang einer ungeplanten Migration: anfängliche Schwierigkeiten bei der Jobsuche, eine einmal verzögerte Rückkehr nach Polen

erschwert später die Wiederausreise etc. Aber für ihn war schließlich eine Rückkehr wegen äußerer Zwänge (Kriegsrecht) nicht mehr möglich. Angesichts seines fast abgeschlossenen Studiums halte ich für wahrscheinlich, dass Lesław zurückgekehrt wäre. Er beschreibt sein Leben bis dahin als eine Reihe von Automatismen; er bezeichnet sich in dieser Zeit als Mitläufer in einer „mannschaftlich geprägten Umgebung“. Über seine Schulzeit sagt er:

L: ...es gab wenig Einzelkämpfer, Einzelgänger, eher mannschaftlich war das und für mich war es seit dem Gymnasium oder auch in der Grundschule war's wichtiger in der Mannschaft, in der Gruppe irgendwas zusammen zu unternehmen, irgendwie zusammen zu sein, als einzeln irgendwelche Leistung zu bringen, die mich vielleicht aufbauen würden oder jemand anderem imponieren würde; so die ganze Gruppe hat eher so was verabscheut, solche Typen, solche Leute;

Nicht-Entscheidungen prägten, nach seiner heutigen Sicht, seinen damaligen Lebensweg. Sein Studienfach hat er nach einer Negativauswahl ausgesucht. In einer kommunistischen Gesellschaft mit egalitärem Anspruch kann man sich keinen großen Vorteil verschaffen, wenn man sich besonders hervortut und von den anderen abheben will. Dieser sozialistische Gedanke hätte sich, meint Wagner, deshalb so gut unter der Bevölkerung verbreitet, weil hohe Posten an die Mitgliedschaft in der ungeliebten Partei gebunden und somit nicht erstrebenswert waren (Wagner 1996:154ff).

L: Die ganze Sache mit dem Kriegsrecht, war eine ganz andere Qualität. Da musste ich mir wirklich überlegen, was machst du nun mit deinem Leben oder was machst du mit dem Leben weiter, wie entscheidest du dich? Bis dahin ist das alles von alleine so dahin gelaufen. Das war nicht so vorgeplant, wie man das denken oder vermuten würde, so vom Kommunismus oder Sozialismus, allerdings haben wir uns damals überhaupt keinen Kopf über die Zukunft gemacht: Die Zukunft war gesichert, für uns alle. Mehr oder weniger gleich.

Die Sorglosigkeit nahm, jedenfalls aus heutiger Sicht, ein jähes Ende. In der neuen Situation galt es nun genau das zu tun, was Lesław vorher nicht tat: Entscheidungen treffen, und zwar weitreichende, z.B. ob er in Deutschland bleiben oder besser nach Kanada gehen sollte, ob er einen Asylantrag stellen sollte oder nicht, ob er sich um einen festen Job kümmern oder sich um eine Studienmöglichkeit bemühen sollte etc.

Lesław stellt die Situation damals in Polen in einen Gegensatz zur Situation in Deutschland heute (hierin Patrycja vergleichbar), wo er den Einzelnen gefordert sieht, für seine eigene Zukunft zu sorgen. Diesen Gegensatz sehe ich auch in Lesław selbst vereinigt. Bereits oben habe ich auf Lesław's ambivalente Redestruktur hingewiesen. In der zitierten Passage verstrickt er sich in eine widersprüchliche Selbstdarstellung seines Charakters (nicht schnell aufgeben vs. nicht verbissen sein). Dahinter könnte die Frage stehen: „Soll ich es riskieren, traue ich es mir zu, mich selbstständig zu machen?“ Das ist gleichzeitig ein Widerstreit zwischen der aus seiner Jugendzeit stammenden Idee, sich „mannschaftlich“ einzuordnen und den mittlerweile internalisierten Werten der Leistungsgesellschaft, in der

er sich wähnt und wo der Einzelne aufgefordert ist, sich hervorzutun. Auf der einen Seite gibt er an, „keine großen Ziele“ gehabt zu haben.

L: Ich glaube eher, ich hatte keine großen Ziele, also keine Ziele, die ich irgendwie unbedingt erreichen musste. Sicherlich, mein Ziel war es, so ordentlich zu leben. Ich hab früher das immer so bezeichnet, so ruhige Kugel schieben...

Andererseits spricht er davon, dass er gerade dabei wäre, sich selbstständig zu machen. Er hat offenbar seine Einstellung geändert: er will etwas erreichen, sich abheben, Leistung erbringen. Deswegen beklagt er, seine berufliche Karriere erst spät begonnen haben zu können und deswegen noch immer Nachteile davon zu tragen – damit begründet er auch seine Pläne für die Geheimloge – und orientiert sich so an Regeln, die er selbst für Deutschland konstatiert: „Und so, wie ich die Deutschen beurteile, die beurteilen wiederum alles über den wirtschaftlichen Erfolg.“ Seine berufliche Karriere ist auch die Begründung dafür, wenig Zeit mit seiner Familie zu verbringen, obwohl er angibt, dass es ihm finanziell gut geht, dass er keinen finanziellen Druck verspürt. Seine berufliche Tätigkeit ist Lesławs zentraler Lebensinhalt. Wirtschaftlicher Erfolg ist das, was für ihn zählt und woran er arbeitet, nach seiner eigenen Einschätzung also das, was in Deutschland der zentrale Bewertungsmaßstab ist. Durch diese Ausführung wird deutlich, dass er die Polen anders einstuft – sonst macht die Abgrenzung keinen Sinn. Ein äußeres Zeichen seiner unbewussten Assimilation ist der häufige Gebrauch von legeren Redewendungen, wie „ein Schwätzchen halten“, „sich bei Pils und Korn zusammensetzen“, „eine ruhige Kugel schieben“.

Dieser Zusammenhang zeigt auch, dass Lesławs anfängliches Bekenntnis zu seinem Polnischsein ein sehr abstraktes ist. Lesław orientiert sich an dem, was er selbst als „deutsch“ identifiziert hat. Sein Polnischsein ist eher ideologischer Natur. Es hat keine Konsequenzen in seinem Leben. Er sucht sich kein (privates) polnisches Umfeld (anders als z.B. Leszek), sein Engagement besteht darin, dass er hofft als Person, als Sympathieträger gewissermaßen, seinen „Auftrag“, der sich aus einem ideologischen Bekenntnis ergibt, zu erfüllen. Er ist von seiner positiven Wirkung überzeugt und hofft, dass er auch als Pole wahrgenommen wird.

L: Ich muss nicht aktiv werden [um etwas für das deutsch-polnische Verhältnis zu tun], na gut (lachend) ich bin sozusagen immer aktiv durch meine Person und meine Erscheinung. Und ich hoffe, meine Person und meine Erscheinung ist einigermaßen positiv, dass die Leute sagen, okay, vielleicht gibt's solche und solche, aber nicht alle Polen sind blöd...

Dass Lesławs Bekenntnis zu Polen keine Konsequenzen in seinem Leben hat, zeigt die folgende Passage, in der er Gleichgültigkeit darüber zum Ausdruck bringt, dass seine Kinder kein Polnisch sprechen (vgl. die Anstrengungen, die Alina und Jurek unternehmen, damit ihre Kinder Polnisch lernen; das vierjährige Kind von Piotr, der hier nicht weiter

vorgestellt wird, hat eine deutsche Mutter und trotzdem gelingt die zweisprachige Erziehung).

L: Mir macht das nichts aus.

DR: ...dass deine eigenen Kinder deine Muttersprache nicht sprechen können?

L: Nein, also ich bin nicht so stark chauvinistisch, patriotisch, nationalistisch, je nachdem, wie man das nennt, dass ich unbedingt meine Kinder zu das oder jenes erziehen müsste; ob das eine Religion ist, oder ob das eine Sprache ist usw., ...

Umgekehrt bedeutet das, je weniger konkret er Kontakt zu Polen hat (Land und Leute), umso wichtiger wird das ideologische Bekenntnis: die polnische Staatsbürgerschaft ist ihm wichtig; und einen Asylantrag hat er aus Loyalität zu Polen nicht gestellt. Es ist die imaginierte Kategorie „Polnischsein“, die Lesław wichtig ist; sie hat wenig mit seinem Alltag zu tun außer einer latenten emotionalen Zugehörigkeit und der Imagination einer letztlich karrieredienlichen Gemeinschaft. Er braucht keine polnische Bezugsgruppe, um eine Orientierung im Alltag zu haben. Lesław steht auf festem Grund, er hat einen guten Job, kommt in seiner Umgebung gut an und hat ein paar gute Freunde (ein polnisches und ein deutsches Ehepaar) aus seiner Studienzeit, die er regelmäßig in Saarbrücken und Kaiserslautern – ohne seine Familie – besucht.

3.2 Leszek

Leszeks Biografie ist dadurch gekennzeichnet, dass er zweimal mit seinem Lebensentwurf scheiterte und mit seinem vollen Engagement ins Leere lief. Er musste zwei umfassende Niederlagen einstecken, schafft es aber jedes Mal, sein Leben in den Griff zu bekommen. Leszek sucht immer den Kontakt zu einer starken und überschaubaren polnischen Bezugsgruppe.

Leszek ist der Lebensgefährte von Maria, einer ehemaligen Arbeitskollegin meiner Frau. Diese hatte ich telefonisch nach ihrer Bereitschaft gefragt, mir ein Interview zu geben und eine zögerliche Zusage bekommen. Ihr Freund solle wenigstens dabei sein. Als es zum Interview kam, war allein Leszek mein Gesprächspartner. Maria, die dem Gespräch nur teilweise beiwohnte, kommentierte und ergänzte hin und wieder Leszeks Äußerungen.

Leszek wohnt seit etwa einem Jahr zusammen mit seiner Lebensgefährtin in Frankfurt. Seit dem ist er für eine Limburger Firma für den Export nach Mittelosteuropa verantwortlich. Leszek hat von 1972-77 in Gdańsk (Danzig) Betriebswirtschaft studiert. Der Beginn seiner Studienzeit fällt in etwa zusammen mit einer allmählichen Öffnung Polens, dessen Führung von da an jungen Menschen erlaubte, über den Sommer ins westliche Ausland zu reisen. Von dieser Möglichkeit machte Leszek reichlich und in verschiedenen Ländern

(Schweden, Frankreich, Deutschland, England) Gebrauch. Nach seinem Studium arbeitete er für eine Firma, die mit amerikanischen Firmen kooperierte. In diesem Zusammenhang sollte er für eine längere Zeit nach Amerika gehen und war bereits mehrere Male zur Vorbereitung dort. Staatliche Stellen, deren Zustimmung dafür benötigt wurde, verweigerten ihm diese Erlaubnis: Leszeks erste große Niederlage. Weil er seinen ganzen Ehrgeiz in diese Möglichkeit gesteckt hatte, kündigte er daraufhin enttäuscht dieser Firma, für die er sechs Jahre gearbeitet hatte und ging – als Übergangs- und Neuorientierungsphase – ohne konkreten Plan in den Westen, nach Berlin. Aus Mangel an Alternativen blieb er in Berlin, obwohl er nicht vorhatte, nach Deutschland zu emigrieren.

Leszek war bereits in Polen verheiratet, lebte dort aber schon getrennt von seiner Frau und seinem Sohn. Trotzdem ermöglichte ihm seine Frau, die nach ihm als Aussiedlerin nach Deutschland kam, 1994 einen deutschen Pass zu bekommen ohne seine polnische Staatsbürgerschaft ablegen zu müssen (so seine Angabe). In Berlin bewegte sich Leszek in einer polnischen Clique studentischen Charakters. Die Clique war zunächst eine dynamische Gruppe, die Anlaufstelle von Bekannten und Freundesfreunden aus Polen war. Auch als sich Leszek eine eigene Wohnung nahm und kaum noch Bekannte aus Polen aufnahm, war diese Gruppe sein Hauptbezugspunkt während seiner ganzen Zeit in Berlin und ist es – mit Einschränkungen – auch heute noch. In diesem Zusammenhang ergab sich für Leszek die Chance, in Berlin wieder ein Studium aufzunehmen, das er jedoch nicht zu Ende führte. Als Student hatte er in den 80er Jahren keine Mühe, eine Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. Weil er keine Arbeitserlaubnis bekam, eröffnete er zusammen mit Freunden verschiedene Im- und Export-Firmen, die zeitweise recht erfolgreich waren. Die Zahlungsunfähigkeit eines wichtigen Kunden brachte ihn in finanzielle Schwierigkeiten, was ihn dazu veranlasste seine Selbstständigkeit aufzugeben – seine zweite Niederlage. Leszek hat aus dieser Zeit noch erhebliche Schulden. Vor gut zwei Jahren fand seine Lebensgefährtin, mit der er seit acht Jahren zusammenlebt, einen guten Job in Frankfurt, woraufhin er sich einen Arbeitgeber in der Nähe suchte und ein Jahr später, 1998, ebenfalls von Berlin nach Frankfurt übersiedelte. (Das Paar unterhält noch immer eine Wohnung in Berlin.) Obwohl beide eine gute Arbeit haben, wohnen sie in einer äußerst bescheidenen Dachwohnung.

Das Interview war für Sonntag Nachmittag verabredet. Auf Vorschlag Marias kam meine Frau auch mit. Wir kamen in eine Dachwohnung, die auf mich den Eindruck einer Studentenwohnung machte: Raufasertapete, jedes Möbel ein Einzelstück. In der Einrichtung fiel mir nichts auf, was auf Polen hindeutete. Die Gastgeber trugen Hausschuhe; auch uns Gästen wurden welche angeboten. Die Situation entwickelte sich nach dem Muster Ehepaar A besucht Ehepaar B. Tee war auf einem Stövchen, Kaffee in einer Isolierkanne vorbereitet (etwas sehr typisch Deutsches, meiner Frau zufolge; in Polen würde Kaffee immer frisch zubereitet), Kuchen stand auf dem Tisch, auch Bier und Wein.

Zucker war in einer offenen Schale auf dem Couchtisch bereitgestellt (das kenne ich nur aus Polen); braunes Glasgeschirr war für Essen und Trinken vorgesehen (braunes Glasgeschirr ist mir vor allem in Polen oft begegnet. Wir selbst besitzen ein solches Service, das in Polen gekauft wurde. In einer polnischen Kneipe in Frankfurt habe ich es auch gesehen). Später, nach dem Interview wurden wir wie selbstverständlich zum (warmen) Abendessen gebeten. Es gab schwere Salate (wie ich sie aus Polen kenne) in glasbraunen Schüsseln und *bigos*²¹, dazu wurde Tee getrunken.

Die Situation entwickelte sich nach Regeln des *socialising*. Wir unterhielten uns bei Kaffee bzw. Tee und Kuchen. Sonntag nachmittags Kaffee zu trinken ist laut meiner Frau typisch Deutsch und in Polen nicht üblich. Dabei kamen bereits viele Themen zur Sprache – es ist durchaus üblich, dass man sich bei einem ersten Kontakt dieser Art über den Beruf etc. des Gegenübers erkundigt –, die ich im Interview erfragen wollte. Dinge würden sich also bei laufendem Aufnahmegerät wiederholen müssen; das wäre gekünstelt und langweilig. Ich sah mich gezwungen, mein Anliegen anzusprechen und damit die Regeln des *socialising* zu verletzen – das tat ich, indem ich auf einen anderen Zweck des Zusammenkommens als nur zu plaudern hinwies. Ich drängte darauf, das Interview zu beginnen; äußerlich dadurch, dass ich um Einverständnis bat, das Aufnahmegerät einzuschalten. Mit dem Einschalten des Aufnahmegerät änderte sich die soziale Situation schlagartig. Keiner, wohl aus Mangel an Erfahrung mit solchen Situation, wusste sich sicher zu bewegen. Maria und meine Frau gingen in ein anderes Zimmer, nur langsam „normalisierte“ sich die Interviewsituation.

DR: Also, was mich jetzt interessieren würde, wäre Deine Lebensgeschichte.

L: Stellst Du dann irgendwelche Fragen, oder soll ich von mir erzählen?

DR: Fangen wir damit an, was Du heute machst.

L: Also heute, ich arbeite für eine PVC-Fabrik, da wo PVC-Platten hergestellt werden, und ich bin verantwortlich für Export, und zwar hauptsächlich für Export nach Osten und Mitteleuropa. Und das mache ich seit einem Jahr etwa. Und davor, also seit 1987 arbeite ich in Deutschland und ich war selbstständig, fast die ganze Zeit; ich hab erst mal studiert an der FU in Berlin. 1987, nee, das war 85/86 habe ich studiert an der FU Berlin: Englische Philologie und Amerikanistik. Und danach habe ich angefangen zu arbeiten. Aber fast die ganze Zeit war ich selbstständig; ... in Export oder Import aus Osteuropa oder nach Osteuropa. Vor allem aus Polen oder nach Polen. Das heißt, ich habe da nach Deutschland importiert: Geschenkartikel oder Spielzeug oder exportiert, Autozubehör vor allem. Jahrelang. Autoradios, Lautsprecher, Autoteile...

Am Anfang sucht Leszek eine Klärung des Interviewmodus – offen oder strukturiert – er will wissen, was von ihm erwartet wird. Leszek deutet an, dass er sich verschiedene Formen vorstellen kann, kurz: er ist mit allem einverstanden. Mit dem weitgefassten Impuls „was du heute machst“ gebe ich zu erkennen, dass ich ihm viel Raum geben will für seine Erzählungen. Gleichzeitig engt diese Formulierung das zuvor benannte

²¹ *Bigos*, ein Sauerkrauteintopf, ist das Gericht, mit dem sich Polen nach meiner Erfahrung kulinarisch repräsentiert. Auf allen Veranstaltungen, ob bei der Deutsch-Polnischen Gesellschaft, bei Weihnachtsfeiern, einem polnischen Tag der FH-Mainz, wo „polnisches Essen“ angeboten wird, gibt es Bigos. Ich bin noch keinem anderen Gericht auf solchen Veranstaltungen begegnet.

Generalthema „Lebensgeschichte“ ein und macht mich zu demjenigen, der die Interview-situation strukturieren will. „Was du heute machst“ ist enger als die Formel „stell dich vor“, mit denen ich die meisten anderen Interviews begonnen habe. Damit habe ich bessere Erfahrungen gemacht, weil der Erzähler einen Gesamteindruck von sich darstellen muss, d.h. er kann selbst gewichten, wie wichtig er z.B. seinen Beruf einschätzt. „Was du machst“ kann zwar mehr bedeuten, als „was ist dein Beruf“, deutet dennoch ziemlich eindeutig darauf hin. Genauso versteht Leszek die Frage und beantwortet sie sehr konkret und sachlich. Er nennt die Branche, gibt ein kurzes Profil seiner Stelle, macht Angaben über die Dauer der Tätigkeit und seinen beruflichen Werdegang. Damit nimmt er Bezug auf die in der Frage enthaltene zeitliche Dimension: „Was machst du *heute*?“ Er erwähnt, dass er in Berlin studiert hat. Seine Studienfächer Englische Philologie und Amerikanistik stehen offenbar in keinem Zusammenhang mit seiner jetzigen beruflichen Tätigkeiten, dem Export. Anders seine selbstständigen Unternehmungen. Aus seiner Selbstständigkeit, die er zweimal erwähnt, hat er Erfahrung im Export und Import nach und aus Osteuropa. Im Unterschied zu seiner erst kürzlich aufgenommenen Tätigkeit hat er sein eigenes Gewerbe „jahrelang“ betrieben. Dass Leszek hier ausführlich über seine Tätigkeiten seit 1985 berichtet und nichts über sein Tun in Polen erzählt, lässt sich wahrscheinlich auf seine Erwartungshaltung, über seine Migration befragt zu werden, zurückführen.

Leszek will am Anfang demonstrieren, dass er gerne bereit ist, sich auf das Interview einzulassen. Im ganzen Interview gab er mir niemals zu verstehen, mit einer Frage nichts anfangen zu können. Auch auf die Fragen des letzten Teils des zweiten Interviews, die ich in der Analyse u.a. deswegen nur am Rande berücksichtigt habe, weil viele Interview-partner nichts mit ihnen anfangen konnten, ging Leszek bereitwillig ein.

Leszek war elf Jahre selbstständig und lebte 13 Jahre in Berlin. Diese Zeit ist konstitutiv für sein Welt- und Selbstverständnis. Nachdem seine berufliche Karriere in Polen gescheitert war, ging er nach Berlin und fand dort eine Bezugsgruppe, die lange Zeit eine starke Anziehungskraft auf ihn ausübte. In der folgenden Passage kommt zum Ausdruck, dass sich Leszek an einer überschaubaren Bezugsgruppe (face-to-face-Beziehung) orientiert und was für ihn Erfolg bedeutet.

DR: Wie war das in Berlin? War euer Bekanntenkreis hauptsächlich polnisch?

L: Da waren viele von denen, mit denen wir zusammen seit 1985 nach Berlin gekommen sind, da sind mindestens einige, mit denen wir immer noch zusammenhalten, das heißt, wir treffen uns jetzt vielleicht nicht mehr so oft, aber mehr oder weniger regelmäßig. Und dazu sind einige gekommen, sei es durch Skifahren oder Studium, oder... das sind nicht nur Polen. Bloß, wie gesagt, seit zwei Jahren sind die Kontakte auch lockerer geworden, weil durch die Entfernung fährt man nicht so häufig nach Berlin.

DR: Haben die alle so eine ähnliche Geschichte, dass die auch am Anfang hier geblieben sind und wussten nicht...[wie es in ihrem Leben weitergeht]?

L: Von den Polen her?

DR: Ja.

L: Ja, ja, die Polen, die meisten. Es kommt drauf an: Einige wollten weiter lernen, vor allem die Sprache und irgendwie entweder Schule oder Studium und vor allem die Jungs, die wollten oder mussten da arbeiten, und die haben irgendwelche handwerklichen Berufe ausgeübt, also Firma gegründet, Maler, oder irgendwas... Und die sind, also von den Jungs, sind die meisten, sind irgendwie, ich will nicht sagen, stehen geblieben, aber haben sich nicht so entwickelt. Die Mädels mehr, die wollten Schule machen – und die Jungs, die mussten sich vielleicht mehr um Geld, um Familie kümmern ... entweder sind die selbstständig, haben eigene Firma, oder haben finanzielle Probleme, gibt es auch viele – in unserem Bekanntenkreis haben fast alle studiert irgendwas in Polen und durch den Umzug nach Deutschland oder durch die ganze Veränderung haben die meisten, durch die Sprache und überhaupt, haben die Jobs ausführen müssen, die, sagen wir, handwerkliche Arbeiten, und da sind viele geblieben. Viele haben auch da, entweder sind die nach Polen zurückgekehrt, um in Polen die Gelegenheit zu nutzen, die ganze Veränderung in Polen; beispielsweise der Kollege, mit dem ich gekommen bin, der ist seit fünf Jahren nach Polen zurückgekehrt und hat eine Firma gegründet; oder eigentlich, wie gesagt, sie machen eine handwerkliche Tätigkeit: kaum einer der sich da entwickelt hat. Die sind mit 25-30 nach Deutschland gekommen, da war es auch nicht so einfach mit der Sprache und mit Fortbildung und so weiter – also deswegen sind viele – auf jeden Fall, die hätten in Polen höchstwahrscheinlich mehr erreichen können, wenn diese Veränderungen früher passiert wären. Manche sind zurückgekehrt und konnten viel mehr erreichen, als die, die hier geblieben sind.

DR: Materiell oder...?

L: Ich meine materiell und auch vom Beruf her, vom Prestige, also eigentlich die Kollegen, die zurückgekehrt sind oder die da geblieben sind, mit denen ich Kontakt halte, die meisten haben was erreicht – die sind da ziemlich hoch, entweder sind sie selbstständig, aber die meisten arbeiten da für größere Firmen als Direktor oder Abteilungsleiter. Und die Jungs, die hier geblieben sind, die meisten, haben ihre Zeit verpasst, oder, inzwischen sind da zehn oder fünfzehn Jahre vorbeigegangen, die haben da irgendwo gejobbt, gearbeitet als Handwerker oder irgendwas, zurückzukehren war schon oft zu spät, weil man hatte auch keine Wohnung mehr, keine Kontakte mehr, und überhaupt, und deswegen, für viele ist die Zeit – die konnten die nicht mehr nachholen nach den Veränderungen in Polen. Die Gelegenheiten, die da existieren, sehe ich, wenn ich meine Freunde in Polen sehe, da sind viele inzwischen, die ihre Chancen genutzt haben und jetzt sehr gut dastehen.

Meine Fragen beziehen sich in dieser Passage auf die Nationalitäten seines Bekanntenkreises (polnische Bezugsgruppe) und auf die Vergleichbarkeit der Lebenssituation (ähnliche Geschichte). Leszek geht nicht direkt auf meine Fragen ein, sie sind für ihn mehr Stichworte, die er assoziativ weiterentwickelt, um schließlich auf den Lebenslauf seiner Bekannten einzugehen. In wenige Sätzen beschreibt er das Zustandekommen der Gruppe und die Geschichte seiner eigenen Zugehörigkeit. Ausführlich analysiert er das Verhalten und den Erfolg seiner Bekannten unter Statusgesichtspunkten.

An der ersten Antwort interessieren mich erst einmal der Gebrauch der beiden Pronomen: „wir“ und „man“. Das „wir“ bezieht sich auf die „vielen“ die *zusammen* nach Berlin gekommen sind. Man könnte meinen, dass eine ganze Gruppe gemeinsam von Polen nach Berlin übergesiedelt sei, die sich dort absichtsvoll zusammengefunden hätte. Dass dem nicht so war, geht aus einer anderen Stelle hervor, wo er angibt mit zwei Freunden nach Berlin gekommen zu sein. Erst als sich eine Jobmöglichkeit in Hannover nicht realisieren

ließ, hätten sie ein Angebot in Berlin wahrgenommen und sich dort niedergelassen. Die Gruppe hat sich eher zufällig gefunden, wie folgende Passage belegt:

L: Dann sind wir zurück nach Berlin, und wir haben da zu dritt in einer Wohnung gewohnt, und gleich daneben, gleiche Straße halt, gab es auch zwei Wohnungen, wo auch Polen gewohnt haben und gearbeitet haben, und da haben wir uns kennengelernt und – seitdem kennen wir uns, seit 1985; das war nur, dass zufällig zwei oder drei Wohnungen, in denen Polen gewohnt haben, in der Nähe waren.

Die zufällige räumliche Nähe war der Ursprung einer stabilen face-to-face Gruppe, die lange Zeit Leszeks Hauptbezugspunkt darstellte, das gilt z.T. auch heute noch. Im Rückblick erscheint ihm die Existenz der Gruppe so selbstverständlich, als hätte sie immer bestanden. Aus dieser Gruppe stammten seine Geschäftspartner, seine Lebensgefährtin hat er dort kennengelernt, seine Freizeit hat er mit dieser Gruppe verbracht sowie seine Urlaube (gemeinsames Skifahren und Wochenend-Ausflüge ins nahe gelegene polnische Jelenia Góra). Zur Beschreibung des Klimas in der Gruppe benutzt er schließlich ein Wort, das meiner Ansicht nach eher einem Pfadfinder als einem Geschäftsmann zuzuordnen wäre: Zusammenhalten. Nur vor dem Hintergrund der umfassenden Bedeutung der Gruppe wird die Verwendung verständlich.

Leszek benutzt die Vokabel „wir“ sehr oft. Er benutzt das Pluralpronomen fast für alle seine Aktivitäten. Immer beschreibt er sich als Teil einer Gruppe, ohne zu explizieren, wer genau mit diesem „wir“ gemeint ist. Auch aus dem Kontext geht das nicht immer eindeutig hervor: „wir haben in der Nähe gewohnt.“ „Wir sind eigentlich Mitte 80 hierher gekommen.“ „Wir haben zum Beispiel, weil man musste, ... den Pass beantragen“; „Und da sind wir jeden – eigentlich jeden Sommer für zwei, drei Monate nach, wir sind gerade mit meinen Freunden nach Schweden paarmal gefahren“. Leszek vermeidet „ich“ zu benutzen. Statt „ich fahre nicht...“ sagt er „man fährt nicht so oft nach Berlin.“ (s. Eingangszitat). Das gleiche gilt auch für Maria, seine Lebensgefährtin. Als die beiden über das Lebensgefühl in Berlin sprechen korrigiert sich Maria sofort als wäre es ein Versprecher gewesen: „bei mir war das“ mit „man war“:

M: Das hat man überhaupt nicht gedacht, was weiter, das war, bei mir war das, man war jung, man wollte was erleben, bei mir war das so, man hat gedacht: Arbeit war da, man konnte arbeiten, man konnte studieren, hat man Spaß gehabt,...

Und im direkten Anschluss Leszek:

L: Ja, man hat eigentlich nicht überlegt, wie lange man da [in Berlin] bleibt oder so. Erstmal wollte man da ein paar Monate bleiben, wenn es die Möglichkeit gibt, da zu studieren, desto besser, dann konnte man auch einfacher lernen...

Obwohl sie hier von ihren ureigensten Entscheidungen und Erfahrungen, ihrem persönlichen Lebensgefühl sprechen, benutzen beide das unpersönliche „man“. Sie konzeptionali-

sieren ihre Erfahrungen als typische, als Gruppenerfahrung. Besonders im Gegensatz zu Patrycja positionieren sie sich nicht als souveräne Akteure ihrer Entscheidungen (obwohl sie das wahrscheinlich in ähnlichem Ausmaß waren und sind wie Patrycja).

In Frankfurt ist das Paar noch nicht richtig angekommen. Noch deutlicher als durch das Aufrechterhalten der Berliner Wohnung zeigt das die Tatsache, dass sie zum Zeitpunkt des Interviews noch keine Waschmaschine in Frankfurt haben und ihre Wäsche in ihrer Berliner Wohnung waschen. Der Umzug von Berlin nach Frankfurt ist eine erneute Migration. Es sind wirtschaftliche Zwänge, die sie dazu bewegten, ihr gewohntes Umfeld zu verlassen. Sie haben sich bisher nur provisorisch in Frankfurt eingerichtet; die Übergangszeit dauert bereits fast zwei Jahre. Sie leben nicht mehr in Berlin, aber auch noch nicht in Frankfurt. Die Situation in Frankfurt empfinden die beiden als unbefriedigend. Per Anzeige haben sie nach Kontakten gesucht – und zwar nach polnischen Bridge-Spielern – und sind dabei zufällig auf einen „Club“ gestoßen, dem sie sich angeschlossen haben. Der „Club“, der einmal in Monat stattfindet, macht Grillfeiern, geht in die Disco oder lädt Referenten ein.

DR: Und was ist die Idee von diesem Club?

L: Eigentlich um sich zu treffen, um Gedanken auszutauschen, Erfahrungen auszutauschen...

DR: Also, es geht um Polen. Es ist ein polnischer Kreis?

L: Ja, ja, auf jedem Fall. Ja, ja, gut, einerseits, um so ein bisschen Gedankenaustausch zu haben; wenn jemand da Probleme hat, sagen wir jemand sucht polnische Presse oder Bücher, dass man sich da austauscht. Ein anderer würde da mehr über Steuerrecht erfahren oder irgendein Rechtsanwalt, oder Reisebüro; da wird versucht, wenigstens ab und zu jemanden einzuladen, der bisschen dazu [Steuerrecht, Rechtsangelegenheiten etc.] sagen kann, oder irgendwas erzählen kann über eigene Erfahrungen und so weiter.

Obzwar die neue Gruppe einen ganz anderen Charakter hat – die Treffen finden, z.B., niemals in Privatwohnungen statt – scheint sich doch ein Muster zu wiederholen: Leszek sucht die Zugehörigkeit zu einer überschaubaren Gruppe, die hauptsächlich aus Polen und Polinnen besteht.

Im Gegensatz zu Lesław hat sich Leszek niemals bewusst gemacht, Polen für immer verlassen zu haben. Während es für Lesław klar war, dass er einen Weg finden muss, sich für immer außerhalb Polens einzurichten, war es für Leszek ein ständiges Hinausschieben seiner Rückkehr. Es gab keinen Anlass für ihn, sich aktiv zu assimilieren. Sein Lebensgefühl orientiert sich nach wie vor an seiner Herkunftsgruppe, oder besser gesagt seinem polnischen Milieu in Berlin. So empfand ich auch die Interviewatmosphäre und die Art der Bewirtung. Er hat keine Wertvorstellungen internalisiert, die einer bestimmten Bezugsgruppe, dem Orientierungspunkt einer möglichen Assimilation, entsprechen. Gerade vor dem Hintergrund der durchgängigen (d.h. weniger von Brüchen als von einer allmählichen

Entwicklung charakterisierbaren) Lebensstrategie von Leszek wird deutlich, wie sehr die Anschauungen von Patrycja oder Lesław dem kollektiven Weltbild ihrer Bezugsgruppe entsprechen. Während Patrycja ihr Augenmerk auf die selbstverschuldete Diskriminierung von (leistungsunwilligen) Ausländern richtet, formuliert Leszek eine emotionale Nähe zu Ostdeutschen – keine typische Erscheinung seines beruflichen Umfeldes. Ob diese Nähe etwas mit gemeinsamer realsozialistischer Erfahrung zu tun hat, wie es Leszek selbst andeutet, sei dahingestellt. Ich halte es für durchaus denkbar.

DR: In deinem Alltag, bei der Arbeit, oder am Wochenende, gibt es da Situationen, wo dir auffällt, dass du Migrant bist, dass du in einem anderen Land groß geworden bist?

L: Na ja, vielleicht mal im Gespräch, also, bei uns ist es so: Es gibt ein Werk, das in Ostdeutschland liegt und es gibt ein paar Leute aus Westdeutschland, die hier in Montabauer wohnen – ich will nicht sagen, dass die [Ostdeutschen] mir näher sind, aber irgendwie kommt das immer irgendwie durch, dass es diese Unterschiede gibt. Also, es gibt keine Konfrontation in dem Sinne, es gibt höchstens so Spannungen ... Und weil es diese kleine Spannung zwischen Westen und Osten gibt, da bin ich irgendwie so bisschen außen vor, das heißt, ich bin – mir gefällt, muss ich zugeben, die Art von den Leuten drüben, in Ostdeutschland. Vielleicht deswegen: der Chef, der Besitzer von der Firma, stammt von hier, und für den sind eindeutig, obwohl er die Firma in Ostdeutschland gekauft hat, aber eindeutig für ihn sind die Leute dort irgendwie nicht vollwertig sozusagen. Und ich fühle mich eher hingezogen zu den Leuten da, die ich sehr sympathisch finde, und sehr motiviert und mit denen ich mich auch sehr gut verstehe. Ich kann nicht sagen, dass ich mich mit den Leuten hier nicht gut verstehe, aber, wie gesagt, das ist irgendwie, vielleicht auch gemeinsame Erfahrung aus den Zeiten, als es noch Osten – politisch gesehen – [Ostblock] gab. Auf jeden Fall, ich verstehe mich viel besser mit denen, den Leuten da.

Bisher habe ich den Aspekt der Bedeutung von face-to-face-Beziehungen beleuchtet. Im ausführlichen Zitat über die Berliner Clique kommt auch Leszeks pragmatisches Verständnis von Erfolg zum Ausdruck. Die Frage nach der Ähnlichkeit der Lebensgeschichten seiner nächsten Umgebung nimmt Leszek zum Anlass, diese zu analysieren und zu bewerten. Dabei wird vor allem deutlich, wie und wonach er die Lebensläufe einschätzt, was für ihn als Erfolg und was als Misserfolg zählt. Im Grunde unterteilt er zwei Kategorien: Diejenigen, die sich in Deutschland als Handwerker selbstständig gemacht haben und sich deswegen wenig entwickelten und zum zweiten die Rückkehrer, die es in Polen zu etwas gebracht haben. Das Hauptkriterium ist dabei „persönliche Entwicklung“ – für ihn bedeutet das: beruflicher Erfolg – und davon abgeleitet das erreichte „Prestige“. Persönliche Entwicklung wird ermöglicht durch Chancen, die sich jedem im Leben bieten: diejenigen, die ihre Chance genutzt haben „stehen sehr gut da“. Wer es in Deutschland nur zum Handwerker gebracht hat, hat seine Zeit versäumt. Tatsächlich ist Leszeks Weltsicht stark von Chancenverteilung geprägt. Karriere machen ist für ihn das selbstverständlichste Lebensziel. Danach beurteilt er seine zurückliegenden Entscheidungen. In Polen konnte er – auf absehbare Zeit – nichts mehr erreichen, deswegen war es gut, nach Deutschland zu gehen. Die Frage, was aus ihm geworden wäre, wenn er in Polen geblieben wäre, beantwortet Leszek unter dem Aspekt, was wohl *beruflich* aus ihm geworden wäre – anders Alina: sie

entwickelt auf diese Frage hin einen ganz anderen Lebensentwurf: persönliche Kriterien stellt sei vor berufliche.

Als er über die ersten Jahren in Deutschland spricht, vergleicht er immer wieder seine Situation mit der von „Deutschstämmigen“, diese hätten ganz andere Chancen gehabt. So z. B. als wir darüber sprachen, weshalb er sich selbstständig machte.

L: ... das war der Weg, von unseren Freunden, die keine Deutschstämmigen waren, weil deren Weg war ganz anders – alle Rechte hatten die – aber so wie wir, also ich bin nach Berlin gekommen, um zu studieren, und dann, also nur, habe ich Aufenthaltserlaubnis, damals, noch 84, problemlos bekommen; nur um zu studieren, da konnte man also ohne Probleme auch eine Aufenthaltserlaubnis bekommen. Und die habe ich auch erhalten, aber wie gesagt, mit der Arbeitserlaubnis war das ganz anders. Mit der Aufenthaltserlaubnis hatte ich überhaupt keine Probleme, eine Firma zu gründen [auch nicht] – aber eine Arbeitserlaubnis wurde mir abgelehnt.

Oder:

L: ... wenn du als Deutschstämmiger aus Polen kamst, da konntest du irgendwelche Hilfe bekommen, da haben sich um dich irgendwelche Leute und Organisationen gekümmert ... hast irgendwelche Unterstützung gehabt, und wir waren auf unsere eigenen Kräfte angewiesen.

Die Deutschstämmigen hatten die gleichen Rechte wie die Deutschen und sie wurden besonders gefördert. Er dagegen musste sich selbstständig machen, obwohl er das gar nicht wollte. Erst als er keine Arbeitserlaubnis bekam, hat er für die Firma, die von Freunden gegründet wurde nicht als Geschäftsführer, sondern als Teilhaber gearbeitet. Auch in anderen Zusammenhängen kommt er auf Chancenverteilung zu sprechen: gute Arbeit gäbe es nur für in Deutschland Ausgebildete:

L: ... aber für einen Polen, oder überhaupt Ausländer, der in Deutschland nicht zur Schule ging oder studiert hat,...da ist es schwierig, eine gute Arbeit zu bekommen. Ich sehe das in meinem Bekanntenkreis, die mussten entweder eigene Firma gründen und dann haben die Glück gehabt oder nicht, dass die Firma gut ging; viele sind da irgendwie – auf jeden Fall konnte da keiner wissen, dass die studiert haben, dass die einen guten Beruf hatten, das konnten wegen Sprache ... und überhaupt konnten die das überhaupt nicht wissen. Also deswegen sind viele auf der Strecke geblieben.

Diese Einschätzungen muss man vor dem Hintergrund seiner eigenen Erfahrung sehen. Er ist letztlich mit seiner Selbstständigkeit gescheitert. Deswegen betont er, dass er gezwungenermaßen diesen Weg gewählt hatte. Es lässt das Gescheitert-Sein leichter ertragen. Bemerkenswert ist dabei, dass er die Chancenverteilung nicht larmoyant beklagt (im Interview jedenfalls nicht); er stellt einfach dar, wie er Chancen allgemein und speziell seine Chance im Vergleich zu anderen verteilt sieht. Leszek ist keiner, der für gerechte Chancenverteilung, wahrscheinlich nicht mal für seine eigenen, kämpfen würde. Er geht pragmatisch an die Dinge heran; er hätte gerne die Segnungen als Deutscher zu gelten in

Anspruch genommen, wie folgendes Zitat belegt. Er hat keine Berührungsängste wie Lesław, der es aus Loyalität zu Polen ablehnte Asyl zu beantragen:

L: ...deswegen, wenn jemand kam und sagt „Ich bin jetzt Deutscher geworden“ dann, wir haben gesagt „Ich will auch...“, dann sagte er, „ach, das ist ziemlich schwierig.“ Und dann hat man aufgegeben – wieder mal.

Sein pragmatisches Verständnis zeigt sich bereits bei seinem ersten Job noch in Polen. Dem Kommunismus kann er nichts abgewinnen – sein Vater hätte sich immer mit der Bürokratie angelegt – , aber er hat nichts gegen das System getan; er formuliert nicht einmal Bedenken im kommunistischen System Karriere zu machen; er wehrte sich nicht dagegen; er versuchte seine Chancen zu nutzen. Leszek hätte sich mit dem System arrangiert, wenn man ihn in seinem Job gewähren gelassen hätte.

Auffällig ist, dass Leszek nicht in eine seiner beiden selbstentworfenen Kategorien (selbstständige Handwerker vs. Rückkehrer) passt, nicht mehr jedenfalls. Obwohl seine Bewertung eindeutig zugunsten der Rückkehrer ausfällt, kam und kommt für ihn diese Option nicht in Frage. Explizit sagt er, dass er nicht in Polen leben möchte. Darin liegt ein Widerspruch in Leszeks Darstellung. Auf der einen Seite ist er nach den selbst festgelegten Kriterien der Prototyp dessen, der seine „Zeit verpasst“ hat. Was seine Situation im Vergleich zu anderen in dieser Kategorie verschärft, ist sein berufliches Scheitern. Er war schlimmer dran als die, die es zu nicht mehr als zu prestigearmen Handwerkern gebracht haben. Trotzdem äußert er sich andererseits insgesamt zufrieden damit, nach Deutschland gegangen und geblieben zu sein, statt die von ihm als besser gewertete rechtzeitige Rückkehr angetreten zu haben.

L: ... Aber wie gesagt, ich freue mich, dass ich die Arbeit jetzt gefunden habe und so weiter, damit bin ich sehr zufrieden. Ich bin überhaupt sehr zufrieden, dass ich da nach Deutschland umgezogen bin, emigriert bin, wenn du so willst, aber insgesamt bin ich sehr positiv sozusagen, bin sehr froh, dass ich damals die Entscheidung getroffen habe, in Deutschland zu bleiben.

Ja, oder vielleicht noch der Punkt: nach dem Studium, dass ich gesagt habe, okay, ich bleibe doch in Deutschland, insgesamt ich würde sagen, dass ich sehr froh bin, dass ich hier sein kann und arbeiten kann. Bin eigentlich sehr zufrieden...mit dem, was wir haben. Es gab bei mir sehr dreckige Zeiten, damals, als der Abnehmerring Pleite gegangen ist. Und da haben wir Minus, da haben wir Schulden gemacht. Da ging's mir sehr dreckig. Aber insgesamt bin ich heute sehr zufrieden.

Der hier von ihm produzierte Widerspruch lässt sich kaum auflösen. Leszek steckt noch mitten in der Konsolidierung nach der letzten Niederlage und hat nun einen aussichtsreichen Weg eingeschlagen. Aber die „dreckigen Zeiten“ scheinen ihm noch in den Knochen zu stecken. Ich vermute, dass die Kategorisierung aus dieser Zeit stammt. Heute sieht die Welt für Leszek besser aus. Wenn auch auf der rationalen Ebene, hier also berufsperspektivisch, manches eine Fehlentscheidung war, z.B. die Selbstständigkeit nicht früher aufge-

geben zu haben – genau das trat in den „dreckigen Zeiten“ in den Vordergrund – so spielten in der Gesamtbewertung z.T. unbewusst noch ganz andere Dinge eine Rolle („wir hatten auch schöne Zeiten“), die in der Darstellung wesentlich knapper und weniger explizit auf Handlungsentscheidungen bezogen werden, die aber für die tatsächliche Entscheidung offenbar eine nicht unwichtige Rolle spielen.

Ähnlich wie Edytka stand Leszek zum wiederholten Male vor einer herben Niederlage. Im Unterschied zu Edytka liegt es bei ihm nicht daran, dass das Problem in erster Linie im eigenen Kopf stattfindet. Leszek hat keine Probleme mit seiner Lebenswirklichkeit; jedenfalls macht er sie nicht zum zentralen Thema seines Lebens. Die Ursachen seiner Niederlagen haben wenig mit seiner Persönlichkeit zu tun, sie liegen außerhalb seines Einflussbereiches. Zwar hat seine in beiden Fällen angewandte Lösungsstrategie: raus aus allem, Flucht nach vorn (Polen verlassen, Selbstständigkeit aufgeben) eine gewisse formale Ähnlichkeit zu Edytkas Art und Weise, mit Problemen umzugehen (Flucht), aber seine Haltung ist eine andere. „Draußen“ angekommen lotete er, im Unterschied zu Edytka, sofort wieder seine Chancen aus.

Leszek sieht sein Verhältnis zur Zugehörigkeit zur „polnischen Nation“ eher pragmatisch. Ähnlich Lesław verbindet ihn kaum mehr als ein nostalgisches Gefühl zu Polen. Ebenso wie Lesław spürt er Unbehagen („es schmerzt“), wenn Polen in ein schlechtes Licht gerückt wird – beide betonen dann aber sofort, dass sie Realisten seien: sie sehen die Nachteile und akzeptieren berechtigte Kritik. Sie denken beide karrierezentriert. Für Lesław beginnt das Karrieredenken in Deutschland; es ist verbunden mit der Angst vor negativen Folgen einer Abschottung. Für Leszek hat sich die Frage nach der Abkehr von einem polnischen Umfeld nie gestellt. Die Nation dagegen ist keine wichtige Größe für ihn. Der Gedanke sich institutionell, also auf einer abstrakten, imaginierten Ebene für deutsch-polnische Kontakte zu engagieren ist ihm völlig fremd. Die Frage danach verneint er einfach, ohne sie auf ein Lebensprinzip (so wie Lesław) zu beziehen. Er kommt nicht auf die Idee, dass er mit seinem Auftreten in der Öffentlichkeit das Ansehen der Polen in Deutschland verbessern könnte. Im Gegensatz zu Lesław setzt er sich auch nicht „bei Pils und Korn“ mit Deutschen zusammen, wo ihm das gelingen könnte. Der Rückhalt, den eine Bezugsgruppe gewährleistet, ist für Leszek ein entscheidendes Moment. Sein Privatleben findet primär unter Polen statt. Er denkt nicht darüber nach, ob er sich (z.B. aus strategischen Gründen) einen deutschen oder lieber einen polnischen Bekanntenkreis zulegen solle (so wie Lesław und Patrycja) – selbstverständlich sucht er seine Kontakte unter Polen.

3.3 Edytka

Ein zentrales Motiv in Edytkas Leben ist ihre Angst davor, sich in eine feste Ordnung einzufügen und als Person dabei unterzugehen. Das Gefühl der Machtlosigkeit gegen eine übermächtige gesellschaftliche und familiäre Ordnung, in der sie keinen Platz für sich fand, war der Grund für ihre Flucht aus Polen. Der Austritt aus der Kirche stellt für sie einen entscheidenden Emanzipationsschritt dar.

Edytka hat 1998 eine Elterninitiative für polnischen Sprachunterricht ins Leben gerufen (obwohl sie selbst keine Kinder hat); als deren Vorsitzende organisiert sie vielfältige Veranstaltungen für Kinder und auch für deren Eltern. Meine Frau arbeitet samstags als Kindergärtnerin für diesen Verein. Bei einem Sommerfest des Vereins habe ich Edytka kennen gelernt. Damals hatte ich mich mit dem Themenbereich „multikulturelle Gesellschaft“ beschäftigt und unterhielt mich mit Edytka über Ideen, Ziele und mögliche Konzeptionen des Vereins.

Edytka stammt aus einem Dorf in der Nähe von Opole. Ihre Eltern waren Landwirte und hatten einen vergleichsweise großen Hof²². Edytka hat Polen im Sommer 1981 mit 21 Jahren verlassen. Mit ihrem Lebensgefährten wohnt sie heute in einer Wiesbadener Stadtwohnung. Seit wenigen Monaten arbeitet sie freiberuflich in einem Graphik-Büro. Als einzige der von mir befragten Migrantinnen ist Edytka aus Polen regelrecht geflohen. Von einem Ausflug nach Helsinki ist sie, zusammen mit einer Freundin nicht mehr nach Polen zurückgekehrt. Auf abenteuerliche Weise (Schlafplatzprobleme, Pässe verschenkt etc.) kam sie über Finnland, Schweden, Dänemark und Deutschland nach Österreich. Dort landete sie in einem Auffanglager. Ihre Freundin, die fest vorhatte nach Australien zu gehen, überredete sie ebenfalls diesen Weg einzuschlagen. Edytka scheiterte an den Behörden. Hätte sie wirklich gewollt, meint sie nachträglich selbst, hätte sich auch ein Weg gefunden. Sie bewertet es heute positiv, dass ihr Vorhaben gescheitert ist.

E:kurz vor Weihnachten, dann haben wir uns getrennt. Ja, es fiel uns schwer, aber das ist so, jeder von uns hat anderen Weg gewählt, und das war irgendwie das Gute daran.

Statt dessen entschied sie sich doch, als Aussiedlerin nach Deutschland zu gehen, damals eine Notlösung für sie. Edytka klinkte sich in die übliche Aufnahme-prozedur ein und kam dadurch ins „Aufnahmelager Friedland“²³. Über verschiedene Sprachkurse kam sie dann nach Bonn und später nach Frankfurt. Sie qualifizierte sich für einen Hochschulzugang und studierte Kunstpädagogik. Nach dem Studium fand sie keinen Anschluss an das Arbeitsleben. Ein Kind, das sie zu dieser Zeit bekam, starb nach kurzer Zeit. Weder an ihrem Stimmfall, noch an ihrer Gestik konnte ich erkennen, ob Edytka davon emotional berührt

²² 17 Hektar; in Polen war anders als in der DDR private Landwirtschaft möglich;

²³ Näheres über die Aufnahmeverfahren z.B. in Nienaber 1995: 18-46.

war. Ich selbst – ich wusste davon vorher nichts – war in diesem Moment wegen ihres Schicksals betroffen und erschrocken (auch weil mir plötzlich klar wurde, in welche sensiblen Bereiche ich mit meiner Forschung vorstoßen kann). Mich irritierte ihre gleichbleibende Erzählweise, weshalb ich mich bemühte, mir meine Betroffenheit nicht anmerken zu lassen. Inhaltlich brachte Edytka allerdings unmissverständlich ihren Gefühlszustand zum Ausdruck:

E: Ne, nach dem Studium habe ich gar nicht gearbeitet; ich habe nicht gearbeitet und das war so und bin dann schwanger geworden und irgendwie – in so eine persönliche Tragödie bin ich hineingeraten. Das war alles so ... nicht gut durchdacht. Ja, und das Kind, was ich geboren habe, ist dann auch gestorben an Herzkrankheit. Ja, okay, alles geht vorbei, man muss auch versuchen, was Neues zu machen. Und dann erst, nach so langer Zeit sich zu bewerben, bin ich dann an einen Verlag geraten. Und da habe ich dann drei Jahre gearbeitet bis zu einer Kündigung.

Die Verabredung mit Edytka war mit einer Einladung an meine Frau und mich zum Essen verbunden. Edytka fragte telefonisch nach, ob wir Fleisch und Gemüse aßen. Wir brachten eine Flasche Wein mit, die beim Essen getrunken wurde. Piotr, einer meiner Interviewpartner, der nicht näher vorgestellt wird, nennt das die polnische Weise mit mitgebrachtem Wein umzugehen, statt ihn – nach deutscher Manier – wegzustellen. Edytka und Aleksander wohnen in einer hellen, relativ großen Zwei-Zimmer-Wohnung; ein blauer Teppichboden in Flur und Wohnzimmer ist nicht professionell verlegt; die wenigen Möbelstücke sind nicht aufeinander abgestimmt und scheinen nur provisorisch aufgestellt: die Farben schwarz und weiß dominieren. Edytka benutzt dafür das Wort Gästezimmer; Gastzimmer wäre meiner Meinung nach die passende Übersetzung von *pokój gościnny* (wörtlich: gästliches Zimmer). Gemeint ist damit der Raum, in den die Gäste geführt werden. Im Vordergrund steht, so scheint mir, dass ein Raum für die Bewirtung von Gästen vorgesehen ist, während „Wohnzimmer“ primär das eigene Wohlfühlen betont. Mich überraschte, dass es noch einen weiteren Gast gab. Ein Bekannter Aleksanders war für sechs Wochen nach Deutschland gekommen und wohnte bei ihm und Edytka. Er arbeitete in dieser Zeit auf einem Weinberg. Mir fiel auf, dass Edytka den Kaffee „klassisch“ kochte: mit Filterhalter über einer Kanne. Trotz ausreichendem Platz gibt es keinen Esstisch; serviert wurde auf dem Couchtisch; (das kenne ich aus Polen). Als es nach dem Essen Tee und Kaffee gab, drängte ich, mit dem Interview anzufangen. Edytka und ich zogen uns in die Küche zurück. Edytka war offensichtlich nervös und erklärte sich nur zögerlich bereit, das mitlaufende Tonbandgerät zu akzeptieren; es dauerte eine ganze Weile, bis sich ihre Unruhe legte.

DR: Über das Thema haben wir gesprochen, du weißt, worum es geht, das Interview besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil, heute, wird's mehr um biografische Dinge gehen, also darum, dass du über deinen Lebenslauf erzählst; und nächstes Mal geht es dann um konkretere Themen. Am Anfang könnte stehen, dass du dich einfach mal vorstellst, wer du bist, was du machst,...

E: Ja, mein Name ist...mh...ist schwer... Heute bin ich bin ich Edtih Maj. Ja, ich bin eine Frau; schon biografisch anfangen?

Edytka bleibt gleich beim ersten Satz hängen. Es fällt ihr schwer ihren Namen zu nennen. Bevor sie ihren Namen ausspricht, drückt sie aus, dass sie mit dieser – äußerlich gesehen – einfachen Übung Probleme hat. Erst im zweiten Satz schafft sie es ihren Namen zu nennen; sie leitet diesen Satz mit „heute bin ich“ ein, womit sie betont, dass der kurz darauf folgende Name nicht immer der ihre gewesen ist, dass sich ihr Name geändert hat. Schließlich nennt sie die deutsche Version ihres Vornamens. Kennengelernt habe ich sie als Edytka, das ist eine Koseform ihres Taufnamens Edyta. Ich habe Edytka in verschiedenen Situationen (nicht jedoch auf der Arbeit) erlebt, niemals habe ich bemerkt, dass sie von irgend jemand mit Edith angesprochen worden wäre, immer nur mit Edytka. Auf ihrem Anrufbeantworter stellt sie sich allerdings ebenfalls mit Edith vor, ebenso steht Edith auf ihrem Klingelschild. Später gibt sie an, dass sie diesen Namen auch im Umgang mit Behörden benutzt.

Eine naheliegende Erklärung könnte daher sein, dass sie sich mit dieser Änderung schlicht an die deutsche Umgebung anpasst. Dagegen spricht meines Erachtens, dass sie die Veränderung ihres Namens nicht zu betonen bräuchte. Zu beachten ist außerdem, dass sie nicht sagt. „heute heiße ich...“, sondern: „heute bin ich...“. Es geht nicht nur um ihren Namen, sondern um ihr Sein, ihre Identität. Wäre es nichts als eine äußerliche Anpassung, hätte sie kaum Probleme gehabt kurzerhand ihren Namen zu sagen. Vielmehr deutet sich hier bereits an, was sich im weiteren Interviewverlauf bestätigt, nämlich, dass sich Edytka intensiv mit sich selbst beschäftigt.

Mit ihrem nächsten Satz „Ja, ich bin eine Frau“ drückt sie eine offensichtliche Sache aus. Das Gespräch war zu diesem Zeitpunkt noch nicht richtig in Gang gekommen und Edytka war noch nicht richtig warm, wusste möglicherweise nicht, was sie sagen sollte und hat an dieser Stelle eine Art Lückenfüller benutzt. Dennoch scheint mir vor dem Hintergrund des gesamten Interviews auch die Verwendung dieses Lückenfüllers ein Hinweis zum Verständnis von Edytka zu sein. Im Weiteren kommt Edytka mehrmals darauf zu sprechen, dass sie jetzt ja erwachsen sei, dass sie jetzt in ihrem Erwachsenenleben stehe. Einmal resümiert sie ihr Erwachsenendasein als Emanzipation von ihren Eltern:

E: Ja, meine Mutter lebt nur noch – mein Vater ist verstorben. Ich glaube, da ist einiges auch so abgeschlossen. Ich bin inzwischen erwachsen geworden und entscheide selbst über das und jenes. Jetzt ist es für mich klarer – aber das ist auch so ein Prozess; am Anfang hatte ich Probleme damit. Man hat geschrieben den Eltern und berichtet. Ich glaube, die Eltern hatten auch so Vorstellungen, mit denen man sich konfrontiert hat. Also mich kontrolliert [haben]...

An einer anderen Stelle betont sie ihre Selbstständigkeit, die aus dem Erwachsenendasein resultiert:

E: Ja, aber ich habe nicht, das hat sich anders entwickelt. Anfangs, ich war froh, so hatte ich mir gesagt, dass ich mit 21 Jahren habe ich Polen verlassen, ich war von dort irgendwie geprägt und jetzt bin ich ja irgendwie, nicht ganz, selbstständig, aber schon so, dass ich mein Erwachsenenleben [führe].

Diese wiederholte Thematisierung des eigenen Erwachsenseins heben diesen Sachverhalt besonders hervor, als müsste sich Edytka ständig selbst davon überzeugen. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Äußerung „ich bin eine Frau“ qualitativ an Bedeutung: ich bin kein Kind, kein Mädchen, sondern eine Frau. Somit erscheint der ganze Eingangssatz im selben Licht. Ihr Name (bzw. wie damit ihr Selbstbild zusammenhängt) und ihr Frausein spielen eine große Rolle in Edytkas Gedankenwelt. Die Betonung ihres Frauseins könnte die Reflexion der Suche nach einem Platz in der Gesellschaft sein: ein Hinweis auf Emanzipationsarbeit.

Im weiteren Verlauf des Interviews nehmen diese Andeutungen konkretere Gestalt an. Ihr zentrales Thema ist die Angst vor Automatismen und der Vereinnahmung durch andere. Edytka befürchtet, dass andere zu sehr ihr Leben beeinflussen. Daran schließt sich notwendigerweise die Suche nach dem eigenen Weg an. An erster Stelle steht dabei die Auseinandersetzung mit ihren Eltern. Das wird deutlich, als Edytka ihre Ausreise mit der Emanzipation von ihrem Elternhaus in Verbindung bringt. Edytka beantwortet meine Frage, warum sie sich erst spät – schließlich auf Anraten ihres Vaters hin – entschieden hat, nach Deutschland zu gehen und entwickelt von da aus das Verhältnis zu ihren Eltern. Die Möglichkeit, Aussiedlerin zu sein hat sie quasi als Joker (die „Deutschen Karte“) benutzt:

E: (lacht) Ja, ich meine, das ist ja immer das Problem bei solchen Fällen. Jeder hat so seine Karte, die bei bestimmten Zeiten... Ja und irgendwie, ich war hilflos.[Die Situation: Sie befand sich immer noch in einem österreichischem Lager, nachdem ihr der Zugang nach Australien verweigert worden war] Wenn ich mehr selbstständiger wäre, wenn ich früher vielleicht bessere Sprachkenntnisse..., oder von der Natur aus anders wäre, dann vielleicht würde ich früher genug was wählen, zum Beispiel, sagen wir, ich weiß nicht, ob das Schweden oder Frankreich wäre oder einfach auch Polen, dass ich von Zuhause aus weggehen würde in eine Stadt. Das war – manchmal hatte ich in Polen den Eindruck – okay, die Eltern kümmern sich um einen, aber so ein Widerspruch, zum Beispiel, aber denen fällt schwer, wenn ich in Polen einen eigenen Weg wähle, das hätten sie nicht so schnell akzeptiert. Und dass sie, wenn man einen Weg in den Westen gewählt hat, egal, ob vernünftig oder unvernünftig, es war irgendwie immer ein Gewinn. Egal, was dann einem passiert, der ist dann auf der besseren Seite. Und ja, dies hat mich auch irgendwie geärgert. Nur, irgendwie, ich war so hilflos oder hatte nicht die Energie zu sagen, ich gehe noch irgendwo anders hin oder ich hatte zu wenig Kenntnisse, wie ich mich bewegen kann. Und irgendwie...

Edytka entdeckt in ihrer Entscheidungsfindung, schließlich nach Deutschland zu gehen einen typischen Zug: es „ist immer das Problem“. Sie diagnostiziert mit dieser Formulierung einen allgemeinen Mechanismus, den man etwa so umschreiben könnte: bei Hilflosigkeit oder wenn man „nicht die Energie“ hat, muss man auf das zurückgreifen, was

einem gegeben ist, man kann dann nicht mehr seine eigenen Ideen verfolgen. Hilflosigkeit bedeutet, dass einem die eigenen Ideen ausgegangen sind. Mit diesem „wie es immer ist“ beschreibt Edytka ihr Grunddilemma, wie sich noch zeigen wird, und ist damit eine Verallgemeinerung von typischen Situationen aus ihrem eigenen Leben. Vom Typischen kommt sie sehr schnell zum Konkreten, zu ihrem eigenen Fall: Sie war hilflos, wenig selbstständig, hatte schlechte Sprachkenntnisse und die falsche „Natur“ – wie sie sagt. Dabei benutzt sie für die Beschreibung ihrer defizitären Selbstständigkeit eine Präsensform, die Erwähnung der unzulänglichen Sprachkenntnisse setzt sie in die Vergangenheit, was implizit bedeuten könnte, dass sie inzwischen Sprachkenntnisse erworben hat, während ihre „Natur“ gleichgeblieben ist. Bemerkenswert ist besonders, dass unter der Auswahl ihrer potenziellen „Auswanderungsziele“ (Schweden, Frankreich) auch Polen ist. Dass es jemandem, der fluchtartig einen kommunistischen Staat verlässt, nicht primär auch darum geht, das System zu verlassen, ist nach meinem Vorverständnis äußerst überraschend. Edytka benennt ein anderes zentrales Motiv: sie wollte weg von Zuhause. Damit stellt sich die Frage, weshalb sie gleich das Land verlassen musste und Edytka begründet, warum sie ihre Ziele nur außerhalb Polens erreichbar glaubte: In Polen hätte sie es nicht geschafft, sich von ihren Eltern zu lösen. Sie wäre nicht damit zurechtgekommen, dass sie ihre Entscheidungen nicht akzeptiert hätten. Der *Westen* bot sich deswegen als einzige Möglichkeit an: er ist weit weg von den Eltern und per se akzeptiert. Dieser galt „egal was passiert“ als Gewinn.

Hier bestätigt sich die Vermutung, dass Edytkas Flucht ein Schritt in Richtung Emanzipation ist, eine Flucht aus ihren Zwängen. Gleichzeitig bleibt sie doch in diesen Zwängen gefangen: Die Deutung, dass im Westen zu sein ein Gewinn ist, ist die Deutung ihrer Eltern. Sie bleibt damit im Deutungsrahmen, der von ihren Eltern vorgegeben wird. Dieser „kognitive Trick“ erwies sich sehr bald als solcher: eben nur ein Trick. Sie entflieht zwar dem Zuhause, aber nicht dem entscheidenden Einfluss ihrer Eltern. Die Entscheidung nach Deutschland zu emigrieren, durch ihre Abstammung ermöglicht und von ihrem Vater empfohlen, ist für Edytka mit hilflosem Ärger verbunden, weil sie sich in eine Abhängigkeit zurückgeworfen fühlt, der sie eigentlich entfliehen wollte. Sie macht ihre Natur dafür verantwortlich und stellt damit ihre Persönlichkeit in Frage. Sie hatte sich nicht wirklich von ihren Eltern gelöst. Der wichtigste Emanzipationsschritt folgt erst mit Austritt aus der Kirche und dem sich daran anschließenden Konflikt mit ihrer Mutter. Bevor ich darauf eingehe, zeige ich auf, wie sich aufgeschobene Emanzipation auf Edytkas Leben auswirkt.

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass Edytka ihre Flucht in keinen Zusammenhang mit der historisch-politischen Situation in Polen bringt. Immerhin hat Edytka Polen im Sommer 1981, also in der Hochphase der Auseinandersetzungen um die *Solidarność* und kurz vor Ausrufung des Kriegsrechts, verlassen. In ihrer Darstellung über das

„Warum“ und „Wie“ ihrer Flucht kommt dieses Ereignis mit keinem Wort vor. Es sind persönliche Probleme, die sie als Grund angibt:

E: ... nach dem Abitur wusste ich eigentlich nicht, wie ich weiter machen kann, hatte ich keine Ideen, habe ich mich nicht getraut, so jetzt an Studium zu denken; habe ich angefangen zu arbeiten bei einer Firma, in einer Reklamewerkstatt. Und dort habe ich so nicht ganz zwei Jahre gearbeitet, und dann habe ich mich entschlossen, in den Westen zu gehen. Ich mit noch einer Freundin. Wir haben da so einen Ausflug gebucht; das war auch schon die Zeit der Solidarität [gemeint ist die *Solidarność*] und wir konnten das Visum nicht bekommen, nicht so schnell.

Edytka war unzufrieden mit dem, was sie beruflich machte und wie sie lebte. Für ein Studium fehlte ihr der Mut, um auf abenteuerliche Weise aus Polen zu fliehen nicht. Dieser Gefahr hätte sie sich nicht aussetzen müssen, um in den Westen zu gelangen. Besonders gründlich scheint die Ausreise nicht vorbereitet gewesen zu sein. Es hätte, so klingt es im letzten Satz an, die Möglichkeit gegeben, auf legalem Weg Polen zu verlassen (vgl. Lesław und Leszek), weniger spektakulär allerdings. Blauäugig und ohne klare Vorstellung wären sie gewesen. Edytka ist demnach nicht vor fehlenden Möglichkeiten oder nicht vorhandenen Perspektiven geflohen. Sie war offensichtlich auch nicht an der großen gesellschaftlichen Auseinandersetzung beteiligt. Sie musste keine Repressalien vom Staat befürchten; ihr stand ein Studium offen oder auch eine (halb)legale Ausreise aus Polen. Die dazu erforderliche Geduld und die möglichen Schwierigkeiten (mit Eltern, psychologische Herausforderungen etc.) traute sie sich nicht zu. Einen Schnitt zu machen schien ihr praktikabler: so wäre es einfacher einen eigenen Weg zu finden. Die Flucht war ein Ausbruchversuch aus einer lebensgeschichtlichen Situation, aus (inneren, psychologischen) Zwängen, auf der Suche nach dem eigenen Weg.

In Deutschland wird Edytka von ihren Zwängen eingeholt. Hier wiederholt sich ihr Weg frappierend gleichartig zu ihrem Lebensabschnitt bis zur Flucht. Als sie in Polen ihr künstlerisches Abitur gemacht hatte, fühlte sie sich in einer Sackgasse. Sie „traute“ sich in Polen nicht, ein Kunststudium anzufangen. Nachdem sie das in Deutschland schließlich doch absolviert hat, manövriert sie sich erneut in eine ausweglos scheinende Situation: „Ich wollte einfach diese Anstrengung nicht machen, hier im Beruf zu arbeiten.“

E: ...Und dann, ich habe halt studiert – aus praktischen Gründen – aber trotzdem: Während des Studiums, ich habe mich nicht so in diese Richtung vorbereitet; ich habe kein Praktikum gemacht, weil, ich hatte Probleme, so eine Scheu, hier in den Beruf zu kommen, so in meinem Beruf zu arbeiten. So, vielleicht, ich hatte Komplexe. Okay, in Ferien, in Küchen habe ich gearbeitet, oder ich habe geputzt. Und dann, einfach, ich wollte einfach diese Anstrengung nicht machen, hier im Beruf zu arbeiten. Je nachdem, das ist schon, war eine fremde Welt, und erstens und dann halt, diese Anstrengung, als ich gesehen habe, was die Leute machen, das konnte ich nicht machen, deswegen bin ich auf diesem einfachen..., so lange es ging, bin ich diesen einfachen Weg gegangen. Weil, zum Beispiel, ich habe kein Praktikum gemacht, ich musste das nicht, weil da wurde was anderes anerkannt als Praktikum und, ja in dieser Branche, wahrscheinlich in jeder Branche, ist das ziemlich notwendig, dass in Werbung, dass man in Agentur macht das und jenes, dass man das anlernt, so

von der praktischen Seite. Und ich hatte keine Lust auf diese Agenturen, und ich hatte das verzögert.

Edytka hat in Deutschland studiert. Auf den ersten Blick hat sie das erfolgreich in Angriff genommen, was sie Polen nicht geschafft hatte. Das Studium ist ein aussichtsreicher Weg zur Integration. Lesław ist dafür ein gutes Beispiel. Es gibt aber einige gewichtige Unterschiede zwischen Edytka und Lesław: Lesław sah sich plötzlich seiner gesicherten und lockeren Laufbahn als Bauingenieur beraubt. Der Automatismus, dem er sich widerstandslos unterworfen hatte, funktionierte nicht mehr. Er muss diesen ersetzen. Lesławs Ziel ist ein angenehmes Leben. Edytka sucht dagegen ein autonomes Leben. Sie kann sich nicht mit fremdbestimmenden Automatismen abfinden. Lesław unterwirft sich bereitwillig den gesellschaftlichen Funktionsbedingungen. Er hat zentrale Werte seiner Aufnahmegeellschaft internalisiert: er will wirtschaftlichen Erfolg. Daran ist Edytka nicht interessiert. Edytkas Thema ist der Kampf gegen Fremdbestimmung und Automatismen; diesem wollte sie entfliehen, sieht sich aber in einem Grunddilemma gefangen: ihre „Natur“, ihre (selbst konstatierte) Unselbstständigkeit, erschwert es ihr, sich gegen diese Automatismen – den Strukturen, die Familie und Gesellschaft anbieten und vorgeben – durchzusetzen. Deswegen erlebt sie diese Strukturen als Zwang, gegen die sie sich nicht wehren kann. Edytka steckte in einem Dilemma: Die Angst vor Fremdbestimmung hindert sie immer wieder daran, einen eigenen Weg zu gehen, gerade dadurch fühlt sie sich umso mehr als Objekt übermächtiger Strukturen.

Edytka findet sich schließlich in Deutschland wieder in einem Automatismus, mit dem sie sich nicht identifizieren kann: „halt“ hätte sie studiert. Es war keine bewusste, zielorientierte Entscheidung, von der sie selbst überzeugt gewesen wäre, dass dies ihr richtiger Weg ist. Ihre Situation hat sie dazu gedrängt: es war „praktisch“. Sie sieht sich dann aber sehr bald mit Dingen konfrontiert, die sie sich nicht zutraut (wie die Loslösung vom Elternhaus, der Beginn des Studiums): „Diese Anstrengungen, was die Leute machen.“ Edytka fasst ihren damaligen Gefühlszustand nach dem Studienabschluss in die Worte: „Und danach ist ein Loch passiert.“ In Deutschland ist sie nach dem Studium genau in einer solchen Situation, wie der, vor der sie aus Polen geflohen war. Aus Angst vor einer neuen schwierigen Situation fängt Edytka eine Sache erst gar nicht an und steht dann der Unfassbarkeit des Lebens orientierungslos gegenüber.

Aus der Auseinandersetzung über ihren Kirchenaustritt mit ihrer Mutter geht noch einmal deutlich hervor, was Edytkas zentrales Thema ist. Was bisher als Angst vor Automatismen innerhalb gesellschaftlicher Strukturen nur sehr abstrakte Züge getragen hat, zeigt sich im Konflikt um den Kirchenaustritt sehr konkret. Edytka nennt die Einflusstrukturen der Kirche im dörflichen Kontext und woran sie sich reibt. Die Distanzierung von der Kirche, für sie ein Symbol für unberechtigte soziale Kontrolle, war der entscheidende Emanzipa-

tionsschritt, der Edytka mit der Flucht nicht gelungen war, den sie aber durch den räumlichen Abstand vorbereitet hat.

E: Ja, und ich habe mich entschieden, nicht mehr in die Kirche zu gehen und es gab Zeiten, wo ich aus der Kirche ausgetreten bin und ich habe das meiner Mutter gesagt, und das ist ein Problem, über den sie...wahrscheinlich nicht hinwegkommt. Aber ich wollte ihr das sagen, ich wollte, dass sie das weiß, dass sie auch dieses (unverständlich) selbst lebt, dass, ja, vielleicht bin ich blöd ein bisschen mit so einem Hintergedanken, dass ich will auch zu diesem...wenn man jemanden aus der Kirche ausstößt, ich will auch zu den Ausgestoßenen gehören. Also, ich will nicht in einer Familie sein, wo alle dasselbe machen.

Im Gegensatz zur Passage über ihr Studium beginnt Edytka hier klar mit „ich habe mich entschieden“. In dieser Aussage steckt nichts von der Weichheit des „halt studiert“. Edytka berichtet hier von einer echten Entscheidung. Dieser Schritt war ihr wichtig, dazu steht sie und damit identifiziert sie sich. Sie kommt sofort zum Kern dieser Entscheidung, d.h. welchen Hintergrund diese hat: die Auseinandersetzung mit ihrer Mutter. Der ganze Kirchenaustritt wäre sinnlos gewesen, hätte sie nicht ihre Mutter mit in die Entscheidung einbezogen und damit den unweigerlichen Konflikt ausgelöst. Hier deutet sie nicht an, dass sie aus Mangel an Selbstständigkeit oder Energie eine Anstrengung nicht machen wollte. Als die Entscheidung gefallen war, stand ihr „ihre Natur“ allerdings nicht mehr im Weg – obwohl sich Edytka bewusst war, wie sehr sie ihre Mutter damit verletzen würde („über den [Kirchenaustritt] sie...wahrscheinlich nicht hinwegkommt“). Auch hier verraten weder Mimik noch Tonfall etwas über Edytkas Emotionen, sondern nur der Inhalt ihrer Sätze. An erster Stelle steht dabei der Konflikt mit ihrer Mutter, also jener Instanz, die Edytka selbst in ihrer Freiheit, ihrer Autonomie beschnitten hatte. Erst nachgeordnet solidarisiert sie sich mit den „Ausgestoßenen“.

Edytka will mit Ihrer Entscheidung auch den Druck, den sie von der Kirche bzw. der Dorföffentlichkeit spürte, abschütteln. Diesen Druck spürt sie vermittelt durch ihr Elternhaus. Sie wehrt sich gegen diesen Druck, muss dabei aber in erster Linie die Spannungen mit ihrer Mutter aushalten. Im zweiten Interview habe ich das Thema erneut angesprochen. Edytka betont noch einmal, was ihre Distanzierung von der Kirche für ihre Mutter bedeutet hat:

E: Ja, das war, weil sie nicht verstehen konnte, also es hat sie sehr stark getroffen. Irgendwie, sie hat dann, war es soweit, dass sie, ich habe ihr gesagt, „Wenn du willst, ich kann wieder eintreten“ wenn sie das will, also wenn sie das nicht akzeptiert. Dann hat sie gesagt: „Ja, mach' das!“ (lacht) Also, weißt du, dass ich nur für Sie, weil sie nicht darüber hinwegkommt, das mache; aber dann habe ich gesagt, ja, weil ich komme, kam damit nicht klar, ich konnte ihr das nicht erklären, für sie ist das ein Problem, das sie nicht selbst lösen kann, ja. Dann habe ich gesagt, dann trete ich wieder ein. Ja, aber ich habe das nicht gemacht, später wieder, also ich fahre nicht so oft, bin ich wieder hingefahren, ich war nur einige Tage da, und irgendwie, darüber haben wir nicht gesprochen, aber ich spürte, dass für sie, dass sie Spannung, dass für sie das immer noch ein Problem ist und zum Schluss eigentlich, bevor ich wegfahren sollte, haben wir darüber gesprochen und seitdem, ich glaube, ist es nicht mehr so ein Problem, dass sie das akzeptiert hat, weil sie hatte auch so Vorstellun-

gen, „ja, was ist wenn ich sterbe“, ob ich dann in die Kirche komme. Weißt du, sie hat auch ein Problem mit der Gesellschaft, was die Leute... Das ist ein Unding, aus der Kirche auszutreten und ... dass ich dann ...

DR: Hat sie Angst um Dein Seelenheil?

E: Ich glaube nicht, sie hat größere Angst vor den Leuten ...

DR:... im Dorf...

E: Ja, ich glaube schon, okay, ich glaube, dass sie in diesem Glauben aufgewachsen ist und dass sie auch, ja das ist ein Bestandteil ihres Lebens, ja, das ist auch ihre Art zu leben. Und sie braucht das. Aber, ja, sie konnte nicht verstehen ... Aber Kirche in Polen, das ist ja Tradition, und Tradition, das ist ja auch, ja man kann sich nicht vorstellen was anderes, man kann sich nicht vorstellen, was anderes zu machen, was anderes zu denken. Und das ist ja diese Qual für Leute. Für sie selbst, obwohl sie drin geblieben ist.

Hier erzählt Edytka, wie die Auseinandersetzung stattgefunden hat. Sie ist wegen der offenen Auseinandersetzung erneut zu ihrer Mutter nach Opole gefahren: Die Situation musste geklärt werden. Die Auseinandersetzung war zermürend. Auch diesen Rückschluss ziehe ich nur auf Grund ihrer Worte, ihre Körperreaktion deutet nicht auf starke Emotionen hin. Edytka hatte zwischenzeitlich ihre „Kapitulation“ angeboten: „Wenn Du willst, ich kann wieder eintreten“ und die Mutter hätte angenommen: „Ja, mach' das!“ Das war gewissermaßen ein „Aufschwimmen“ ihrer „Natur“ (ihr Über-Ich), aber ihre Entscheidung (die des Selbst) war definitiv gefallen. Es gab keinen Weg zurück und schließlich setzt sie sich durch: ihre Mutter hat akzeptiert. Der Kern von Edytkas Problem liegt gerade darin, weshalb (nach Edytkas Überzeugung) es ihrer Mutter so schwer fällt, Edytkas Schritt zu akzeptieren: „Sie [die Mutter] hat ein Problem mit der Gesellschaft“, sie hat „Angst vor Leuten“. Die Auseinandersetzung, aus Sicht Edytkas, ist keine um den Glauben, sondern um die soziale Ordnung, die für die Mutter als Tradition „Bestandteil ihres Lebens“ ist und für Edytka eine „Qual für Leute“ darstellt.

Sie unterstellt ihrer Mutter, dass es ihr in dieser Auseinandersetzung nicht um ihr „Seelenheil“ gehe, sondern, dass die Angst vor der „Gesellschaft“ dominiere, d.h. vor den Leuten aus dem Dorf, aus der Nachbarschaft, und zwar über den Tod der Mutter hinaus. Für eine Zeit also, in der sie die Folgen der Nichtbeachtungen von gesellschaftlichen Regeln nicht mehr ertragen müsste: ihre Mutter befürchte, dass Edytka nicht zur Beerdigung in die Kirche kommen und der Gesellschaft vor den Kopf stoßen würde Edytka zieht andere Deutungsmöglichkeiten nicht in Erwägung, dass es ihrer Mutter z.B. um „Respekt erweisen“ gehen könnte.

Am wichtigsten erscheint mir in diesem Abschnitt, dass Edytka es nicht ertragen kann, dass sie „diesen Weg mitgemacht [hat], ohne zu wissen, was ich mache“. Sie begründet ihren Austritt nicht aus theologischen Gründen oder Atheismus, sondern wegen konkreter lokaler Machtstrukturen, die sich aus der Tradition „Kirche“ ergeben. Edytka sieht ihre persönliche Freiheit in Gefahr.

E: Und das ist diese Macht, die die Kirche auf Einzelne hat, indem man die unfrei macht, die Leute.(...) die Leute weißt du ... ihre Gehirne ... die Leute denken nicht selbstständig, sondern so wie eine Schar ... also manche... Es ist jedenfalls so gefährlich.

Die Auseinandersetzung um die Kirche ist abgeschlossen. Edytka hat sich befreit aus dieser Institution, die ungefragt Macht und Zwänge ausübt. Aber die Angst vor der „Gesellschaft“ bleibt. Edytka hat Angst davor, dass andere zuviel in ihr Leben eingreifen. Schon die Vorstellung, in ihrem Heimatdorf auf die Straße zu gehen, kann sie nicht ertragen.

DR: Also, das ist eher abstoßend, dieses Dorf für dich?

E: Für mich – ja. Weil ich dann vielleicht – das ist mein Problem. Es gibt Leute, die da kein Problem haben, die könnten dann vielleicht zu den Leuten rausgehen und mit ihnen sprechen. Früher habe ich noch mit irgend jemandem Kontakt gesucht, also mein Nachbar – aber jetzt, ich habe dazu keine Lust, mir das und jenes anzuhören, keine Lust, keine Beziehung. Und wenn dann irgendwie, ja... mir wäre es am liebsten, wenn ich für sie kein Thema bin; aber die Leute, ja, das ist normal, wenn jemand in ein Dorf kommt, die sprechen dann oft darüber, die sprechen dann vielleicht auch normal, aber für mich ist das ein großes Problem.

DR: Dass die Leute über dich reden?

E: Ja, weil ich irgendwie Angst habe vor Gesellschaft.

Die soziale Kontrolle, wie abstrakt die auch sein mag, ist für Edytka nach wie vor angst-einflößend. Gerade sie aber ist es, die sich in einem kleinräumigen Verein engagiert, einer Samstagsschule für muttersprachlichen Polnisch-Unterricht. Der Verein veranstaltet auch Sommerfeste, Theateraufführungen etc. Der Verein lebt davon, dass die Mitglieder, die Eltern in erster Linie, ehrenamtlich mitarbeiten. Informelle Strukturen sind die Basis für das Funktionieren eines solchen Vereins, allemal ein Ort, der Gruppenautomatismen in sich trägt. Wie verträgt sich das mit Edytkas Angst vor Gruppen? Vielleicht steht hinter all der Angst vor Gruppen auch das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung. Die Ursache ihres Problems ist gleichzeitig – in der Transformation – der Schlüssel zur Lösung. Es gibt gewisse Gemeinsamkeiten zwischen Dorf und Verein, aber auch einen wichtigen Unterschied. Diese Gruppe hat sie sich selbst ausgesucht; es war ihre Entscheidung, sich hier zu engagieren; sie ist Gründerin und Vorsitzende. Die Strukturen sind für sie durchschaubar, es gibt keine mysteriösen, dunklen Machtstrukturen, denen sich keiner entziehen könnte. Ihre Neuorientierung zeigt, dass gerade da, wo man sich reibt auch Halt zu finden ist.

Nicht ihr Polnischsein bewegte Edytka dazu, diesen Verein zu initiieren, gewissermaßen im Auftrag der Nation Kultur und Sprache weiterzugeben. An ihrem Polnischsein ist nichts Ideologisches. Tatsächlich machte sie sich lustig darüber, dass für manche Polen, die in Deutschland leben, in Polen alles besser schmeckt.

E: ... dann habe ich sowas gehört: ‚Ach, das Brot schmeckt mir dort [Polen] so toll‘ und solche Sachen. Ich hab' immer so viel Selbstgemachtes gegessen, aber ich hab, das nie gespürt, oder ... – ich weiß nicht – ob mir das Essen dort besser geschmeckt hatte – oder Eier, so selbstgemachte (lacht über den Versprecher auf), also nicht selbstgemachte Eier,

sondern von eigenen Hühnern. Ich merkte nur, das ist so viel Arbeit, wenn man so fast alles selber produziert. Also diese Einmachgläser, das und jenes ...

Polnischsein ist für Edytka kein wichtiges Thema. Sie ist es einfach, oder von ihrer Perspektive aus formuliert: ich will einfach das sein, was ich bin, egal was das ist. Ein imaginiertes polnisches Volk ist nicht wichtig. Für Edytka zählt, wie sich ihre kleinräumige Umgebung gestaltet und dass kein normativer Druck ausgeübt wird. In dieser Kategorie denkt Edytka und danach beurteilt sie ihre Umgebung. Mit ihrem Arbeitgeber kommt sie einigermaßen zurecht, er sei kein typischer Chef. Und dennoch beobachtet sie auch bei ihm subtile Einflussnahme:

E: ...er ist kein gewöhnlicher Chef, der mich irgendwie kontrolliert; obwohl, bestimmt hatte er irgendwelche, seine Art, weißt du, Leute zu kontrollieren und zu beurteilen, ob sie produktiv sind oder nicht.

Als ich Edytka über ihre persönlichen Kontakte gefragt habe, thematisierte sie den Autonomiegrad ihrer Freundin. Mit Bedauern stellt sie fest, dass diese, seitdem sie verheiratet ist, sich dem Familienverständnis ihres Mannes fügen muss:

DR: Du hast das letzte Mal von Bekannten aus der Bonner Zeit gesprochen. Wie sehen da die Kontakte aus?

E: Also, ich hab', ja, das war so, es gab diese Zeit ... Aber ich hab' jetzt nicht viel Kontakt, es ist ja eigentlich eine – eine Freundin. Und über die höre ich manchmal auch über andere Leute. Aber die hat jetzt auch so einen Apotheker zum Mann, der ist aus Tiedrich. Eigentlich kommen sie öfters mal hierher. Mir ist [es] ein bisschen schade: ich würde mich gerne mit ihr zusammen treffen und mit ihr sprechen, einfach quatschen, weißt du, ich finde das gut. Aber dadurch, dass sie einen Mann hat, der lässt sie nicht los, das finde ich schade [...]. Sie könnte ein bisschen freier sein; [...] Ich versuche nicht, sie zu überreden, aber sie könnte sagen – ‚Ah, ich komme zu dir!‘ – selbst und so weiter, aber er lässt sie nicht los. Ständig zusammen bleiben und bei seiner Familie [sein]. Und sie ist eine freundliche Person, aber [es] ist mir schade, weil ich glaube, sie hat auch viele Sachen [Probleme], weil – manchmal spüre ich [...], dass sie etwas sucht, dass es ihr nicht ganz gut geht ...

3.4 Patrycja

Patrycja hat ein außerordentlich selbstbewusstes Auftreten. Vorzugsweise bezeichnet sie sich als aufgeschlossen. Einerseits orientiert sie sich an einem internationalen Umfeld, andererseits geht sie auf kritische Distanz zu den Ausländern in Deutschland, die nicht ausreichend integrationsbereit seien.

Patrycja habe ich auf Vermittlung eines Bekannten kennengelernt, der mit mir im Wintersemester 96/97 einen Polnischkurs besucht hat. Zufällig traf ich ihn ca. zwei Jahre nach Beendigung des Kurses auf dem Universitäts-Campus, wo ich ihm von meinem Magister-

vorhaben erzählt habe. Er bot mir an, eine Kommilitonin zu fragen, ob sie bereit wäre, mir ein Interview zu geben. Er beschaffte mir ihre Telefonnummer nach deren Einwilligung. Bei unserem ersten Telefongespräch knüpfte sie ihre Bereitschaft an die Bedingung, dass das Interview nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Sie fragte, ob es möglich sei, das Interview auf eine Sitzung zu begrenzen; sie müsse sich auf Prüfungen vorbereiten, die, wie ich später auf Rückfragen herausfand, erst in über zwei Monaten stattfinden sollten. Patrycja ist die einzige, die ihr eigenes Zeitmanagement zum Thema macht und mir quasi mitteilt, dass ihre Zeit kostbar ist. Aus gleichem Grund – sie wollte das Interview mit einer Lernpause verbinden – vereinbarten wir auch, es nicht bei ihr Zuhause, sondern auf dem Unigelände durchzuführen. Entgegen meiner Erwartung verlief das Interview in keiner Weise hektisch oder gedrängt. Auch war es schließlich kein Problem, einen zweiten Interviewtermin zu vereinbaren. Sie ließ sich jedoch nicht darauf ein, das Gespräch bei ihr zu Hause stattfinden zu lassen.

Patrycja ist 24 Jahre alt und seit über fünf Jahren in Mainz. Sie studiert im elften Semester Wirtschaftspädagogik und steht kurz vor ihrem Abschluss. Aufgewachsen ist sie in Warszawa (Warschau), wo sie auch Abitur gemacht hat. Ihre Eltern sind geschieden; Patrycijas Vater lebt in Kanada und hat dort zwei weitere Kinder. Auch ihre Mutter hat noch eine Tochter, die 14 Jahre jünger ist als Patrycja. Während der 80er Jahre bekam ihre Mutter Hilfspakete von einer deutschen Familie. Zur Vorbereitung auf ihr Abitur im Fach Deutsch, verbrachte Patrycja ein paar Wochen bei dieser Familie. Während dieses Aufenthalts bot ihr die Familie an, ihr ein Studium in Deutschland zu finanzieren. Patrycja nahm an. Sie nennt das Ehepaar „meine deutschen Eltern“. Zunächst kam sie für einen achtwöchigen Deutschkurs an einem Goethe-Institut, dann für die Sprachprüfung (für die Unizulassung), bevor sie endgültig im April 1994 zu Studienzwecken nach Mainz kam. In ihrem zweiten Semester schloss sie sich der internationalen Studentenorganisation AIESEC an, für die sie sich bis heute engagiert. Dort hat sie ihren Freund, einen Griechen, kennengelernt, der mittlerweile, nachdem er sein Studium beendet hat, nach Athen zurückgekehrt ist. Patrycja bereist folglich nicht nur regelmäßig Polen, sondern auch Griechenland.

DR: Ich sag' dir noch mal, worum es geht, ich werde eine Arbeit schreiben über Migranten aus Polen in Deutschland und deren Vorstellungen von der Welt. Also, welches Weltbild diese Migranten haben, wie es sich verändert dadurch, dass sie in einem fremden Land sind.

P: Was meinst du mit Weltbildern?

DR: Alle möglichen Konzeptionen über das, von dem man glaubt, dass es die Wirklichkeit ist.

P: Also ganz allgemein.

DR: Auch allgemein. Vielleicht können wir so anfangen, dass du sagst, wer du bist, was du machst und, was du glaubst, was wichtig ist.

P: Ja, ich heiße Patrycja Jaroszek. Ich studiere im elften Semester Wirtschaftspädagogik hier an der Uni Mainz. Ich habe mein Studium hier angefangen, bin kurz nach dem Abi hier nach Deutschland gekommen, ich habe zuvor in Warschau gelebt, dort auch mein Abitur gemacht, und [habe] die ganze Zeit gewohnt mit meiner Mutter und meiner kleinen

Schwester, weil, meine Eltern sind geschieden, mein Vater lebt in Kanada. Ja ich bin noch 24 Jahre alt, (lacht), werde 25 Jahre alt dieses Jahr, und, na ja, man kann sagen, ein Fünftel meines Lebens habe ich in Deutschland verbracht, gerade, ich fange das sechste Jahr hier an.

Patrycja ist die einzige, die das Ende meiner Einführung nicht abwartet und einhakt. Mit ihrem ersten Einwurf verdreht sie die Rollen. Sie wird zum Frager und ich, der als Fragesteller angetreten ist, gebe die erste Antwort des Interviews. Sie wartet nicht ab, bis ich meine erste Frage stelle bzw. bis ich ihr das Wort erteile. Sie signalisiert mir, dass sie den Rahmen des Interviews verstehen will („was meinst du mit Weltbildern?“), sie will wissen, auf was sie sich einlässt. Mit dem Nachfragen macht sie sich von Anfang an zum Subjekt der sozialen Situation „Interview“ und bereitet damit die Grundlage dafür, dass sie eine aktive und sinnvolle Rolle einnehmen kann. Patrycja führt damit konsequent das Verhalten fort, das bei unserer Gesprächsverabredung begonnen hat (ihre Zeiteinteilung, ihre Entscheidung an welchem Ort das Interview stattfinden soll). Gleichzeitig deutet sie durch den inhaltlichen Bezug an, dass sie sich auf das Thema einlassen will und es ernst nimmt.

Dies zeigt sich auch in der Art und Weise, wie sie sich vorstellt. Von allen neun Migranten tut sie das am routiniertesten; sie zögert nicht, muss nicht lange überlegen, ist sich nicht unsicher über die Inhalte und ihre Sätze sind ökonomisch; von allen Befragten spricht sie das flüssigste Deutsch. Die Sätze enthalten viele Informationen. Nach wenigen Sätzen kann man sich ein ungefähres Bild von Patrycijas objektiver Existenz machen. Es sind die Daten ihres Lebenslaufs. Ich halte es für wahrscheinlich, dass Patrycja sich öfters auf ähnliche Weise vorstellt; vielleicht im Zusammenhang mit AIESEC. Sie nennt ihren Namen, ihre Tätigkeit: das Studium, den Studienort, ihren Werdegang, seit wann sie in Deutschland lebt, wo sie herkommt, ihre Familienverhältnisse, ihr Alter sowie eine zeitliche Einordnung ihrer Lebenssituation.

Patrycja macht aus ihrem Selbstbewusstsein keinen Hehl. Sie benennt ohne Umschweife, was sie glaubt, dass ihre Stärken sind. Sie geht bei ihrer Selbstdarstellung in die Offensive. Sie ist sich im Klaren darüber, welche Bedeutung der Selbstdarstellung zukommt. In der folgenden Passage kommentiert sie die Vergabe ihres Privatstipendiums.

P: Ja, (etwas verlegen) sie [die Familie, die ihr das Studium finanziert] fanden mich sehr fleißig, weil ich auch sehr fleißig bin. Und ich hab' innerhalb der fünf Wochen, in denen ich da war, ich hab' wirklich sehr viel gelernt und ...; aber das hat sie schon beeindruckt ein bisschen. Deswegen fanden sie das auch sinnvoll [mir das Studium zu finanzieren], ich hab' ihnen auch erzählt, dass ich nach Möglichkeiten suche, in Deutschland zu studieren.

Sie sagt nicht nur, dass sie fleißig ist, sondern sie „belegt“ es auch: sie hat in kurzer Zeit (fünf Wochen) sehr viel gelernt und ihre Gastfamilie war davon beeindruckt! Das heißt, dass deren Angebot der Studienfinanzierung auf ihrer eigenen, tatsächlichen Leistung beruht. Der nächste Satz („ich hatte ihnen erzählt“) ist eine selbstdarstellerisch äußerst

geschickte Konstruktion: sie macht sich selbst zum (Mit-)Akteur der Stipendienvergabe, weil sie aktiv durch einen Fingerzeig (sie erzählt von der Suche), den Prozess einleitet. Mit der Darstellung ihrer Leistungen liefert sie den Grund dafür, dass es sinnvoll ist, ihr ein Studium zu finanzieren. Es geht mir hier um ihren rhetorischen Aufbau: als Geldgeber musste die Familie diesen Zusammenhang erkennen; damit aber kommt Patrycja nicht daran vorbei, für einen Moment den aktiven Subjektstatus abzugeben, weil sie auf das Agieren des Sponsors angewiesen ist: dieser muss den Sinn der Stipendienvergabe entdecken. Noch im selben Satz aber macht sie sich grammatikalisch wieder zum Subjekt der Situation. Im Gesamteindruck erscheint sie so als Akteur und nicht als bloße Stipendienempfängerin.

Patrycja tritt grundsätzlich anders auf als die übrigen Migranten (den extremsten Gegensatz stellt Roman dar). Ihr Selbstbewusstsein, bzw. die Art ihres Selbstbewusstseins setzte sich im Interview fort. Sie, Patrycja, steht im Mittelpunkt der Darstellung. Sie schildert das Leben eines Akteurs, sie präsentiert sich als Subjekt des Geschehens. Es geht um die Art der Darstellung, nicht um Tatsachen; auch Roman, z.B., agiert sehr zielstrebig: sein Weg nach Deutschland, der Abbruch des Sprachkurses zugunsten einer Arbeitsstelle – aber er hat keine offensive Selbstdarstellungsstrategie.

Die Aufzählung ihrer Lebensdaten zu Beginn des Interviews scheint vollständig die wichtigsten Rahmendaten ihrer Existenz abzubilden. Was ich an dieser Stelle noch nicht gewusst habe ist, dass Patrycja seit vier Jahren einen Freund hat, davon sagte sie bis hierhin noch nichts. Auch im Weiteren fehlten zunächst Andeutungen; als sie schließlich explizit ihren Freund nannte, war ich etwas erstaunt. Ich habe mir deswegen die Passagen über ihn etwas genauer angeschaut und festgestellt, dass in der Beziehung zu ihrem Freund nicht alles zu ihrer modernen, selbstbewussten Erscheinung und Selbstdarstellung passt. Sie streitet sich mit ihm über ihrer beider Einstellungen zu Amerika²⁴:

P: ... das ständige Thema, das ständig kommt, ist der Antiamerikanismus; und das ganze Übel auf der Welt führt er auf die Amerikaner zurück und manchmal kann ich das nicht mehr ertragen und dann diskutieren wir, wobei, ich hab dann nicht so viel handfeste Argumente, wie er, weil ich hab mich jetzt nicht so sehr mit Politik beschäftigt direkt, aber intuitiv weiß ich schon, dass ich recht habe (DR lacht) oder anders formuliert, dass er nicht 100 prozentig recht hat ...

In der Auseinandersetzung hat er die besseren, die „handfesteren“ Argumente. In der Diskussion ist sie die Unterlegene, die „ihrem Mann“ unterlegene. Bei Thema „Politik“ muss sie die Waffen strecken, sie muss – symbolisch – dem Mann den Außenbereich über

²⁴ Amerika steht hier für die USA. In dieser Auseinandersetzung spiegelt sich auch das unterschiedliche Verhältnis von Polen zu Amerika und Griechenland zu Amerika. Während man in Griechenland Amerika skeptisch gegenübertritt, wie das bei den NATO-Luftangriffen gegen Serbien zu beobachten war, symbolisiert Amerika für Polen in erster Linie Freiheit und Sicherheit.

lassen und zieht sich auf ihren weiblichen, den Innenbereich zurück. Deswegen ist das Thema kein beliebiges; es repräsentiert ein spezifisch arbeitsteiliges Geschlechterverhältnis. Sie beruft sich auf die emotionale Ebene, um ihre Position zu behaupten: intuitiv weiß sie, dass sie recht hat²⁵.

Zum Zeitpunkt des Interviews war ihr Freund für längere Zeit geschäftlich in Mainz und wohnte bei ihr. Obwohl auch sie einen ausgefüllten Tag hatte und später als er nach Hause kam, war sie fürs Essen zuständig:

DR: ... und dann kommt er um fünf nach Hause und kocht was Schönes?

P: Ne, ne, ich koche schon.

Sie sagt nicht einfach, dass sie diejenige ist, die kocht, sondern sie betont mit „ne, ne, ... schon“ die Selbstverständlichkeit dieser Aufgabenteilung. Sie scheint zu ahnen, dass in dieser Beziehung ihre Unabhängigkeit auf dem Spiel steht. Er würde auf keinen Fall nach Polen gehen, sie bloß „nicht unbedingt“ nach Griechenland. Mit ihrer Mutter spricht sie darüber – scherzhaft wie sie zwar betont – in Griechenland zehn Kinder großzuziehen. Sie würde schon nach Griechenland gehen, sagt sie an anderer Stelle, wenn sie sich damit nicht in eine „abhängige Position“ begeben würde. Sie hat lange studiert und könnte eine berufliche Karriere starten; sie stellt sich auch vor, ihre Mutter und ihre Schwester finanziell zu unterstützen. Die Rolle des „Donors“ gefällt ihr dann doch besser als die wenig prestigeträchtige Abhängigkeit von einem Mann. Das passt einfach nicht zu einer Frau, die sich zielstrebig und ehrgeizig gibt.

Patrycja wollte sich von Anfang an auf Deutschland einlassen; sie sagt, dass sie sich assimilieren wollte. Angst hätte sie gehabt „in ein polnisches Getto zu rutschen.“ Sie erkannte darin die Gefahr „in der polnischen Gruppe über die Deutschen und andere zu schimpfen“.

P: ... ich weiß schon, warum ich diese Gefahr vermutet habe. Weil – so haben sich die Polen im Goethe-Institut verhalten. Es gab da vier oder fünf Polen, und ich habe das Gefühl gehabt, dass sie sich abgekapselt haben, und alle anderen Leute haben auch gesagt: „Du benimmst dich nicht wie eine typische Polin“. Ich habe auch nie gefragt, was sie sich darunter vorgestellt haben. Ich hab' immer gelacht, dass sie sich darunter eine Putzfrau vorgestellt haben oder so was, ich hab' das immer witzig umgedreht, aber wie gesagt, ich war sehr aufgeschlossen, und eher eben, ich will nicht sagen, ich hab' mich von den Polen ferngehalten, weil auf der anderen Seite war ich eine überzeugte Polin, und bin fünfmal im Jahr nach Polen gefahren, um meine Freunde zu treffen, und mit denen habe ich auch sehr guten Kontakt. So war das nicht, dass ich auf einmal deutsch geworden bin, aber ich war eingestellt auf die andere Kultur und auf die Sprache, und ich wollte mich einfach assimilieren. Nicht bis zum Ende, aber, verstehst du, was ich meine? Ja, ich hatte schon mehrere polnische Freunde, so ist das nicht. Ich hab' immer gesagt, ich will nicht mit Polen

²⁵ Frauen, die meine Arbeit gegengelesen haben, meinten, dass gerade das Pochen auf das intuitive Wissen gegenüber scheinbar handfesten Argumenten Ausdruck von Selbstbewusstsein sein kann. Männliche Korrekturleser störten sich hier nicht an meiner Argumentation, auch auf Nachfragen stellten diese das Ausweichen und den Rückzug in Patrycijas Verhalten heraus.

zusammensein, die ich nicht gern habe, nur weil sie Polen sind. Ich will mit Polen sein, die ich wirklich gern habe, und die ich auch in Polen als Freunde betrachten würde.

Patrycja stellt es als geplante Strategie dar, als rationales, durchdachtes Verhalten, sich möglichst von anderen Polen fernzuhalten und begründet diese Strategie mit eigenen Erfahrungen im Goethe-Institut. Das, was sie an anderen beobachtet – ein Rückzug in die eigene Herkunftsgruppe – will sie sich nicht zu eigen machen. Auch wenn sie den Gedanken nicht weiter entwickelt (und sie es auch nicht explizit sagt), bringt sie „Abkapseln“ und „typisch Polnisch“ zusammen. Sie hatte das Gefühl, die anderen Polen würden sich abkapseln, während die Kursteilnehmer aus anderen Ländern Patrycja bescheinigt haben, sich nicht wie eine typische Polin zu verhalten.

Das Abkapseln passt nicht zu ihrem Selbstbild einer aufgeschlossenen Frau. Deswegen hätte sie sich von den Polen zwar nicht „ferngehalten“, aber in Deutschland die Nähe zu Polen zu suchen, beurteilt sie als gefährlich. Das ist erstmal ein deutlicher Widerspruch. Polnisch sein ist ihr wichtig, gleichzeitig fürchtet sie sich vor zu vielen Polen. Sie will sich nicht generell von Polen distanzieren, sondern sich nur vor der Abkapselung schützen – denn zu ihrem Selbstbild gehört auch, eine „überzeugte Polin“ zu sein. Als „Beweis“ führt sie an, dass sie oft nach Polen fährt und dort gute Freunde hat.

Mit der Bemerkung über die Auswahl ihrer Freunde rationalisiert sie ihr Verhalten. Sie sucht sich ihre Freunde gezielt aus – das entspricht auch ihrer Zielstrebigkeit – und will kein äußeres, zufälliges Kriterium akzeptieren; welchen Bekanntenkreis sie hat ist ihre ureigene Entscheidung. Dann spielt es keine Rolle mehr, ob einer aus Polen kommt oder sonstwo her. Im Umkehrschluss bedeutet das, Patrycja missbilligt es, Menschen nach ihrer Herkunft zu beurteilen.

Das erste Semester erlebte Patrycja als persönliche Katastrophe, als Zeit der Einsamkeit und des emotionalen Scheiterns. Sie fand keinen Anschluss, keine Kontakte, die Kommilitonen blieben ihr fremd. Die Deutschen waren damals in ihren Augen langweilig, geizig, vor allem aber kühl und immer gestresst. Sie erlebte eine echte Krise.

P: ... Auf jedem Fall, das erste Semester war schrecklich, es gab Tage, wo ich um 6.00 Uhr abends, um 18.00 Uhr also, schlafen gegangen bin, sodass die Zeit überhaupt schneller vergeht, damit ich nach Polen fahren kann ...

Mit der Rationalisierung des Verhältnisses zu ihren Landsleuten (das bewusste Fernhalten) kann sie dieser Leidenszeit einen Sinn geben: Wegen ihrer Einstellung hat sie sich nicht der Versuchung hingeeben, sich einer polnischen Gruppe anzuschließen, die nur über Deutschland schimpft (s. oben) – und das obwohl ihr die Deutschen als langweilig, kühl und immer im Stress begegnet waren.

Auf ein schleichendes Umdeuten weist die folgende Passage hin, in der Patrycja die Vorteile Deutschlands gegenüber Polen beschreibt.

P: ... Aber was mir gefehlt hat in Polen, war der internationale Bezug, wir haben ja nicht so viele Ausländer bei uns, beziehungsweise, wenn man in einer eigenen sozialen Nische lebt, ist man nicht so aufgeschlossen gegenüber anderen Nationalitäten, und man interessiert sich nicht so für Ausländer, die im eigenen Land leben, so war es zumindest bei mir. Auf jeden Fall, da [in Deutschland] bin ich konfrontiert mit einer Vielfalt von Kulturen, das kann man sich nur träumen, da waren alle Nationalitäten, von Afrikanern, Amerikanern, und, und, und,... alles mögliche war da.

Erst sagt sie, der internationale Bezug hätte ihr in Polen gefehlt; dann gesteht sie ein, dass sie sich in ihrem sozialen Umfeld nicht für Ausländer interessiert hatte. Dabei fällt sie – ganz untypisch für sie – bei der Darstellung des Sachverhalts ins „man“, das sie erst nachträglich ins „ich“ verwandelt („so war das jedenfalls bei mir“). Mit dem unpersönlichen „man“ distanziert sie sich von ihrer damaligen Begrenztheit. Heute findet sie es traumhaft „alle Nationalitäten“ kennenzulernen.

Ein internationales Umfeld hatte ihr geholfen, aus der Krise herauszukommen. Im zweiten Semester schloss sie sich der internationalen Studentenorganisation AIESEC an, wo sie auch ihren Freund kennen lernte; mit AIESEC hätte sie „Fuß gefasst. Sie betont wie wichtig es war, eine Bezugsgruppe gefunden zu haben. Diese Organisation lobt sie in den höchsten Tönen.

P: AIESEC-Leute sind wunderbar, so aufgeschlossen und auch so irgendwie ... so hungrig nach dem Ausland, nach Auslandserfahrung, ob du Russe bist oder Pole ...

Die AIESEC zugeschriebenen Qualitäten sind die gleichen, die Patrycja für sich beansprucht. Sie träumt von der Begegnung mit Afrikanern, Amerikanern usw. AIESEC –Leute sind hungrig nach Auslandserfahrung und generell aufgeschlossen. Als aufgeschlossen bezeichnet sich Patrycja etliche Male in verschiedenen Zusammenhängen. Auch die Missbilligung, Menschen nach ihrer Herkunft zu beurteilen, teilt sie mit diesen Leuten: „In AIESEC habe ich Leute gefunden, die, für die es wirklich egal war, aus welchem Land ich war.“

Patrycja erzählt von einem Kennenlernen außerhalb dieser Studentenorganisation, das verheißungsvoll begann, bis ihr Gesprächspartner enttäuscht feststellte, dass Patrycja nicht aus Holland, sondern aus *Poland* stammte. Auch Piotr, dem kein eigenes Kapitel gewidmet ist, berichtet von dieser Erfahrung, die er mehrere Male machen musste, dass ein einziger Buchstabe (P oder H) über die Atmosphäre bei einem Gespräch entscheiden kann. Patrycja beschreibt das deprimierende Gefühl als Polin automatisch als uninteressant eingeschätzt zu werden. Dabei kommt sie zu einer Selbstreflexion und überlegt, wie sie selbst andere wahrnimmt.

P: ... ich versuchte den Leuten als ich irgendwie den Mechanismus [Verwechslung Holland – *Poland*] verstanden habe, ich wollte denen nachlaufen und sagen „Hör mal, das Bild, was du von Polen im Kopf hast, ist falsch, ich bin richtig, und nicht umgekehrt“. [Und dann aber], habe ich gedacht: „Mensch, wenn du mit jemandem sprichst, und er dir sagt, er kommt aus USA, dann hast du zu ihm eine ganz andere Einstellung als wenn er dir sagt, er ist aus Russland.“ Das heißt, ich habe mich dann eigentlich [als] Opfer meiner eigenen Vorurteile gefühlt. Auch weil ich habe dieselben Bilder im Kopf und – erst mal muss man mit sich selber anfangen bevor man von den anderen Leuten was verlangt. Deswegen, das war ja natürlich eine traurige Selbstreflexion, dass man selber so ist wie die Leute, denen man übel nimmt, dass sie so sind, ja. Von da an bin ich mehr, ja, habe ich lange mit mir darüber gesprochen, und dann versuche ich jetzt, die Leute, den Leuten Chancen zu geben, auch wenn sie jetzt aus Russland sind, sozusagen.

Sie kommt zu dem Schluss, dass sie selbst Sympathien nach Nationalitäten verteilt: ein US-Amerikaner scheint ihr per se interessanter als ein Russe. Sie ertappt sich gewissermaßen als Täter einer Tat, deren Opfer sie selbst ist. Diese Einsicht hat Konsequenzen für sie: sie will bei sich selbst anfangen, d.h. allen Leuten eine Chance geben. Ich würde das so übersetzen: Sie will ungeachtet der Herkunft sich erst auf eine Person einlassen, bevor sie über sie urteilt. Die Verallgemeinerung dieses Satzes ist nach meinem Eindruck Patrycjas Credo: Sei Menschen gegenüber aufgeschlossen, egal wo sie herkommen. Diesem Anspruch versucht sie sich kontinuierlich zu stellen, sie fragt sich selbst immer wieder, ob sie z.B. die Menschen vorschnell beurteilt:

P: .. ich glaube, bei den Polen ist es oft so, dass man, ja, sehr neidisch ist, eifersüchtig, aber das will ich jetzt auch nicht verallgemeinern. Ich hab' das nur gehört von manchen Personen, da muss ich auch sagen, es ist vielleicht irgendein Vorurteil von mir, so erzählt mir das auch mein Vater aus Kanada, der das so erlebt habe. Und vielleicht war ich auch, als ich diese Aussagen, diese Eindrücke aufgenommen habe, und von den Personen hier, war ich irgendwie vorgeprägt, unbewusst ...

Ein anderer Satz scheint mir in der Passage über den Mechanismus der Verwechslung von Holland und *Poland* von Bedeutung. „Erst mal muss man mit sich selber anfangen, bevor man von den Leuten was verlangt.“ Man kann dann von den Leuten etwas verlangen, wenn man seine eigenen „Hausaufgaben“ gemacht hat. Den ursprünglichen Anspruch – die unvoreingenommene Haltung ihr gegenüber – hat Patrycja nicht relativiert, sondern gewissermaßen nur zeitlich verschoben und auf sich selbst ausgeweitet. Wenn sie erst einmal begonnen hat, ihre negative Voreinstellung gegenüber Menschen aus Russland zurückzunehmen, dann kann sie mit größerem Recht von anderen verlangen, dass sie als Person und nicht als Merkmalsträger behandelt wird. Ihr Gegenüber ist nicht aus der Pflicht genommen, sein Polenbild zu verändern. Patrycja liefert mit sich selbst quasi den Prototypen des „richtigen Polen“ („ich bin richtig, nicht umgekehrt“). Auch in dieser Haltung des Anbietens – ich überdenke meine Voreinstellung dir gegenüber – und Forderns kommt Patrycjas ausgeprägtes Selbstbewusstsein zum Tragen.

Wir haben darüber gesprochen, dass Warschauer den Ruf haben, elitär sein zu wollen. Generell stimmt sie dem zu, dann aber erzählt sie von einem Vorfall zwischen Warschauern und einer Südpolin, in dem die Warschauer „Opfer“ dieses Vorurteils werden.

P: ... Na ja, jedenfalls eine Freundin von mir, die wohnt im Süden von Polen, die war mal mit mir [unterwegs], und wir haben uns unterhalten und gelacht, auf einmal kamen Leute aus Warschau, ja, und da war sie sofort distanziert, und da hatte ich das Gefühl, das liegt jetzt nicht an den Warschauern unbedingt, sondern an den anderen; weißt du, das ist ein bisschen so, wie die Ausländer hier, wenn die Leute nach Warschau kommen, aus anderen Städten, die kapseln sich dann auch ab, und lästern über die Warschauer; das ist fast ein Mechanismus, wie Vorurteile entstehen, ja.

Die entspannte Situation („unterhalten und gelacht“) wird in dem Moment unangenehm als Warschauer dazustoßen. Patrycja macht die Vorurteile der Südpolin verantwortlich. Wie die Situation näher war, lässt sich aus der skizzenhaften Beschreibung nicht entnehmen. Nach meinem Eindruck ist hier entscheidend, dass Patrycja ein spezifisches Verhältnis von Warschauern und den übrigen Polen repräsentiert sieht. Patrycja beurteilt die Situation nach objektiv beobachtbaren Kriterien und stellt fest: die Warschauer haben sich nicht falsch verhalten. Das Distanzieren war aus ihrer Sicht folglich ein Fehler ihrer südpolnischen Freundin. Dann überträgt sie die Situation auf das Verhältnis Ausländer – Deutsche. Sie entdeckt dahinter ein Prinzip („fast ein Mechanismus“), das allen Vorurteilen zugrunde liegt: das Distanzieren, das Abkapseln ist quasi ein objektives Fehlverhalten der Nicht-Warschauer und Ausländer; diese Verweigerungshaltung führt dann zu verständlichen Abneigungen.

Mit dieser Wendung erhebt sie ihren eigenen, schwierigen aber doch auch erfolgreichen Weg der Assimilation – erst die Krise, dann die Erkenntnis, selbst „Täter“ zu sein –, zum richtigen Weg für alle, weil er Vorurteile verhindert. Wahrscheinlich hofft sie, dass sie ihre Erkenntnis weitergeben kann, dass auch andere den von ihr beschriebenen und verworfenen Mechanismus durchbrechen.

Es zeigt sich, dass ihre aufgeschlossene Weltsicht von ihrer spezifischen Situation, nämlich dem Weg, den sie hinter sich hat, strukturiert und – wie das folgende Zitat zeigt – auch eingegrenzt ist. Den sozialen Misserfolg von anderen Ausländern führt sie zurück auf deren falschen Weg, also einen anderen als von ihr eingeschlagenen (Assimilation). Zu Ausländern in Deutschland nimmt sie folgendermaßen Stellung:

P:...Und ich muss dir sagen, ich finde auch, dass ein bisschen Schuld an diesem ganzen – ach ich weiß nicht – ich weiche jetzt aus dem Thema aus – aber, das ist so: dieses Verhältnis Deutsche – Ausländer, ich persönlich bin der Meinung, dass, also erstens, die Deutschen verhalten sich viel besser gegenüber Ausländern als Polen, die ich in Polen kenne. Die erlauben sich nicht solche Bemerkungen, die sich manche Polen auch erlauben. Und ich denke, dieses manchmal gespannte Verhältnis, also, dass die Deutschen negative Einstellungen zu den Ausländern haben, liegt manchmal auch an den Ausländern selbst. Also, da ich blond bin und blauäugig, denken viele, ich bin deutsch, vor allem die Ausländer, die ja die Betonung noch nicht hören. Ich bin manchmal schlechter betrachtet

worden, weil sie glaubten, dass ich Deutsche bin. Die haben mich so unangenehm betrachtet, eine jugoslawische Hausmeisterin oder ein türkischer Busfahrer, das war manchmal nicht angenehm. Und dann habe ich mir gedacht: Mein Gott, wenn eine Deutsche an meiner Stelle wäre, würde sie eine entsprechende Bestätigung ihrer Vorurteile, ihrer eventuellen Vorurteile, bekommen. Oder die dunkelhäutigen Männer, die einen anmachen, und so weiter, das ist alles nicht so einfach. Also, ich denke, man müsste ein größeres Thema daraus machen, aber das wagen die Deutschen natürlich wiederum nicht, [weil sie fürchten,] dass da ein Aufschrei kommt, dass sie rechtsradikal sind.

DR: Also, du meinst, die Deutschen sollten ein bisschen selbstbewusster auftreten?

P: Das denke ich vor allem, und vor allem, man müsste dieses Thema auch an die Tagesordnung bringen, dass die Ausländer sich auch benehmen können, verhalten sollten, und dass sie darauf achten sollten, welche Bilder sie in der Gegenseite erzeugen. Also, neulich bin ich fast überfahren worden von einem, zweien, Jungen, ich weiß nicht, ob das Türken waren, aber sie sahen so türkisch aus, siebzehnjährig, achtzehnjährig, in einem superklasse Auto, ja, und ich habe mir sofort folgende Situation vorgestellt: Ich habe mal einen Artikel darüber gelesen, manche von denen leben in Sozialwohnungen hier und wechseln jede Woche die Autos, ja, und dann sitzt so ein deutscher Nachbar und ärgert sich, natürlich ärgert er sich, verstehst du, man müsste diesen Ursachen nachgehen, und sie nicht schweigend annehmen und dass die Leute, die damit Probleme haben – weil ich hätte damit auch Probleme, um ehrlich zu sein, als Deutsche, oder überhaupt als Ausländerin, als Polin habe ich damit Probleme, dass andere sich so verhalten – man darf doch diese Leute [Deutsche, die berechnete Vorbehalte haben], die das stört, nicht so aus der Gesellschaft [hinausdrängen] und behaupten, sie sind wie die Alkoholiker, weil sie ein Problem haben. Da kann man hier verrückt werden, finde ich.

Patrycjjas Argumentationsfolge ist schlüssig und nachvollziehbar. Rhetorisch fast lehrbuchmäßig aufgebaut, entwickelt Patrycja eine politische Forderung, die aber ihrem Credo auf den ersten Blick zu widersprechen scheint. Nach ihrer Beobachtung, werden Ausländer in Deutschland besser behandelt als in Polen. Mit dieser Aussage beteuert Patrycja ihren neutralen, objektiven Blick, soll heißen: ich gehöre nicht zu denen, die Deutschland pauschal verurteilen. Trotzdem: die Deutschen haben eine „negative Einstellung“ zu Ausländern. Dafür tragen aber die Ausländer zumindest eine Mitschuld. Patrycja „belegt“ ihre Anschuldigung. Auf Grund ihrer körperlichen Merkmale konnte sie quasi in die Rolle einer Deutschen schlüpfen und eigene Erfahrungen machen. Sie beklagt sich über eine jugoslawische Hausmeisterin und einen türkischen Busfahrer und über die Anmache dunkelhäutiger Männer. Ausländer hätten sich in Deutschland genauso zu benehmen wie andere auch, was sie ihrer Meinung nach nicht tun. Auch dass sie von zwei mutmaßlichen jungen Türken fast überfahren worden wäre, lastet sie *den* Ausländern an. Sie betont: in einem „superklasse Auto“. In dieser Betonung stecken Zweifel, ob die Kombination von Türken und teurem Auto mit rechten Dingen zugeht. Dieses undurchsichtige Zusammenfallen von Ausländern und ihnen nicht gemäßen Attributen hebt sie unter Zuhilfenahme eines Autorität verleihenden Artikels („Ich habe mal einen Artikel darüber gelesen“) auf eine allgemeinere Ebene, die das Zusammenfallen erläutern kann und es gleichzeitig für unrechtmäßig erklärt. Das Geld kommt vom Staat (z.B. Sozialhilfe), doch diese Zuwendung muss unrechtmäßig sein, weil (dieselben) Ausländer immerhin wöchentlich neue, andere Autos fahren würden. Einerseits erhalten sie Hilfe vom Staat, andererseits besäßen

sie teure Konsumgüter. Für Patrycja ergibt sich eine logische Konsequenz: Der deutsche Nachbar (etwa: der brave Bürger, der Steuerzahler) ärgert sich, „natürlich ärgert er sich“. Patrycja meint, er ärgert sich zu Recht. Schließlich fordert sie, dass sich die Deutschen das nicht gefallen lassen sollten: ein größeres Thema müsste man daraus machen. Deutlich wird ihre Meinung als sie das Verhältnis Inländer – Ausländer auf Polen überträgt:

P: ... ich finde es sehr schön, dass es viele Ausländer gibt. (Entschieden) Aber, wenn in meiner Anwesenheit jemand in Polen sagen würde: "Polen ist scheiße " oder "Die blöden Polen", dann würde ich ihm sofort sagen: "Wenn's dir nicht gefällt, dann raus hier!"

In gewisser Weise fühlt sich Patrycja von den Auswirkungen des Versäumnisses der Thematisierung in Deutschland selbst betroffen. Es ist also auch ihre Forderung, dass endlich etwas getan wird, dass sich die Ausländer benehmen lernen, dass keine Dunkelhäutigen sie mehr anmachen etc. Als Patrycja, als konkrete Person, hat sie die genannten Probleme. Sie ganz persönlich hat unangenehme Erlebnisse gehabt, die sie aber zu der Formulierung verleiten, dass sie als Polin mit diesem Zustand in Deutschland Probleme habe. Es klingt absurd, dass sie als Polin Probleme mit Ausländern in Deutschland habe. Offenbar nimmt sie sich selbst nur begrenzt als Ausländerin wahr (in diesem Moment jedenfalls). Mit der Bestimmung als Polin kann sie sich von *den Ausländern* distanzieren. Als Polin gehört sie nicht mehr zur Gruppe *der Ausländer*.

Am Ende schließlich dreht sie das anfängliche (schwach entwickelte) Täter-Opfer-Verhältnis um. Jene, die zu Recht Probleme mit Ausländern haben sind die eigentlichen Opfer. Sie werden als rechtsradikal denunziert und wie Alkoholiker an den Rand der Gesellschaft gedrängt.

Die Passage zeigt zunächst, dass Patrycja primär in nationalen oder davon abgeleiteten Kategorien (Ausländer) wahrnimmt. In der Hausmeisterin erkennt sie eine Jugoslawin, der Busfahrer ist Türke. Das ist mir auch an anderen Textstellen aufgefallen (wie die Griechen sind, die Deutschen, die Polen, die Amerikaner etc.). Diese Praxis steht in einem gewissen Widerspruch zu ihrem Credo, nach dem sie die Menschen nicht nach vorgefassten nationalen Attributierungen beurteilt will. Genau betrachtet verbietet ihr dieses Credo nicht, Menschen nach Nationen zu sortieren und einzuordnen – der Schwerpunkt des Credos liegt darauf zu verhindern, bestimmten Nationen negative Attribute zuzuschreiben. Schließlich, wie zuvor zitiert, findet sie es traumhaft viele verschiedene Nationalitäten kennenzulernen. In ihren Aussagen tritt das Nationale durchaus in den Vordergrund. Ihr Interesse gilt nicht zuletzt Repräsentanten einer Nation und nicht „bloß“ den Individuen.

Seit ihrer Zeit im Goethe-Institut bewegte sich Patrycja in einem internationalen Umfeld, wo sie sich ständig mit „Nationen“ auseinandersetzen musste; dazu kommt, dass sie einen griechischen Freund hat und Nationen immer ein Thema für sie ist, wo sie auch hinkommt.

Hinter ihren Äußerungen steht letztlich die Vorstellung von klar abgrenzbaren Nationen, die sich begegnen können, wobei Gastrecht und Gastgeberrechte definiert und geregelt sind.

P: Ich hab' das [die Eigenheiten der Deutschen] aber alles akzeptiert, weil ich bin der Meinung, wenn man in ein Land kommt, dann muss man zuerst die Leute akzeptieren, so wie sie sind, weil, da habe ich schon ziemlich, glaube ich, ziemlich nationalistische Einstellungen, weil sie sind in ihrem Land, und man ist Gast hier, und deswegen muss man sie zuerst akzeptieren, ja.

Deswegen haben sich Ausländer in Deutschland in erster Linie zu benehmen. Dass ein türkischer Busfahrer vielleicht hier geboren und sein ganzen Leben hier verbracht hat und dass ihm deswegen ein anderer Status zusteht, beeinflusst Patrycjas Sicht nicht. Hinter die Kategorie Nation tritt alles, was Menschen sonst einteilen könnte: Soziale Schichten, Stadt-Land, Bildungsgrad, Charaktere etc.

Für Patrycja gibt es ein objektiv richtiges Verhalten. Ihr Relativismus, ihr Credo, gilt nur für die Herkunft, er geht nicht soweit, dass Menschen aus ihrem spezifischen Kontext heraus zu verstehen sind. Ihr geht es eher darum erstmal abzuwarten, ob sich ihr Gegenüber richtig verhält, bevor sie ihn beurteilt. In ihrer Anschauung ist Patrycja durchaus konsequent. Ihre Erwartungshaltung (was sie von ihren Mitmenschen verlangt: das objektiv richtige Verhalten) gilt auch für ihre Landsleute. Sie erzählte, weshalb ihr Vater, der in Kanada lebt, schlecht über Polen denkt:

P: Ich glaube dieses negative Bild von Polen bestätigt er, also bestätigt, wird immer wieder in Kanada bestätigt, weil er ja ständig mit der polnischen Emigration in Kanada zu tun hat. Und das sind oft Leute, die nicht gebildet sind, aus kleinen Städten in Polen kommen, die oft primitiv sind und leider oft diese negativen, also diese ganzen Vorurteile, die so über Polen herrschen bestätigen.

Das Urteil des Vaters gegenüber diesen Personen ist in Patrycjas Augen gerechtfertigt: sie sind primitiv. Einzig die Übertragung auf alle Polen ist ein Vorurteil. Wie Lesław, der auch die polnische Gesellschaft vermeidet, will Patrycja als Person Polen öffentlich repräsentieren, stärker noch als Lesław, der sich auf seine Wirkung verlässt. Patrycja versucht aktiv, einen positiven Akzent zu setzen. Auf Parties trinkt sie keinen Alkohol, um gegen das Vorurteil der trinkenden Polen zu kämpfen,

Und ich habe mich immer verstanden als Botschafter von Polen irgendwie, deswegen habe ich mich auch nie besaufen [wollen], auf den deutschen Parties, um irgendwie [das] Image von meinem Land nicht [zu] verderben.

im Bus demonstriert sie, dass Polen auch elegant sein können:

... das war einmal in der S-Bahn, sehr lustig, ich bin mit einem schönen Mantel und schick angezogen gefahren, in der S-Bahn, und dann kam ein Mann rein, hat keine Zähne vorne

gehabt, hat furchtbar nach Wodka gestunken, und hat mit sehr starker polnischer Betonung gefragt, wo er aussteigen muss. Na ja, und da bin ich aufgestanden, ich hab' mit ihm polnisch gesprochen, ich wollte, dass die ganzen Deutschen sehen, dass es zwei Bilder von Polen gibt, dass ich auch aus Polen bin, und nicht nur der Mann.

Am Beispiel Patrycjas lässt sich gut erkennen, wie die sozialen Zusammenhänge einer Person zu bestimmten Grundhaltungen (Weltsicht) führen. Für Patrycja ist es ein Wert an sich, dass Ausländer da sind; warum sie da sind interessiert sie nicht eigentlich, es geht ihr darum, eine Vielfalt zu genießen. Der Grund ist ein Eigeninteresse, nämlich die Chance auf „Erfahrungen“. Ihr Credo gilt entsprechend in erster Linie für jene Ausländer, mit denen solche Erfahrungen möglich sind. Da, wo Ausländer zum Problem werden, ist Patrycjas schwärmerisches Interesse an Begegnung am Ende, nämlich da, wo sie ihrem Eifer, ihrer Zielstrebigkeit im Wege stehen. Nicht die Ausländern sind dabei das eigentliche Problem, sondern alles Unangenehme. Mit einer Diskriminierung durch zu schnelle nationale Verortung kann Patrycja umgehen. Für soziale Diskriminierung hat sie kein Gespür entwickelt.

Sie hat sich unter erheblichem Assimilationsdruck der Logik ihrer Aufnahmegesellschaft, genauer gesagt dem Milieu unter Wirtschaftsstudenten, unterworfen und macht sie nun zu ihrer eigenen Weltsicht:

P: ... Natürlich, ich hab' meine Meinung total revidiert hier in Deutschland, weil, als ich nach Deutschland kam, das erste Semester hier in Mainz war ein Horror, absolut schrecklich, weil ich gemerkt habe, dass sich die Leute eigentlich wenig für einen interessieren, wobei, das lag auch an mir teilweise, weil ich mit der Einstellung kam, ja, ich bin jetzt hier, und ich hab' so viele Probleme und so weiter und ich wollte die Probleme an den Leuten auslassen, und natürlich niemand hat Lust, sich mit jemandem zu treffen, der ständig nur meckert, wie schrecklich es hier ist und so weiter. Das habe ich aber erst jetzt verstanden – wenn ich solche Leute treffe, die mir so meckern, und auf jeden Fall, ich habe damals verstanden, dass es nicht so einfach ist, durchzukommen, und Freundschaften zu schließen. Das war die erste Erfahrung, und zugleich kam die Reflexion: du hast dich in Polen auch nicht für die Ausländer interessiert.

Patrycja hat sich in einer Leistungsgesellschaft assimiliert und deren innere Logik aufgenommen. Sie will etwas erreichen. Sie grenzt sich – beiläufig – von der Lebensweise ihrer Mutter ab, die um 16.00 Uhr den Stift fallen ließe und nach Hause ginge, dafür aber nur 500 Mark verdiene. So will sie nicht leben und sie ist bereit den nötigen Stress, den sie nach wie vor für typisch deutsch hält, dafür in Kauf zu nehmen.

P: Ja, die Deutschen, vor allem die Deutschen, ich mein', ich bin auch so geworden, hab' ich später bemerkt, hab' ich mich auch nur damit beschäftigt, Praktika-Zeugnisse zu sammeln, weil es mir, ich brauch es halt für meine Zukunft, für meine gute Arbeit zu finden, aber ich glaube, so eine Einstellung und solches Denken ist typisch für Wirtschafts- und BWL-Studenten, weil sie wirklich schon ab dem dritten und vierten Semester an solche Sachen denken.

Folgerichtig gibt sie an, wenn auch zögerlich, dass sie sich nicht mehr 100 prozentig als Polin fühlt – weil Polnischsein für sie schließlich doch an bestimmte Eigenschaften gebunden ist. Die Werte wie warm, stressarm etc., die sie mit Polen assoziiert, kann sie sich nicht mehr voll zueigen machen.

3.5 Alina

Alina hat in Polen eine urbane Lebensführung – eher widerwillig – aufgegeben, um mit ihrem Mann für wenige Jahre nach Deutschland zu gehen. Mittlerweile ist sie entgegen ihrer Pläne seit zehn Jahren in Deutschland und mit Haushaltsführung und Kindererziehung voll ausgelastet.

Alina arbeitet seit kurzer Zeit als Lehrerin in der von Edytka initiierten Samstagsschule. Auch Alina habe ich über meine Frau kennengelernt. Den Kontakt stellte ich ebenfalls über das Telefon her. Entscheidend für die Terminabsprache war, wie Kinderbetreuung und Interview vereinbar sein könnten. Alina schlug deswegen einen abendlichen Termin vor, so dass die Kinder bereits schliefen und das Interview in Ruhe geführt werden könne. Bereits im Vorfeld wurde deutlich, dass ein Interview für Alina eine zusätzliche Belastung ist und nicht, wie für Leszek und Maria, eine willkommene Abwechslung.

Alina und Jurek sind seit zehn Jahren verheiratet und haben vier Töchter; sie leben seit über zehn Jahren als Aussiedler in Deutschland. Jurek stammt aus einem kleinen Städtchen in der Nähe der tschechischen Grenze. Alina ist in einem Dorf aufgewachsen, das sechs oder sieben Kilometer davon entfernt liegt. 1988, im Alter von 23 Jahren – sie waren noch nicht verheiratet – hatte Jurek die Idee, für einige Zeit nach Deutschland zu gehen, wo eine Tante von ihm seit 30 Jahren lebte. Jurek ist KFZ-Spengler-Meister und hat damals selbstständig gearbeitet²⁶. Er gibt an, dass die Aussicht auf einen guten Verdienst ihn motiviert hätten nach Deutschland zu gehen. Aus der geplanten Rückkehr ist nichts geworden.

Alina studierte damals in Opole (Oppeln) Polonistik und stand kurz vor dem Abschluss, als Jurek im April 1988 zum ersten Mal nach Deutschland ging, um die Formalitäten der Aussiedlung zu erledigen. Weil bereits Verwandte von ihm in Deutschland lebten, musste er nicht die Prozeduren im sogenannten Auffanglager Friedland über sich ergehen lassen (so seine Angaben). Nach zwei Wochen konnte er Friedland verlassen und die Formalitäten, wie die Erstellung des Vertriebenenausweises, vom Wohnort der Tante aus regeln. Danach kehrte er nach Polen zurück, heiratete Alina und ging im August wieder nach Deutschland. Jurek fing einen Deutschkurs an, den er aber für einen Job in einer

²⁶ Im polnischen Kommunismus war es möglich als Kleinbetrieb selbstständig zu sein. Über die genaueren Umstände von Jureks Selbstständigkeit ist mir nichts bekannt.

Wiesbadener Autowerkstatt nach einem halben Jahr aufgab. Später wechselte er zu Opel nach Rüsselsheim, wo er einige Jahre am Band arbeitete (bis hierher gleicht seine Migrationsgeschichte der von Roman). Seither ist er offiziell arbeitslos. Welcher Beschäftigung er nachgeht, kann ich nicht sagen; aber er verlässt das Haus wie ein Arbeitnehmer. Eine Tochter der beiden jedenfalls stellte fest: „Der Papa, der fährt morgens um sieben weg und kommt abends um acht wieder zurück. Der arbeitet mit Autos.“

Alina arbeitete nach ihrem Studium als Assistentin an ihrem Institut in Opole, bevor sie auf Drängen Jureks nach Deutschland nachkam. Die beiden wohnten zunächst für ein halbes Jahr bei der Tante, danach sind sie in eine eigene Wohnung gezogen. Die Etablierung eines eigenen Hausstandes scheint bedeutsam, Jurek bewertet das explizit: damit „... haben wir schon als Familie Wohnung gehabt“.

Auch Alina belegte erst einen Sprachkurs, den sie nach drei Monaten aufgab, nachdem sie schwanger geworden war. Nach der Geburt des Kindes kehrte Alina für ein Jahr nach Polen zurück; sie kam mit dem Leben in Deutschland nicht zurecht. Außerdem musste sie, gemäß der damaligen Gesetzeslage, eine Stelle als Lehrerin antreten, wollte sie nicht nachträglich ihr Studium bezahlen müssen. Alina äußert sich zufrieden über diese Zeit in Polen. Allein die Finanzierung ihres Lebens in Polen schien ein Problem gewesen zu sein:

A: (lachend) In Polen war es sehr gut für mich. Die Arbeit und das Leben, ich war zufrieden; er war in Deutschland, ich: „Gib Geld von Deutschland nach Polen!“ Alleine in Polen, ohne [finanzielle] Hilfe aus Deutschland wäre ganz schwer.

Als Alina krank wurde, überzeugte sie Jurek mit dem Hinweis auf eine bessere medizinische Versorgung, erneut nach Deutschland zu kommen. Zu diesem Zeitpunkt hatte Jurek eine feste Stelle und damit Sicherheit, die er so in Polen nicht gehabt hätte. Für Jurek ist bei Alinas Rückkehr nach Deutschland wieder das Motiv „Familie haben, Familie sein“ bedeutsam: „Ne, hier ist die Familie zusammen“. Jurek konnte sich nun als Steuermann seines Lebens, seiner Familie und seiner Zukunft fühlen.

Mit dem Zug fuhr ich nach Bischofsheim, wo die Familie am Ortsausgang eine kleine Wohnung in einem neu errichteten Mehrfamilienkomplex mietet. Für sechs Personen gibt es drei Zimmer. Der Flur öffnet sich zum Wohnzimmer hin; dieser Bereich ist durchgängig weiß gefliest. Dem Kücheneingang gegenüber steht ein runder Tisch, dahinter eine schwarze Vitrinen-Kommode; ihr gegenüber befindet sich ein knallgelbes Sofa. Ein weiteres Zimmer steht den beiden älteren Töchtern (sechs und acht) zu. Die Eltern teilen sich mit den „Babys“ (Zwillinge, zwei Jahre) ihr Schlafzimmer. Die Kinder schliefen, meldeten sich aber im Laufe des Abends ein paar Mal. Ich wurde an den runden Tisch gebeten, wo mir Mineralwasser angeboten wurde. Jurek und Alina nahmen ebenfalls Platz.

Das Interview war mit Alina ausgemacht. Überrascht stellte ich fest, dass vor allem Jurek mit mir sprach. Sehr bald merkte ich, dass Alinas Deutsch vergleichsweise schlecht ist und

Jurek sich besser ausdrücken kann. Das ist einigermaßen überraschend, weil Alina – im Gegensatz zu Jurek – immerhin eine akademische Ausbildung hat und bereits seit zehn Jahren in Deutschland lebt. Der Beginn des Interviews zeigte, wie Jurek das Wort führte, während sie nur bestätigend oder ablehnend eingriff.

DR: ... Vielleicht könnten Sie erst einmal anfangen, sich vorzustellen, sagen, wer Sie sind und so weiter.

A: (lacht)

J: Ich bin 33 Jahre alt, seit elf Jahren in Deutschland. Von Beruf bin ich Kfz-Spengler und zur Zeit arbeitslos. Also soll ich von Anfang an sagen die Geschichte, wie bin ich, oder...?

DR: Machen wir das zusammen? [Zu Jurek] Also beteiligen Sie sich auch?

J: Wir sind seit elf Jahren – oder wie vielen Jahren?

A: Also ich bin zehn Jahre schon in Deutschland.

J: Verheiratet.

A: Ja, seit zehn verheiratet. Ich bin 33 [Jahre] alt.

J: Wir haben vier Kinder, und das ist ... Und ich bin ein Jahr früher als Alina nach Deutschland gekommen. Wir haben uns schon früher kennengelernt. Und dann haben wir geheiratet nach einem Jahr [in Deutschland]; nach dem Abschluss ist Alina gekommen. Und dann läuft die Geschichte.

DR: Und in welchem Jahr sind Sie gekommen?

J: Also ich bin seit 11. August 88, und dann die Alina, Mai, Ende Mai.

A: Nein, im Juni.

J: Oder Juni.

A: Juni, Juni!

J: Jetzt haben wir vier Kinder.

...

DR: Und wie ergab sich diese Auswanderung oder diese Idee? Sind Sie beide aus dieser Stadt?

J: Nee, also die wohnt... sieben Kilometer von Kuszow.

A: Sechs Kilometer von Kuszow!!

J: Wir haben uns schon früh kennengelernt, die Alina hat studiert in Opole, und ich war selbstständig. Da war ich noch ledig. 32 – oder nee: 23 Jahre alt, und [ich] wollte noch mal ins Ausland fahren, da habe ich gedacht, fahre ich noch mal, nicht so lange und daraus ich bleibe jetzt schon elf Jahre. Und sie hat dieses fünfte Jahr gemacht in Polen und dann nach dem Abschluss haben wir geheiratet und dann ist sie hergekommen, 'ne (A bestätigt hin und wieder mit "aha" und "mhm")

J: Und seit der Zeit hat sie noch nicht geschafft, weil nach dem Abiturabschluss Magister ‚polnische Philologie‘ sind die Kinder auf die Welt gekommen.

A: Ein Jahr habe ich Pause [gehabt].

J: So ist das, halt.

...

DR: Sie sagten ja, dass Sie nur für eine gewisse Zeit hierher kommen wollten? Sie wollten dann zurück?

A: Ja.

J: Früher habe ich gedacht, komme ich so, weil ich habe nicht gewusst, wie läuft das mit den ...

A: (starkes) Ja, ja. (Sie ist offensichtlich emotional betroffen.)

Jurek beginnt damit, sein Alter zu nennen und über seine berufliche Situation zu sprechen. Nach einer knappen Aufzählung solcher Fakten will er sich offenbar über den von mir erwarteten Fortgang informieren. Ich war erst einmal über die selbstverständliche

Teilnahme Jureks erstaunt. Ich versuche den Modus zu klären und frage mit wem das Interview geführt werden soll. Meine Gesprächspartner scheinen meinen Einwurf vollkommen zu ignorieren. Statt darauf einzugehen nennt Jurek ein weiteres Datum seiner Migration. Alina zieht nach, Jurek nennt noch seinen Familienstand und Alina ergänzt Fakten von ihrer Seite. Offenbar gehört das alles zu einem Abtasten, einer etwas schwerfälligen Suche nach einem Einstieg in das Interview. Jurek wechselt von „ich“ zu „wir“ (er und Alina) und benennt die Familiensituation und erste Details der gemeinsamen Migration. Als Zuhörer lerne ich, dass Jurek vor Alina nach Deutschland gekommen ist und dass Alina eine berufliche Ausbildung zu Ende gebracht hat, bevor sie Jurek gefolgt ist. Diese Situation (genauer: die Erinnerung dieser Situation), wie sich im Verlauf des Gesprächs herausstellt, ist, besonders für Alina, von zentraler Bedeutung. Weil Jurek genau diesen Punkt thematisiert, ist klar, dass er von Alinas Gefühlen weiß. Wo die Knackpunkte der Bewertung der Migration liegen, ist zwischen den Eheleuten ein (mehr oder weniger offenes) Thema. Im Interview – wie vielleicht im Leben – scheint Jurek als Alinas Sprachrohr zu fungieren.

„Und dann läuft die Geschichte.“ Jureks Satz impliziert, dass ab einem bestimmten Zeitpunkt die „Geschichte“ ihrer Auswanderung eine Eigendynamik entwickelt, die – in der rückblickenden Bewertung – ohne weiteres Zutun läuft. Insgesamt bedeutet Jureks Aussage, dass sie mit ihrer Migration Bedingungen – aktiv – gesetzt haben und dass die Ereignisse dann – passiv – in den Lauf einer „Geschichte“ gerutscht sind. (Diese Bedeutung wird Jurek im Moment des Aussprechens nicht bewusst gewesen sein). Mir erschloss sich diese Erkenntnis erst nach der Beschäftigung mit dem Datenmaterial. Im Interview selbst war mir das nicht bewusst. Deswegen habe ich den Hinweis im Gespräch nicht (jedenfalls nicht direkt) weiterverfolgt. Ich passte mich dem augenscheinlichen Thema an – d.h. auch, dass ich mich mit dem Modus „Gruppeninterview“ stillschweigend einverstanden erklärt habe, sonst hätte ich spätestens hier den Modus erneut und deutlicher ansprechen müssen. (Wegen Alinas Sprachschwierigkeiten war das sicher auch angemessen.) Ich fragte nach dem Jahr der Einreise, forderte also zum Erweitern und Präzisieren von Jureks Aufzählung auf. Alina ist mit der Angabe des Monats für ihre Ankunft in Deutschland nicht einverstanden. Statt Ende Mai 1988 besteht sie nachdrücklich auf Juni. Ob Ende Mai oder Anfang Juni, das kann gegebenenfalls zwei Tage auseinanderliegen. Der maximale Unterschied von wenigen Wochen liegt elf Jahre zurück. Darum kann es hier nicht eigentlich gehen. Wenige Sätze später folgt eine weitere penible Korrektur. Alinas Heimatdorf läge nicht sieben, sondern nur sechs Kilometer von Jureks Heimatort entfernt. Jurek bringt das Gespräch wieder auf die Zeit der Auswanderung. Die Information: Sie kannten sich schon länger, Alina studierte in Opole, das ca. 300 km von der Heimatstadt entfernt liegt; er arbeitete selbstständig und war zu diesem Zeitpunkt 23 Jahre alt. Er war es, der ins Ausland fahren wollte; mit „noch mal“ charakterisiert er sein Vorhaben. Offenbar bringt er

das damit in Verbindung, dass er, bevor er sich gesellschaftlich etablierte, noch eine Art Abenteuer erleben wollte. Der Auslandsaufenthalt war entsprechend für „nicht so lange“ gedacht. Dabei muss man sich vor Augen halten, dass mit den neuen Freiheiten nach dem Zusammenbruch des alten Systems – denn genau in diese Zeit fällt die Migrationsentscheidung – auch ein Ausbruch aus der „staatlich verordneten Normalbiographie“ (Beck/Beck-Gernsheim 1994:11) nicht nur möglich, sondern auch verlockend attraktiv war.

Ein weiteres Mal bezieht sich Jurek auf Alinas Abschluss, der auch vor ihrer Hochzeit lag. Und wieder nennt er – an dieser Stelle willkürlich erscheinende – Details, deren zentrale Bedeutung für die Lebensgeschichte der beiden und insbesondere das Lebensgefühl von Alina im weiteren Verlauf des Interviews noch deutlich herauskommt. Kurze Zeit nach dem Abschluss hat Alina ihr erstes Kind bekommen. Ihre Anmerkung („ein Jahr habe ich Pause gehabt“) soll sicher bedeuten: *nur* ein Jahr Pause, also eine Zeit, die frei war von entscheidenden Verpflichtungen (Ausbildung, Kindererziehung). Für Alina bedeutet die Migration das genaue Gegenteil von „noch mal was erleben“. Ihr war damit der Platz als Hausfrau und Mutter (endgültig) zugewiesen. Jureks Erwiderung „so ist das halt“ bedeutet weiter: da kann man nichts mehr machen. Das verstärkt der Eindruck, dass sie mit der momentanen Situation nicht zufrieden sind; sie stecken in einem Dilemma befinden. Sie empfinden vor allem Versäumnis und Belastung. Jureks Bewertung: das ist halt so, das muss man so hinnehmen. Als ich noch einmal nach der Begrenztheit des Deutschlandaufenthaltes fragte, ergreift Alina das Wort und kommt ihrem Mann mit einem affirmativen „Ja, ja“ das erste Mal zuvor. Sie legt Wert darauf, dass die Rückkehr geplant war. Jurek führt in diesem Zusammenhang etwas aus, was er oben mit „und dann läuft die Geschichte“ angedeutet hatte. Es ist die Migration, in die sie hineingerutscht waren, an deren Lauf man „halt“ nichts machen kann. Und: verantwortlich will er dafür nicht sein; er wusste schließlich nicht, wie das läuft. Mit ihrem Eingreifen in das Gespräch an der Stelle, an der von der Rückkehr die Rede ist, wird die Bedeutung der Migration für das Lebensgefühl von Alina langsam sichtbar. Das Thema Migration ist für Alina hochgradig emotional aufgeladen. Deswegen legt sie Wert auf Details, die den Angaben ihres Mannes widersprechen. Das deutet auf ihre grundsätzliche Opposition zur Idee, nach Deutschland zu gehen hin, während Jurek die Unausweichlichkeit ihrer Situation beteuert. In der (fast) direkt anschließenden Passage behält Alina das Muster ihrem Mann zu widersprechen bei. Sie stellt nachdrücklich klar, dass die Auswanderung nicht ihre Idee war.

Jurek benennt die Fakten, die die Auswanderung für Alina schwer machten und machen, aber er vermeidet es auszusprechen, dass sie sich dagegen gewehrt hatte – damit müsste er eingestehen, Alina übergangen zu haben.

DR: Hatten Sie schon vorher die Idee auszuwandern?

J: Also ich bin...

A: Nö, nö!!

DR: Oder kam das erst mit 23?

A: Nö... In Polen, er war interessiert [an der Auswanderung]. In Polen war anderes Leben, (energisches) Ja! Und in Deutschland und Europa ist ganz anderes Leben, ja! Und zur Tante [Jureks Tante] fahren nach Deutschland, er war jung, hat die Chance und [fährt] nach Deutschland [um zu sehen]: Was ist andere Leben, ... ist gucken, was für Geld, was für Arbeit, erstes Geld [verdienen], hier bisschen arbeiten. Papiere [Vertriebenenausweis] bekommt er, ja, keine Probleme: drei Jahre, vier Jahre, Schluss. [Dorthin] Fahren, bisschen Deutsch lernen, und fahren nach Polen [zurück], ja.

DR: So war das geplant, das war die Idee?

A: Die Idee für mich: Ich war in der Zeit nicht interessiert! (lachend) Ich habe gesagt: Er fährt nach Deutschland, das ist für uns Schluss, ja, aber...

...

DR: Sie waren schon ein Paar zu dieser Zeit?

J: Ja.

A: Ja, aber...

J: Alina hat nicht so gewusst, gell. Ich habe gesagt, ich fahre nach Deutschland, und so fahre ich erst mal in April drei Wochen und dann bin ich später nach Polen wieder; die...Aufenthaltsgenehmigung oder so, und dann bin ich im August gekommen. Und dann bin ich schon seit August in Deutschland.

Alinas Unwille nach Deutschland zu gehen war enorm. Sie drohte damit, die Beziehung zu beenden, wenn Jurek seine Ankündigung wahr machte, nach Deutschland zu gehen. Aus ihrem Widerspruch ist offensichtlich nichts geworden. Sie hatte sich wohl einverstanden erklärt für wenige Jahre ein „anderes Leben“ kennenzulernen. Ihre Bedingung, die Rückkehr, wurde jedoch nicht eingelöst. Nach zehn Jahren sind sie immer noch in Deutschland. Jurek „übersetzt“ Alinas „dass ist Schluss für uns“ mit „Alina hat nicht so gewusst“. Er entemotionalisiert die rückblickende Bewertung, rhetorisch versachlicht er das Thema und positioniert sich als denjenigen, der in einer unklaren Situation tatkräftig eine anstehende Entscheidung herbeigeführt hat und lenkt damit vom latenten Vorwurf ab, Alinas Widerstand einfach ignoriert zu haben. Jurek hatte Alina gewissermaßen vor vollendete Tatsachen gestellt („Ich habe gesagt, ich fahre nach Deutschland, und so fahre ich erst mal“). Die Darstellung der Migration als geplanten *Lebensabschnitt* einerseits und andererseits die Darstellung des Hierbleibens als „Lauf der Dinge“ ist dann schließlich ein Eingeständnis der eigenen Ohnmächtigkeit vor allem Jureks, der seine Idee durchgesetzt hatte, im Glauben, das Leben steuern zu können. Was kraftvoll, voller Entscheidungskraft und Zuversicht und Drang nach Selbstbestimmung angefangen hat („ich wollte noch mal so ins Ausland fahren“) endet in einem Dilemma. Es scheint unausweichlich für immer in Deutschland bleiben zu müssen.

Diese Einsicht ist für Alina gleichbedeutend mit einer gewissen Resignation. Sie hatte Polonistik studiert und erwartete vom Leben etwas anderes als sich auf die Rolle der Hausfrau und Mutter zu beschränken. Bezeichnend dafür ist der Verlauf des zweiten Interviews. Aus einem unvorhergesehenen Grund war Jurek, mit dem ich dieses Mal als Hauptgesprächspartner rechnete, nicht zu Hause. Erfreut war Alina darüber nicht. Ich vermutete, dass sie Angst hatte, mich nicht richtig zu verstehen. Tatsächlich musste ihre Tochter, die

sich, solange diese Geduld hatte, mit am Interviewtisch zu sitzen, ihr einige Male übersetzen. Das Interview begann katastrophal; meine Fragen kamen nicht an, ich fand keinen Zugang. Alina fragte bei vielen Fragen mehrmals nach, um dann eine kurze, nichtssagende Antwort zu geben. Die Situation war unbehaglich. Ich vermutete, dass in erster Linie die Sprachprobleme Schuld hatten; gleichzeitig merkte ich auch, wie ich selbst unsicherer wurde und es nicht schaffte flexibel meine vorbereiteten Fragen verständlicher umzuformulieren oder angemessener zu gestalten.

Dann kam ich zu dieser Frage: „Was glaubst du, was wäre aus dir geworden, wenn du in Polen geblieben wärst?“ Mit dieser Frage wendete sich die Atmosphäre des Interviews. Hier hatte ich offenbar ein Thema angeschnitten, das Alina beschäftigt, zu dem sie etwas zu sagen hatte. Sie wusste viel und ausführlich zu erzählen, ungeachtet ihrer Sprachschwierigkeiten. Sie erzählte von ihrem Leben in Opole, dass ihr nach dem Studium eine Assistentenstelle angeboten worden war, vom Theater, von Konzerten und der Philharmonie. Sie schwärmte geradezu von den Vorzügen des Stadtlebens. In ihrem Lebensentwurf kam ihre Heimatort nur als Urlaubsziel vor:

A: Ich komme aus Morki, das ist ein Dorf, das ist für Urlaub [gut], das ist ein schönes Dorf und Kuszow ist eine schöne Stadt. Aber Opole, das ist eine große Stadt, mit ganz anderem Leben. Ja, in Oppeln. Leute treffen oder lesen oder studieren... die Arbeit in Institut, jeden Tag war ich im Theater; ab neun Uhr bis zehn, zwölf Uhr abends (lacht), dort ist intensives Leben, ja. Aber jetzt, Pause, Sitzen und vier [Wände anstarren].

Was sie glaubt, dass sie machen und sein würde, wenn sie in Polen geblieben wäre, beantwortet Alina damit, dass sie oft darüber nachdenkt. Ein wichtiges Thema demnach. Den Lebensentwurf, den sie dabei entwickelt ist ihrem wirklichen Leben entgegengesetzt:

A: Also, ich oft denken: Was mache [ich] in Polen, [wenn] ich nicht fahren nach Deutschland. Zum Beispiel, Hundertprozent ich [würde] noch arbeiten. ... und ich würde hundertprozentig in Opole bleiben. Jurek [sagt]: „Was machst du in Opole?“ (lacht). Die Wohnung mieten oder Wohnung kaufen oder ich weiß nicht. In Kuszow hat [er] Haus, die Eltern und [die] Werkstatt. [Er:] „ich habe Arbeit, die Werkstatt, [was machst du] alleine in Opole?“ [Darauf ich:] „Ah ja, das ist deine Problem“. Ich bleiben in Opole ... Ich will in Opole bleiben, ich will an der Universität bleiben, dort bleiben und weiter arbeiten.“

A: ... [wenn] ich in Polen leben [würde], ich habe nur eins, maximal zwei Kinder.

Alina hängt der alten Vorstellung nach: In Polen geblieben würde sie arbeiten, sie würde in einer große Stadt wohnen und das urbane Leben in Anspruch nehmen und keine vier Kinder haben.

Das Leben in Deutschland ist Alina zu einer Falle geworden. Nach ihrem Studium ist sie direkt hierher gekommen, um Hausfrau und Mutter in einem fremden Land zu werden. Sie

hat „ihr“ Leben aufgegeben und ist in eine Rolle gerutscht, die sie sich nicht ausgesucht hat.

A: 90 Prozent [habe ich] schon akzeptiert. Ich [bin früher sehr] oft nach Polen, jetzt ich fahre oft nach Polen und bleibe zu Besuch. Zwei Wochen maximal, [dann] ich bin zufrieden. Aber ich [will nicht mehr so lange dort bleiben]; ich [bin froh, wenn ich] fahre zurück nach Deutschland. Früher war [das] nicht [so], früher, war man zufrieden: ach ich fahre [nach] Polen und ich denke nicht an Deutschland. Aber jetzt, bin ich zufrieden [zurückzu-] fahren nach Deutschland.(lacht) Ich weiß nicht warum: Das ist emotional; das ist auch schwer zu erzählen, warum; aber zwei Wochen bleiben in Polen, [da bin ich] zufrieden.

Damit drückt sie aus, dass sie sich mit diesem Leben abgefunden hat, nicht dass sie sich darin wohlfühlt. Polen ist kein Refugium mehr, das als solches unbegrenzt funktioniert; das heißt aber nicht, dass Deutschland zwischenzeitlich angenehmer geworden ist. Es klingt eher nach Resignation oder Rückzug. Genauso mühselig wie das Interview bis zum Wendepunkt war, scheint sie ihr Leben zu empfinden.

Voller Selbstsicherheit hatte Jurek zielstrebig seine „Aussiedlung“ durchgezogen. Er ist alleine nach Deutschland gekommen und hat seine jugendliche Abenteuerlust ausgelebt. Das primäre („offizielle“) Ziel, gewissermaßen das rationale Argument, war, in Deutschland ordentlich Geld zu verdienen. Die Gründung eines Hausstandes und besonders auch die Gründung einer Familie zogen nach sich, dass das in Deutschland sicher leichter verdiente Geld auch schneller ausgegeben werden musste als in Polen. Als Alina Mutter wurde, war es für sie schwierig, Außenkontakte aufzubauen. Ihren einzigen Außenkontakt, den Deutschkurs, gab sie auf als sie schwanger wurde. Angesichts der antizipierten Rückkehr war es nicht so dringlich, gut Deutsch zu sprechen. Die sozialen Kontakte von Alina nach außen sind nach wie vor rar – für Jurek, der jeden Tag das Haus verlässt – stellt sich die Situation anders dar. Alinas Beziehungen überschreiten kaum die Grenzen der Oberflächlichkeit. Die Familie geht zwar regelmäßig in ihrem Wohnort zur Kirche und Alina sagt, dass ihr viele Gesichter vertraut seien, aber nachdrücklich und wiederholt weist sie darauf hin, dass die Gespräche eigentlich nicht über *small talk* hinausgehen, dass die Kontakte also unverbindlich bleiben. Beispielhaft beschreibt sie eine Situation :

A: Ja so „Hallo“ und „Wie geht's“, ganz kurz, fünf Minuten, ganz kurz [sprechen die] deutsche Leute. Wie es den Kindern geht, ganz kurz [eben].
Tochter: Wir sagen immer „Hallo“, und dann gehen wir weiter.

Auch bei polnischen Gottesdiensten in Mainz, zu denen die Familie früher öfter gefahren ist und dem Polnischunterricht der Katholischen Mission (für die älteste Tochter) gehen die sozialen Kontakte und Begegnungen, die sich im Umfeld ergeben, kaum über ein ausführlicheres „Hallo“ hinaus, wengleich es Alina schätzt, dort Leute kennenzulernen.

Während die Kinder Schule oder Kindergarten besuchen, sitzen die Eltern zusammen und trinken Kaffee:

A: Viele Leute kommen zu Mission auch ohne Kinder, Alte auch, aber das ist schön, das ist gut, viele neue Leute [kann man da kennenlernen].“

DR: Also, da wird auch mehr gesprochen? Worüber geht's bei diesen Treffen? Sind das persönliche Gespräche oder sind das nur so Gespräche übers Wetter?

A: Ja, ja, das ist nicht anders. Wenn wir gute Bekannte zum Beispiel treffen, ja, das ist hier, zu Hause, das ist gut, anderes Sprechen, das ist über Probleme, aber normal, das ist – wie deutsche Leute (lacht) – wie es ihnen geht, was ist in Polen, was ist Neues, und...alles... alles und nichts.

Bemerkenswert ist hierbei, dass „über alles und nichts“ zu sprechen für Alina typisch deutsch ist. Die Polen, die das machen, sprechen „wie deutsche Leute“.

Alina beurteilt selbst nachmittägliche Treffen mit einer Polin, die im gleichen Ort wohnt, zurückhaltend.

A: Zum Beispiel gestern war meine Freundin, meine Bekannte; große Wort ‚Freundin‘, Bekannte, die auch in Bischofsheim wohnt, wir machten Frühstück zusammen (lacht). Alleine – sie und ich.

Es handelt sich bei dieser Bekannten um eine ihrer wenigen Bezugspersonen. Der Hinweis, dass „Freundin“ ein zu großes Wort selbst für diese Bekannte sei, spricht eine deutliche Sprache darüber, wie Alina ihre allgemeine Situation beurteilt.

In Deutschland hat Alina keine eigenen sozialen Netzwerke aufgebaut. Eine intensive soziale Einbindung war wegen der geplanten Rückkehr kein vordringliches Ziel. Die Kontaktarmut konnte zeitlich begrenzt gedacht werden. Naheliegender als solche Kontakte aufzubauen und Deutsch zu lernen war, die soziale Umgebung in der Heimat aufrechtzuerhalten. Als sie Kinder bekam, war diese Rückbindung die einzige Quelle der Unterstützung. Der Bezug zu Polen blieb wichtig. Folgerichtig pendelte die Familie oft zwischen Polen und Deutschland. Dieses Pendeln bedeutete aber gleichzeitig, dass eine Einbindung in gesellschaftliche Zusammenhänge, ein „Fußfassen“ in Deutschland umso schwieriger wurde. In Deutschland war Alina nur auf ihren eigenen Haushalt verwiesen, in dem sie erst drückende Langeweile erlebte, der inzwischen aber mit vier Kindern ihre ganze Zeit ausfüllt und ihre ganze Kraft beansprucht. Sie verfügt nicht einmal über Zeit zum Lesen. Auch die langen Autofahrten nach Polen wurden immer schwieriger. Die regelmäßigen Polenaufenthalte, eine logische Folge der Rückkehrproption, wurden logistisch immer schwieriger, weil die Kinder in Schule und Kindergarten zeitliche Verpflichtungen haben. Immer dringender wird auch die Frage, was für die Kinder gut ist. Die starke Bindung an die Heimat erweist sich nach zehn Jahren als Falle. Während die soziale Einbindung in Deutschland fehlt, wird das ständige Pendeln zu einer zermürenden Belastung.

J: ... und früher haben wir noch mal so gelebt.

DR: Wie, so gelebt?

J: Halb in Polen und halb in Deutschland, weil die waren...

A (ins Wort fallend): Ja, in Deutschland, das ist nicht normal [...], also zum Beispiel, ich weiß nicht, wie das in andere Familien ist, ja, aber ich weiß, dass unsere Familie, die denkt halb deutsch, halb polnisch.

[...]

A: Aber das ist unsere Leben: ein Fuß hier und ein Fuß in Polen; für uns das ist schwerer, das ist schwere Leben,...

DR: Sie wissen nicht genau, wo Sie hinwollen?

A: Ja, ja, das ist schwer, die Kinder auch, letzte Mal, sie, die Angelika [älteste Tochter] hat gesagt: Mami, ich bin Deutsche oder ich bin bunt. mh, *obcokrajowiec*.

J: Ausländer.

A: [Meine Tochter fragt:] „Ich lebe hier, bin geboren hier, ich bin deutsch oder Ausländer?“ [Da habe ich gesagt:] „Ah ja, Angelika, du bist Deutsche und du bist die polnisch“ (lacht).“

J: So sieht das aus.

A: [Zur Tochter sage ich:] „100 Prozent bist du nicht deutsch, geboren in Deutschland, aber deine Blut, das ist polnisch, und ich habe Familie in Polen und hast du auch Papiere, polnische Papiere.“ Und ich stehe zu polnisch [zum Polnischsein] und ich lehre und erziehe viel über Polen, ich fahre [mit den Kindern] nach Polen, nach Kraków, gucken, was das ist. [Ihren Kinder will sie Polen zeigen], „Hier war die Hauptstadt, jetzt ist Warschau“ und [über] die Geschichte auch bisschen; sind bisschen zu klein, aber bisschen, bisschen müssen sie lernen.

Alina bringt das Dilemma auf den Punkt: die Familie denkt halb deutsch, halb polnisch, ein Fuß hier, ein Fuß da. Der Grund dafür ist, je länger die Rückkehr nicht realisiert wurde, umso mehr verfestigte sich das Übergangsstadium zum Dauerzustand. Die Familie hat in den vergangenen Jahren nicht darauf hingearbeitet, sich in Deutschland einzurichten. Das „schwere Leben“ mit „einem Fuß hier und einem Fuß in Polen“ drängt immer mehr zu einer bitteren Entscheidung. Entweder muss sich die Familie endgültig von der Rückkehroption verabschieden oder sie muss radikal mit Deutschland brechen. Das ist deswegen so schwierig, weil sich die Kinder hier sozialisieren. Am Anfang war die Gründung der Familie – angesichts der absehbaren Rückkehr – wichtiger als Integrations Schritte zu unternehmen. Genau die damals gesetzten Prioritäten erschweren jetzt die Rückkehr. Schließlich ist es für die Kinder längst nicht so selbstverständlich, dass sie zu Polen gehören. Die älteste Tochter hat bereits angedeutet dass sie nicht die ganzen Sommerferien nur bei ihren Großeltern verbringen will, sondern auch mit ihren Freunden. Die Kinder fragen Alina nach ihrer nationalen Identität („bin ich Deutsche oder Ausländer“). In Alinas Wiedergabe stellte sich ihnen nicht die Frage, ob sie Deutsche oder Polen seien, sondern ob sie Deutsche oder Ausländer sind. Deutsch zu sein scheint ihnen näher zu liegen, obwohl die ganze Familie zu Hause nur Polnisch spricht. Jeden Samstag fährt Alina ihre beiden älteren Kinder zum Polnischunterricht der Katholischen Polnischen Mission in Mainz. Alina bemüht sich durch die Vermittlung von geschichtlichem Wissen in den Kindern eine polnische Identität zu stiften. Aber ihre eklektische Wissensvermittlung kommt gegen die

Sozialisation in Schule, Sportverein und Freundeskreis nicht an. Die Verantwortung für die Kinder spielt eine herausragende Rolle bei der Entscheidung über eine Rückkehr. Die Entscheidung betrifft, wie Alina feststellt, heute sechs Köpfe:

A: Früher waren die Leute [wir] jünger, [...] Ich war allein, er war allein. Das ist kein Problem, ob er geht oder nicht. [Es war] egal, wo er wohnt, aber jetzt mit den Kinder [sieht das anders aus]; von Kinder wegen denke [ich], ist besser, bleiben hier – oder [ist es doch besser] in Polen? ... *War* denken von einem Kopf, *ist* denken von sechs Köpfen... Zehn Jahre älter [sind wir] schon ...

Gerade in der Thematisierung dessen, was einer nicht sein will, steckt oft ein Schlüssel zum Verständnis. Von sich aus kommt Jurek darauf zu sprechen, dass er kein Gastarbeiter ist.

J: Also, wir sind noch mal gekommen, nicht so als Gastarbeiter oder sowas; das hat dieses Land früher viel gemacht, die haben die Leute auch von Spanien geholt oder so, so aus Italien. Wir sind gekommen als die Spätaussiedler.

Obwohl Alina wie Jurek angeben als Polen aufgewachsen zu sein, definiert sich Jurek hier als Spätaussiedler. Ich vermute, dass Jurek nicht den Gegensatz „Aussiedler versus Polen“ im Kopf hat. Offenbar ist es ihm als wichtig, dass er kein Gastarbeiter ist. Gegenüber dieser Gruppe will er sich abgrenzen. Es gibt tatsächlich einige Rahmendaten, die ihn in die Nähe dieser Gruppe bringen. Sein ursprüngliches Ziel war die temporäre Arbeitsaufnahme in Deutschland. Ich würde ihn insgesamt als typischen Arbeitsmigranten bezeichnen; bei allen übrigen vorgestellten Migranten steht das Motiv, in Deutschland arbeiten zu wollen, nicht im Vordergrund. Wie viele, die als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen sind, wollten die beiden nicht in Deutschland bleiben und sind schließlich doch hier geblieben. Die Analogie zum Grunddilemma der „Migranten aus Subay“ (Schiffauer 1991 über türkische Arbeitsmigranten) ist unübersehbar: Ein „Feld innerer Widersprüche“ zwingt die Migranten nahezu, das zu tun, was sie eigentlich nicht wollten: in Deutschland zu bleiben.

Wenn sich nämlich die Zeit in der Fremde, die als Ausnahmesituation ausgegrenzt wurde, allzu sehr ausdehnt, wenn aus der Migration ein ‚dauerhaftes Provisorium‘ wird, dann treten Mittel und Ziel der Migration immer mehr in Widerspruch zueinander. Die Lebensphase in Deutschland wird sich zunehmend als eine Abfolge von Dilemmata darstellen (Schiffauer 1991:169).

Anfänglich waren die Migranten aus Subay von ihrer eigenen Kraft überzeugt, davon, dass sie selbst ihr Leben gestalten können. Schiffauer glaubt, dass der folgende Satz eines Subayers repräsentativ für das am Anfang der Migration verbreitete Gefühl der Machbarkeit sei: „Also derjenige, der Geld verdient und damit umgehen kann, hat hier alle Möglichkeiten“ (Schiffauer 1991:164). Diese Idee hat wohl auch Jurek getrieben, als er ohne den Hauch eines Zweifels, ob er denn das Richtige tut, nach Deutschland gegangen

ist. „Da hab *ich* gedacht, fahr *ich* noch mal“. Er lässt keinen Zweifel daran, dass er das Subjekt dieser Entscheidung war, noch deutlicher in diesem Satz: „*Ich* habe gesagt, *ich* fahre nach Deutschland, und so fahre *ich* erst mal im April drei Wochen.“ Heute fühlt sich Jurek nicht mehr als das starke Subjekt seiner Situation, nicht er, sondern der „Lauf der Geschichte“ ist dafür verantwortlich: „so ist das halt“ (s.oben).

Die Subayer bewerten die Zeit in Deutschland als verlorene Zeit: „Als ich kam war ich 25, jetzt bin ich 31. Die Zeit dazwischen ist verloren“ (Schiffauer 1991:167). Auch Alina stellt die Zeitrelation her; es klingt an, dass der jugendliche Mangel an Weitsichtigkeit der Grund dafür war, die eigenen Möglichkeiten zu überschätzen:

A: ... Das war ein Monat in Deutschland, ich bin zufrieden, alles ist neu hier, aber besuchen wär gut, aber nicht leben. Leben ist ganz andere hier. Alles war zu schnell, zu schnell, zu schnell. Ich denken, das ist paar Mal, ja, ich habe schade, schade für nicht genau denkt, was macht in Deutschland, warum fahren nach Deutschland, waren jung und... (lacht). Aber jetzt ist...

und an einer anderen Stelle sagt sie: „...schade, dass nicht gedacht bis Ende.“

Ebenso wie die Arbeitsmigranten aus der Türkei teilen sie wenig (konjunktiven, verbindenden) Erfahrungsraum mit der deutschen Gesellschaft. Alina hat entsprechend nicht die Erwartung, dass sie unter Deutschen gute Freunde findet, mit denen sie „Probleme besprechen“ könnte (so wie sie oben *small talk* von freundschaftlicher Beziehung abgrenzt). Sie beklagt sich nicht darüber, dass sie keine deutschen Freunde hat; sie gehört hier einfach nicht wirklich dazu. Das ist für sie selbstverständlich.

A: Viele [deutsche] Frauen hier [sagen], brauchst du Hilfe, brauchst du die Sache von Kindern. Für mich sind die Leute ganz nett; [...] in Polen, ich sehe die Leute aus Russland, ich sehe, [dass] die Leute [ein] schweres Leben in Polen [haben].

Sie ist eine Fremde in diesem Land und als Fremde fühlt sie sich gut behandelt. Für bemerkenswert halte ich in diesem Zusammenhang ihre Feststellung, dass es die Einwanderer aus Russland in Polen schwieriger hätten. Dadurch, dass sie keine Erwartungen an Deutsche hat, ist sie nicht von deren Verhalten enttäuscht; das ermöglicht ihr einen distanzierten und emotionsfreien Blick. Das „korrekte Verhalten“ hat auch Patrycja festgestellt. Sie hatte aber Erwartungen an ihre Umgebung, die nicht erfüllt wurden. Sie war alleine gekommen und suchte Anschluss; Alina gründete dagegen eine Familie. Patrycijas Vergleichspunkt war ihre Herkunftsgruppe, ihre Schulkollegen; denen gegenüber erlebte sie die Deutschen als kalt und langweilig. Folgerichtig fiel ihr damaliges Urteil über die Deutschen anders aus. Alina und Patrycja positionieren sich völlig unterschiedlich innerhalb der deutschen Gesellschaft. Deswegen beurteilen sie die gleichen Beobachtungen und Erfahrungen unterschiedlich. Kritischer betrachtet Alina das Verhalten ihrer

Landsleute. Diese beurteilt sie nicht nur, wie sie ihr äußerlich gegenübertreten, sondern auch wie ihre Einstellungen sind und besonders, wie diese ihr Polnischsein leben.

[Stark geglättete Passage] A: ... Ich weiß nicht, wieviel Prozent der Leute, aber viele Leute, polnische Leute, die wohnen hier und sie sprechen wenig deutsch. Das sind viele Leute, die denken, dass sie polnisch sind, aber öffentlich wollen sie Deutsche sein, aber Zuhause, wenn Bekannte kommen, dann ist das eine polnische Familie. Viele Leute sprechen Zuhause nur deutsch, Kinder auch nur deutsch, die können kein Polnisch. Aber viele, viele, die ich kenne, die fahren viel nach Polen. Aber in Deutschland behaupten sie: „nein ich spreche nicht polnisch, ich bin Deutsche“, ich habe ein paar Mal gesagt: Wenn du nach Polen fährst, bist du keine Deutsche, (emphatisch:) sonst würdest du nach Italien in den Urlaub fahren. Das ist doch komisch. Deine Familie ist polnisch, aber du willst Deutsche sein. Für mich ist das komisch, ja! Wenn ich in Deutschland Deutsche bin und meine Kinder nicht Polnisch sprechen, später die Kinder kriegen Probleme, z.B. wenn sie zur Oma fahren, die Oma versteht kein Deutsch und die Kinder kein Polnisch. Und alles ist durcheinander.

An Deutsche hat Alina keine „Ansprüche“, an diejenigen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden wie sie selbst schon. In Interaktionen mit diesen erwartet sie – im Unterschied zu Deutschen – dass ihr eigenes Lebenskonzept bestätigt wird. Jede Nichtbestätigung ist dann gleichzeitig ein Infragestellen ihres eigenen Konzeptes.

Genau wie Schiffauers Migranten bewerten Alina und Jurek ihre Entscheidung nach Deutschland gegangen zu sein mit dem jugendlichem Mangel an Weitsichtigkeit und Überschätzung der eigene Möglichkeiten.

3.6 Roman

Roman hat mit seiner Migration keine vorgegebenen Bahnen verlassen; die Migration stellt keinen konzeptionellen Bruch seines Lebensentwurfes dar. Roman lebt in einer Art Parallel-Welt, die mit der deutschen Gesellschaft kaum mehr als die Umwelt teilt.

Die Firma, für die ich als Schreiner jobbe, arbeitet seit Jahren eng mit einer Offenbacher Schreinerei zusammen. Als ich dort von meinem Projekt erzählte, schlug mir ein Kollege vor, ich könne doch auch Roman von jener Offenbacher Schreinerei fragen; der wäre auch Pole. Ich rief bei ihm an und bekam prompt eine Zusage; wir vereinbarten einen Termin für vier Tage später.

Roman ist, ähnlich Edytka, auf einem Bauernhof in der Nähe von Opole aufgewachsen. Er ist 1989 im Alter von 22 als Aussiedler, auf offiziellem Weg, nach Deutschland gekommen. Er passt am ehesten in das Bild eines Deutschstämmigen, eines Aussiedlers. Roman ist Schreiner und in Offenbach beschäftigt. Zusammen mit seiner Frau und seinem dreijäh-

rigen Sohn bewohnt er eine Wohnung in einer gepflegten Hochhausanlage in einer Offenbacher Vorstadt. Die Übersiedlung nach Deutschland war für ihn schon früh eine realistische und vorstellbare Option; er folgte damit einer Familientradition und schloss sich damit auch der Mehrheit seiner sieben Klassenkameraden an, von denen nach Romans Angaben fünf nach Deutschland gegangen sind. Bereits vor ca. 30 Jahren ist ein Onkel (Mutterbruder) nach Deutschland ausgewandert. Inzwischen leben viele Familienmitglieder (Onkel, Tanten) in Deutschland, auch zwei seiner drei Geschwister leben hier; sein jüngster Bruder hat den elterlichen Hof übernommen und bessert hin und wieder sein Einkommen in „Romans“ Schreinerei auf. Nach seinem Militärdienst hatte die Inflation Romans mühsam angespartes Geld aufgefressen, was die Auswanderungsoption begünstigte. Auf Einladung eines Onkels kam Roman 1988 ein erstes Mal nach Deutschland. Im Jahr darauf war er sich, wie er sagt, zu 99 Prozent sicher, dass er von seinem erneuten Besuch nicht nach Polen zurückkehren würde. Er ging den regulären Aussiedler-Weg über Friedland und begann in Korbach einen Deutschkurs, den er nach einem halben Jahr zugunsten einer Arbeitsstelle aufgab. Diese hatte er mit Hilfe von Verwandten gefunden, bei denen er auch zunächst auch wohnen konnte. Bis hierher ähnelt seine Geschichte Jureks. Nach drei Monaten gab er seinen ersten Job wegen Unterbezahlung auf und wechselte zu jenem Betrieb, für den er bis heute arbeitet. Zwei Jahre nach seiner Übersiedlung kam seine jetzige Frau, auch eine Deutschstämmige, wie er betont, mit nach Deutschland.

Die Wohnung ist penibel aufgeräumt, alle Zimmer sind mit grauem Teppichboden belegt; darauf liegen einige kleine bunte Teppiche; an der weißen Raufasertapete hängen nur wenige Bilder; im Wohnzimmer steht außer einer kleinen Sitzgruppe nur eine nicht aufdringlich wirkende, aber kantige und dunkel Schrank-Vitrinen-Kombination. Darauf steht ein Hochzeitsbild in einem verschnörkelten Silberrahmen und ein Familienportrait vom Profi (Studioaufnahme).

Roman trägt Lederpantoffeln, wie ich sie aus Polen kenne. Er nimmt mir den Mantel ab und hängt ihn auf einem Bügel in die Garderobe. Seine Frau tritt aus dem Schlafzimmer und stellt sich kurz vor. Roman *outet* sich als abendlicher Caro-Kaffee-Trinker. Ich sage, ich würde gelegentlich „Inka“ – ein polnisches Kaffeesurrogat – trinken. Verunsichert ob ihrer Haushalts-Kompetenz fragt Romans Frau, ob das nicht das Gleiche sei. „Schon ungefähr“, antworte ich, „das eine ist eben ein deutsches, das andere ein polnisches Produkt“. Damit war sie zufrieden: „Ah, ich dachte schon“. Sie brachte uns Caro-Kaffee und Schoko-Pralinen, dann verschwand sie für den ganzen Abend. Auch als mir Roman nach dem Interview die Wohnung zeigte – das war seine Idee – sah ich sie nicht mehr. Roman

fuhr mich mit dem Auto zur Bushaltestelle – es war dunkel und es regnete – und er ließ mich im Auto auf den Bus warten.

Wir plauderten zunächst über unser „hartes Schreinerdasein“, bevor ich zum Interview überleitete.

- DR: Der Anfang ist immer etwas schwierig, weil ich selbst kein geübter Ethnograph bin.
R: Also du wirst jetzt fragen?
DR: Also, heute geht es um deine Lebensgeschichte und vielleicht fangen wir damit an, was bist du, was machst du hier, wie würdest du dich vorstellen?
R: Als Bürger?
DR: Als Mensch, als Bürger, was arbeitest du zum Beispiel?
R: Also, ich habe gelernt als Schreiner. Und im Handwerk soweit so gut. Jetzt mach ich ein bisschen Schule, Sprachkurs. Das sollte damals ein Jahr dauern, hat nach einem halben Jahr abgebrochen...
DR: Was war das für ein Kurs?
R: Äh...so...Sprachkurs war das.
DR: Wer hat den angeboten?
R: Arbeitsamt. Das war vom Arbeitsamt, alles war so wie Schule war, dann zum Ende sollte das dann auch so ein bisschen mit Praktikum verbunden sein und so weiter; und da war bei mir schon die Frage,...auch weil ich hier alleine war, ohne Eltern ohne gar nichts ...
DR: Das war Vollzeitschule?
R: Das waren acht Stunden. Also acht mal 45 Minuten.
DR: Und wann war das?
R: Genauer Jahrgang? 89. Das war bis Mai 90. Da war die Schule dann. Und dann ab Mai 90, dann war ich in Korbach [Sprachschule], bei Kassel.

Das Gespräch mit Roman war mein erstes Interview. Der Einstieg ist ein wenig holprig und wirkt ungeübt. Meine eigene Unsicherheit will ich dadurch überwinden, dass ich sie ausspreche („Ich bin kein geübter Ethnograph“). Roman ist auch kein Redekünstler, mein Einstieg verunsichert ihn eher. Einer Frage folgt eine knappe Antwort. Wir tasten uns langsam voran. Roman hat seine Migrationsgeschichte nicht schon etliche Male nacherzählt – so wie ich das bei Patrycja vermute. Im Vergleich der beiden wird deutlich, wie perfekt Patrycijas Selbstdarstellung ist. Roman greift nicht auf ein vorgefertigtes Repertoire reflektierter Selbstthematisierung zurück. Er konstruiert seine Geschichte beim Erzählen. Dabei verweist eine seiner Äußerungen besonders auf einen strukturellen Zusammenhang: er sagt, dass er alleine – ohne Eltern – in Deutschland war. Das konkrete Problem bleibt ungenannt, aber seine familiäre Eingebundenheit hat ihm offenbar gefehlt. Darauf deuten, wie ich zeigen werde, noch andere Interviewstellen hin.

Ich bin zu Roman gekommen, um mit einem Polen ein Interview zu führen. In dem Umfeld aus dem ich ihn kenne, gilt er unzweideutig als Pole. Wie sich im Laufe des Interviews herausstellt, möchte sich Roman aber als Deutscher verstanden wissen. Zuvor ergab sich im Gespräch, dass vor ihm noch kein *Pole* bei „seiner“ Schreinerei beschäftigt war. Als ich die Frage stelle, ob er der erste *Pole* dort gewesen sei, greift er nicht

protestierend ein, um klarzustellen, dass er gar kein Pole ist. Er antwortete nur, dass es keine Probleme gab.

DR: Du warst da der erste Pole? Und wie war das so mit den Leuten?

R: War sehr gut, also sehr gut, ein Italiener hat da gearbeitet, ein älterer Mann war das. Und das war's dann; der Rest waren nur Deutsche. Ach doch, einer aus Palästina oder so, so ein kleiner Kerl, aber der war auch schon lange in Deutschland, schon in Deutschland geboren oder so was. Und äh, aus Polen war keiner da.

Roman sprach überhaupt kein Deutsch als er hierher kam. Von seinen Eltern sagt er, sie könnten beide perfekt Deutsch; das begründet er aber nicht damit, dass sie Deutsche wären, sondern durch ihren Schulbesuch: „War'n in deutscher Schule“. Das ist auch ein Hinweis darauf, dass es keine durchgängige deutsche Identität in der Familie gegeben hat, sonst hätten die Eltern Wert darauf gelegt, dass ihre Kinder wenigstens etwas Deutsch lernen.

Auf meine Frage, ob denn nur Deutschland als Ausreiseziel in Frage gekommen wäre, gibt Roman nicht etwa an: „als Deutsche unter Deutschen leben zu wollen“ (s. Exkurs I), sondern begründet es pragmatisch:

R: Am Anfang [bekam ich] auch ein bisschen Unterstützung von meiner weiteren Familie, die [schon] hier war. Am Anfang hatten sie mir bisschen Rat gegeben.

Erst als ich ihn direkt nach seinem offiziellen Status frage, gibt Roman an, Deutscher zu sein. Er nennt nicht den Statustitel, die offizielle Bezeichnung – Aussiedler –, der ihn von Ausländern abgrenzt. Edytka dagegen bezeichnet sich nicht als Deutsche, sondern nennt ihren Statustitel „Aussiedlerin“; sie hatte vor dem Interview Zweifel geäußert, ob sie als Aussiedlerin überhaupt von Interesse für mich sei – ich suchte schließlich nach Polen. Roman erklärt, dass seine Mutter und ihre Geschwister in Deutschland geboren sind, seine Mutter ist 1944 geboren, als Opole noch Oppeln und deutsch war; sie haben eine deutsche Geburtsurkunde. Mit Nachdruck weist er auf die direkte deutsche Abstammung hin:

R: ... Auf alle Fälle, das war direkt, das war nicht über weitere Verwandtschaft, sondern war direkt über mütterliche...Familienverhältnis, das heißt: Abstammung! Direkte!

Auch bei Roman tut sich ein gewisser Widerspruch auf. Was für sein Selbstverständnis von zentraler Bedeutung ist, nämlich Deutscher zu sein, scheint nach außen hin kaum eine Rolle zu spielen. Er hat wenig dafür getan, von seiner Umwelt nicht als Pole, sondern als Deutscher wahrgenommen zu werden. Zwar könnte er kaum verbergen, dass Deutsch nicht seine Muttersprache ist, aber er könnte seine Umwelt darüber informieren, dass er sich als Deutscher versteht. Als die Frage ausgesprochen war, besteht Roman nachdrücklich darauf, kein Pole zu sein. Zusammenfassend kann man feststellen, dass es ihm nach außen hin nicht wichtig ist als Deutscher wahrgenommen zu werden; für sein Selbstverständnis

offenbar um so mehr. Aus Polen hat er eine schlesische Identität mitgebracht, die sich mit der deutschen vereinbaren lässt.

DR: Und wenn du gefragt wirst, wo du herkommst, sagst du „Ich bin Deutscher“ oder sagst du „Ich bin Pole“?

R: Ich bin Deutscher.

DR: Also, in deinem Herz schlägt auch keine polnische Seele?

R: Nein, also wenn ich sag, ich komm aus Polen, dann sag ich, ich komme aus Schlesien.

Zu meiner Überraschung scheint er nichts von einem Spannungsverhältnis zwischen Deutschen und Polen zu wissen. Schlesiertreffen und Oppelner Treffen begrenzt er jedenfalls nicht auf Deutschstämmige:

DR: Sind das dann nur Leute, die deutschstämmig sind, oder kommen da auch andere Leute, also...

R: Also, das weiß ich jetzt nicht, ich glaube, auch andere. Das kann ich mir vorstellen, das weiß ich nicht genau, aber ich schätze schon.

Wenig später expliziert er seine Unkenntnis:

DR: Da gibt es ja immer mal Spannungen, weniger auf politischer Ebene, aber eher so Vertriebenenverbände gegen die [jetzigen] Einwohner von...

R: Sowas, davon weiß ich eigentlich nichts. Ich kriege eigentlich wenig mit. ... mehr von den Nachrichten, so politische Sachen. So wie letztes Mal, einige Leute haben wieder mal gestreikt und polnische Bauern oder sowas, das Schuld war da auch – hier waren viele Fleischprodukte oder sowas – von Deutschland oder aus anderen Ländern nach Polen [importiert worden], da ist [dort] auch alles billig geworden. Das habe ich zum Beispiel mitgekriegt oder..

DR: War da dein Bruder auch beteiligt?

R: Mh...(langes) ja. Ach so, der wurde, ich glaube er hat Schnee mit dazu geschüttet [es geht um eine Protestaktion: polnische Bauern haben mit Schnee eine Barrikade errichtet] oder sowas war da. [... früher] da hast du Geld gehabt und konntest du auch Geld [verdienen], sozusagen, da hattest du Schwierigkeiten, mit dem Geld was zu machen, was zu kriegen, [was] Gescheites, aber war das viel Geld. Aber jetzt kann man da kaum Neuinvestition machen oder sowas. Oder sagen: „Was habt Ihr jetzt gekauft, 'nen Traktor und so weiter“. Das wird nie bezahlt [werden], das ist bisschen runtergekommen. Okay, das ist keine Großbauerei, aber [es] ging.

Von Spannungen zwischen deutschen Schlesiern und polnischen Schlesiern weiß er angeblich nichts. Möglicherweise war das in seinem Herkunftsdorf tatsächlich kein Thema; jedenfalls klingt es insgesamt glaubwürdig. Er deutet auf einen anderen Konflikt hin, in dem er sich tendenziell auf die polnische Seite schlägt. Es geht dabei um Handelsbedingungen zwischen Deutschland, eigentlich der EU, und Polen. Der EU-Beitritt wird die polnische Landwirtschaft voraussichtlich drastisch umstrukturieren; das wirft seine Schatten voraus. Sein Bruder ist als Landwirt von diesem Konflikt betroffen; die Preise von einheimischen landwirtschaftlichen Produkten verfallen; dabei spielt es keine Rolle, ob er deutscher oder polnischer Landwirt ist. Deswegen hat er sich an der medienwirksamen Protestaktion beteiligt, auf die Roman vermutlich anspielt. Dieser Konflikt liegt

Roman näher als abstrakte Spannungsverhältnisse, die sein Leben augenscheinlich nicht berühren. Für seine Unkenntnis spricht auch, dass er keine deutsch-schlesischen „Kulturhelden“ kennt, die von bekennenden deutschen Schlesiern hochgehalten werden (Eichendorf vor allem; vgl. Stoheker²⁷ 1998). Die Frage ob er prominente Kulturvertreter seiner Heimat kenne, beantwortete er schlicht mit „Ne, eigentlich net.“

Roman folgte mit einer Auswanderung einer langen und als erfolgreich betrachteten Familientradition. Das lässt sich aus seinen Aussagen erst im Laufe des Gesprächs erkennen:

DR: Wie bist du dann damals auf die Idee gekommen, nach Deutschland zu Besuch zu fahren?

R: Da hatte eigentlich meine Mutter [eine] Einladung gekriegt, brauchte man damals noch, um [ein] Visum zu kriegen – und dann der [der Bruder seiner Mutter] hat mir versprochen, wenn ich will, also er hat mich gefragt, ob ich mitkommen, gucken [will], und ich habe gesagt: gerne.

An dieser Stelle klingt es so, als ob die Einladung des Onkels und Romans Idee, ihn zu besuchen in ursächlichem Zusammenhang stehen. Erst kam die Einladung, dann die Idee. Es klingt nach einem ganz besonderen Ereignis, etwa, als ob nach zig Jahren ein längst eingeschlafener Kontakt wiederbelebt wird. Dabei geht es bei dieser Einladung hauptsächlich darum, einer bestimmten bürokratischen Form gerecht zu werden, um aus Polen ausreisen zu können. Zu diesem Zeitpunkt lebten bereits mehrere Onkel und Tanten (alle mütterlicherseits) in Deutschland, von denen Roman (zum Teil wenigstens) später sagt, sie wären regelmäßig nach Polen gekommen. Roman hatte also die Auswanderungsmöglichkeit vor Augen. Als Roman mir erzählte, dass er mitkommt und gerne guckt, dachte ich eher daran, dass er sich Westdeutschland anschauen möchten oder begutachten will, wie seine Verwandten leben. Roman meinte aber höchstwahrscheinlich damit die Option der Auswanderung, wie die folgende Passage nahelegt:

DR: Ja also, wolltest du damals zum Gucken kommen, oder dachtest du daran, hier zu bleiben.

R: Eher zu gucken – erst Mal, da war ich grad achtzehn geworden, und da war ich noch zu jung oder so.

DR: Und im Hinterkopf?

R: Im Hinterkopf, vielleicht doch zu bleiben. Und beim zweiten Mal, ich war so 99 Prozent sicher, dass ich hier bleibe. Das war nicht irgendwie Entscheidung, dass meine Mutter hat so was gesagt; der war das alles egal. Meine Mutter hat da keinen Einfluss auf das gehabt. Schon zwoundzwanzig Jahre gerade geworden und da bin ich hierher gekommen. Und das war meine eigene Entscheidung. Zum Beispiel der Onkel, der älteste Onkel, der war Mal hier [in Polen] zu Besuch bei meiner Mutter für zwei Wochen. Er hat zum Beispiel gesagt "Was du machst, ist deine Sache, aber lieber früher als zu spät“. Dann wieder zurück zu

²⁷ Tina Stroheker hat als Schriftstellerin eine schlesische Stadt besucht und in ihrem Tagebuch, dem „Polnischen Journal“ (1998) dokumentiert, wie wichtig den deutschen Schlesiern „ihre“ Dichter sind, allein weil diese aus ihrer Region stammen.

fahren, um ein paar Sachen zu erledigen, [dann] hast du wieder dann halbes Jahr verloren. Da lernst du in der Zeit besser die Sprache oder so was.

In dieser Passage folgt auf die Beteuerung „das war meine eigene Entscheidung“ ein Beispiel, das diese Aussage belegen soll. Inhaltlich ordnet es die Entscheidung eher dem Bedeutungsrahmen der Familie zu. Ich wollte herausbekommen, ob bzw. ab wann Roman darüber nachdachte, nach Deutschland auszuwandern. Bis zu dieser Passage hätte auch die Interpretation Sinn gemacht, dass sich Roman während eines Familienbesuchs in Deutschland spontan entschieden hätte zu bleiben. Es stellte sich heraus, dass er bereits vor seinem Militärdienst einen Reisepass beantragt hatte – einen Reisepass gab es immer erst in Verbindung mit einer genehmigten Auslandsreise, die ihm damals verweigert wurde. Er gab an, erstmal „gucken“ zu wollen. Die Vermutung liegt nahe, dass es um ein Ausloten von Handlungsoptionen ging und nicht bloß um eine Besuchsreise. An der Passage fällt auf, dass er seine Mutter ins Spiel bringt. Weder hatte ich nach der Beeinflussung durch seine Mutter gefragt, noch legte der bisherige Interviewverlauf nahe, jedenfalls nicht offensichtlich, dass irgend jemand Druck auf ihn ausübte oder dass über ihn verfügt worden wäre. Erst im Nachhinein fällt mir auf, wie selbstverständlich er erzählt, mit seiner Mutter nach Deutschland gereist zu sein.

In dieser Passage wird plötzlich klar, wie sehr die Familie (d.h. die Mutterseite; Romans Vater kommt nicht ein einziges Mal im gesamten Interview vor) die Auswanderung unterstützt. Offensichtlich wurde darüber im Familienkreis gesprochen. Als ein bereits in Deutschland lebender Onkel zu Besuch war, drängte er Roman geradezu sich schnell und radikal für Deutschland zu entscheiden, keine Zeit zu verlieren. Offensichtlich spielt dabei auch der Diskurs um Entscheidungskraft, die seinem Alter entsprechen muss, eine Rolle; ob ein solches Argument ausgesprochen wurde oder ob Roman eine bestimmte Vorstellung internalisiert hatte, ist hier nebensächlich. Roman betont, dass er *schon* 22 Jahre alt war, als diese Entscheidung anstand. Im weiteren Verlauf fragte ich, was er einem Neffen von ihm, der ebenfalls im Alter von 22 überlegt auszuwandern, raten würde. Romans Antwort ist ein Appell an dessen altersbedingte Entscheidungskompetenz: „Er ist 22, [da würde ich zu ihm sagen:] ‚da musst du schon langsam wissen...‘“ Aus einer anderen Stelle geht hervor, dass sich Roman seiner Sache damals doch nicht so ganz sicher war. In der folgenden Passage klingt an, dass ihm die ganze Sache etwas zu schnell ging:

R: ... Und Reisepass, da brauchtest du auch so Antrag abzugeben. Und hast du sofort. Und dann läuft das dann, und dann denkst du, du bist noch zu jung.

Der Reisepass ist da – das bedeutet die Ausreise steht kurz bevor – und plötzlich fühlt sich Roman zu jung. Diese Darstellung entspricht dem Gefühl einer Überrumpelung. Auch im oben angeführten Zitat deutet eine Stelle auf Romans Zögern hin. Irgendwelche Sachen, die in Polen noch hätten erledigt werden müssen, scheinen Roman zum Zögern zu veran-

lassen. Diese Aussage legt er zwar seinem Onkel in den Mund, es ist aber anzunehmen, dass er konkrete Sachverhalte assoziiert. Jedenfalls bedurfte es noch Argumenten, um ihn zu überzeugen; schließlich folgt Roman dem Ratschlag seines Onkels; er macht sich dessen Ratschlag zu eigen und wandert auf dem schnellsten Weg aus. (Betrachtet man den Vorgang im Ganzen, rückt die Interpretation durchaus in den Bereich des Wahrscheinlichen, dass die Einfädelung der beiden Reisen durch die Mutter veranlasst wurde.)

Je stärker er beteuert, dass es seine ureigene Entscheidung war, um so deutlicher wird doch, wie groß der Einfluss der Familie darauf war. Auswanderung war schon vor seiner Geburt eine angesehene Handlungsstrategie in seiner Familie. Roman hat die in seiner Primärsozialisation angebotenen Sinnstrukturen angenommen und sich zu eigen gemacht. Er bewegt sich in der Migrationssituation immer noch in den vorgegebenen Strukturen. Er hat sich jener anerkennungsfähigen Vorgaben bedient, die ihm von seiner elterlichen Umgebung angeboten wurden. Damit steht er im Gegensatz zu Edytka, die aus einer strukturell ähnlichen Umgebung stammt (Landwirtschaft, Heimatdorf in der Nähe von Opole). Im Unterschied zu ihr hat Roman seine Wurzeln nicht problematisiert. Edytka hat die vorgegebene Ordnung als erdrückend erlebt und sich gegen sie gewehrt.

Ein weiteres Beispiel für die gegensätzliche Verarbeitung vorgegebener Strukturen zeigt sich im unterschiedlichen Verhältnis der beiden zur Kirche. Während für Edytka der Zwang, den die Kirche ausübt, im Vordergrund steht und Grund für ihren Kirchenaustritt war, hinterfragt Roman seine Zugehörigkeit nicht; genauso wenig sieht er sich als kritisches Mitglied. Roman erzählt auch von einer schlechten Erfahrungen mit der Kirche. Gerade dabei kommt seine grundsätzliche Haltung zur Kirche als Teil einer selbstverständlichen Ordnung zum Ausdruck. Ihm missfiel eine polnische Gemeinde in Offenbach, zu deren Gottesdiensten er seither nicht mehr geht. Der Priester sei ihm zu politisch gewesen; an Konkretes kann er sich nicht erinnern.

R: ...also auf jeden Fall, der [der Priester] hat da nur dieses – die Messe war einigermaßen okay, da war alles normal gelaufen, aber da gibt es in der Messe noch so einen Teil, wo wir ein eigenes Thema haben [Roman meint wahrscheinlich die Predigt], [...] ab und zu wird dann kleine Bemerkung gemacht, aber so etwas, aber das waren nur so politische Sachen; ich weiß gar nicht was das für Geschichte [war]. Das war auch kurz vor den Wahlen, dass da drüben in Polen Wahlen waren oder sowas und da war die ganze Zeit davon die Rede, was ist besser, was ist doch nicht besser; [...] also das hat mir nicht gefallen. Ich habe das dann gemerkt, dass das politisch war; viel zu politisch war das.

Diese Messe war ihm zu politisch; nicht die Kirche trifft seine Kritik, sondern den Priester. Ihn stört nicht die heimliche Macht der Kirche über das Leben der Menschen (wie Edytka); Seine Erfahrung mündet nicht in Fundamentalkritik; er kommt auch nicht auf die Idee sich innerhalb der Kirche zu engagieren; er sucht sich lediglich eine andere Gemeinde, die besser zu seiner Vorstellung von Kirche passt. Seine Kritik an politischer Einflussnahme ent-

spricht eher einer Vorstellung, nach der Kirche ein „natürlicher“ Bestandteil der Welt ist und weder in Frage gestellt wird, die sich im Gegenzug jedoch nicht in weltlichen Auseinandersetzungen auf eine Seite schlagen sollte. (Möglich, aber doch sehr spekulativ ist die Vermutung, dass der Priester die Ambivalenzen seiner Person – deutsch-polnisch-schlesisch – thematisiert haben könnte und von Roman als ungerechtfertigten Eingriff in seine Person verstanden wurde; vgl. die Äußerungen des Mainzer Priesters, die ich im Exkurs I referiere.) Dass für Roman die Kirche zum selbstverständlichen Bestandteil des Lebens und in erster Linie „normal“ ist, dokumentiert seine Antwort auf die direkte Frage nach seinem Verhältnis zur Kirche:

DR: Und wie steht's mit deinem Verhältnis zur Kirche?

R: [...] Das ist ganz normal.

DR: Was ist normal?

R: Aha, was heißt ganz normal? Also, nicht jeden, aber fast jeden Sonntag gehe ich zum [Gottesdienst].

Roman hat die ihm vorgegeben Bahnen nicht verlassen. Das unterscheidet ihn von allen anderen Migranten. Die Migration stellt (in dieser Hinsicht) keinen Bruch dar. Er folgte einer altbewährten Familientradition. Er führt das Großfamilienleben mit gegenseitiger, reziproker Unterstützung in einer duplizierten und nach Deutschland „verpflanzten“ Version bekannter Strukturen weiter – ein transformierter konjunktiver Erfahrungsraum. Seine Auswanderung wurde von der Familie ermöglicht, gefördert, wenn nicht sogar gefordert, unterstützt und begleitet. In Deutschland findet Privatleben im wesentlichen in dieser Großfamilie statt; über seine Arbeitszeit hinaus hat Roman wenig Kontakte zu seinen Arbeitskollegen. Sonntags trifft er sich in der Regel mit seinen Cousins, Cousinen, Onkel und Tanten; er nutzt die Kompetenzen seiner Verwandten und stellt seine eigenen diesem Verband zur Verfügung. Wochenenden verbringt er nicht selten auf privaten Baustellen bei seiner Verwandtschaft. (Die zuletzt genannten Informationen entstammen dem Gespräch vor allem nach dem eigentlichen Interview, als Roman mir seine Wohnung zeigte.)

4. Schlusskapitel:

4.1 Zur Rolle der polnischen Herkunft für das Selbstverständnis

Mit diesem resümierenden Kapitel schließe ich meine Ausführungen zur Forschungsfrage ab. Nacheinander werde ich die Bedeutung der Herkunft im Selbstverständnis der einzelnen Migranten aufzeigen. Zwei Aspekte, die nicht unbedingt miteinander korrelieren, sind dabei bedeutsam: einerseits die Thematisierung des eigenen Polnischseins, andererseits dessen Relevanz im alltäglichen Kontext. Ich beginne mit den Personen, die ihr Polnisch-

sein besonders herausgestellt haben und komme zu jenen, deren Herkunft in ihrem Alltag ganz deutlich handlungsrelevant ist.

(1) Es fällt auf, dass diejenigen, die von mir befragten Personen, die es als ein Prinzip betrachten, sich von einer polnischen Gruppierung fernzuhalten, ihr Polnischsein am offensten vertreten. Im alltäglichen Handeln von Lesław und Patrycja, auf die das Gesagte zutrifft, kommt ihr Polnischsein kaum zum Tragen. Beide legen keinen Wert auf polnischen Umgang; bei ihren polnischen Bekannten spielt der Aspekt „polnisch“ keine zentrale Rolle. Patrycja sagt, dass sie mit Leuten zusammen sein will, weil sie sich mit ihnen versteht und nicht, weil sie aus Polen kommen. Patrycja orientiert sich an Prinzipien, die sie selbst für typisch deutsch hält. Wenn Lesław über eine polnische Geheimloge nachsinnt, dann entdeckt er in seiner Herkunft eine Ressource, die er für seine Ziele einsetzt, die er sich erst in Deutschland zu eigen gemacht hat. In ihrem Alltag sind die beiden gerade nicht selbstverständlich polnisch. Deswegen fühlen sich diese beiden am meisten genötigt, ihr Polnischsein zu erklären. Polnischsein ist für beide dem Alltag enthoben. Erst in nicht alltäglichen Situationen wird es handlungsrelevant: bei Fragen der Staatsbürgerschaft oder wenn die Entscheidung ansteht – wie im Fall Lesławs – ob er sich mit einem Asylantrag gegen Polen entscheiden soll. Beiden ist das abstrakte Polnischsein wichtig; dafür setzen sie sich auch ein, wenn und wo sie es bedroht sehen.

Für Patrycja gehören Polenaufenthalte zur außernormale, zur „entrückten“ Zeit. Fast im Sinne Durkheims handelt es sich um eine sakrale Zeit, in der man sich seiner Grundlagen gemeinschaftlich versichert. Das Sakrale ist nach Durkheim jene Praxis, die vom Alltag abgehoben ist (Bocock 1992:243f) und dazu dient sich den kollektiven Zugehörigkeiten zu versichern sowie Kraft für die Zeit ohne Gruppengefühl zu sammeln (Bocock 1992:238ff). Durkheim erläutert seine Vorstellungen am Beispiel australischer Aborigines, die die meiste Zeit des Jahres verstreut in kleinen Gruppen verbringen und bei wenigen Treffen durch das Gruppenerlebnis ihren Glauben und damit ihre Zusammengehörigkeit geradezu aufladen (Durkheim 1981). Ähnlich spricht Patrycja davon, in Polen aufzutanken, sich sozusagen mit Energie für ihr normales Leben zu versorgen.

(2) Nahezu umgekehrt gestaltet sich das Verhältnis zum Polnischsein bei Leszek. Ohne weitergehend darüber nachzudenken – ganz selbstverständlich – sucht er immer wieder Kontakt zu einem polnischen Umfeld. In Berlin hatte er sich gewissermaßen einer polnischen Nachbarschaft angeschlossen. Der Bekanntenkreis, der sich daraus entwickelte, war lange Zeit sein zentraler Orientierungspunkt. Auch in Frankfurt sucht er – wie ich denke, ohne groß darüber nachzudenken – in polnischen Kreisen nach gesellschaftlichem Anschluss. Zwar gibt er einen praktischen Grund dafür an, nämlich dass er nach Bridge-Spielern unter Polen suchte, weil viele Polen Bridge spielten; ich halte diesen Grund allerdings für nachgeordnet. Schließlich hat er keine Bridge-Spieler gefunden und sich stattdessen einem polnischen „Club“ angeschlossen. Wie dieser scheinbare Sinneswandel belegt,

ging es bei der Suche nach Bridge-Spielern nicht primär um das Kartenspiel, sondern um gesellschaftliche Kontakte. Ich denke, dass Leszek sich mit der Frage, warum er unter Polen suchte, zuvor nicht auseinandergesetzt hat und erst auf meine Nachfragen hin dafür einen plausiblen Grund konstruiert hat. Im Gegensatz zu Patrycja und Lesław muss sich Leszek seines Polnischseins nicht in „sakralen Momenten“ versichern. Er ist selbstverständlich Pole; deswegen kann er pragmatisch damit umgehen. Sicherlich würde er ohne zu zögern seine polnische Staatsbürgerschaft aufgeben, wenn das handlungspraktisch in seine Lebenssituation passen würde. Trotzdem würde er sich weiterhin in polnischen Kreisen bewegen. Leszek fühlt sich einer imaginierten polnischen Nation weit weniger verpflichtet als Lesław. Aus seinem selbstverständlichen Polnischsein erwachsen keine konkreten Aufgaben.

(3) In gewisser Weise ist Edytkas Engagement für die polnische Samstagsschule auch eine Orientierung an einer kleinräumigen polnischen Umgebung, die mit Leszeks Situation vergleichbar ist. Gemeinsam ist den beiden auch, dass ihnen ihre Herkunft so selbstverständlich ist, dass daraus keine ideologische Aufgabe wird; gemeinsam ist ihnen weiterhin das Motiv, sich gesellschaftlich einzubinden. Als Edytka davon erzählt, warum sie auf die Idee gekommen ist, eine Schule zu gründen, formuliert sie das so:

E: Das war in dieser Zeit, als ich angefangen habe, in dieser Agentur zu arbeiten. Und da war ich noch arbeitslos; wir waren bei Bekannten, die haben gesagt, dass so was [Polnischunterricht] gut wäre, also die Eltern [die Bekannten haben zwei Kinder] haben gesagt, dass so was gut wäre. Also, ich bin keine Pädagogin, ich fürchte mich auch, so mit Kind was zu machen, habe ich auch nicht ausprobiert. Die haben das [die Idee eine Schule zu gründen] geäußert. Und, ja, so habe ich das dann gemeinsam [...]. Oder ich habe aus Langeweile mal gesagt: Aleksander [ihr Lebensgefährte], wir gehen zu dieser deutsch-polnische Gesellschaft, wenn man doch erwachsen ist, mein Vater ging auch zu irgendwelchen Versammlungen, als ich Kind war, um Zeit zu vertreiben, oder so.

Gefragt hatte ich nach dem Zustandekommen der Idee, eine Schule zu gründen. Edytka springt in ihrer Antwort auf einen allgemeinen Aspekt des gesamten Projekts, den es mit anderen Freizeitaktivitäten teilt: ihr Erwachsenenleben auszufüllen. Aus diesem Zitat geht hervor, dass Edytka – wie Leszek – gesellschaftlichen Kontakt sucht. Gleichzeitig verdeutlicht dieses Zitat einen grundlegenden Unterschied zu Leszek. Sein Selbstverständnis als Pole ist für Leszek (besonders im Privaten) handlungsleitend. Das gilt für Edytka nicht. Zwar hat für Edytka genauso wie für Leszek das Freizeitverhalten keinen verbindlichen Charakter – mit dem Hinweis „Zeit zu vertreiben“ erklärt sie diese Aktivität für geradezu willkürlich, aber für sie tritt im Gegensatz zu Leszek die Auseinandersetzung mit ihrem Erwachsenenendasein in den Vordergrund. Dazu sucht sie sich gerade eine elterninitiierte Samstagsschule aus, einen idealen Nährboden für Beziehungsmacht. Der Aspekt „Polnischsein“ spielt innerhalb der Samstagsschule keine zentrale Rolle für Edytka. Ihr geht es in gewisser Weise darum ihren Frieden mit überschaubaren Gruppen zu machen.

Deswegen engagiert sie sich in der Organisation und ist nicht nur Mitglied einer Gruppe, es ist eine aktive Auseinandersetzung mit kleinräumigen Strukturen und ihren Eltern, hier besonders ihrem Vater. Teil einer solchen Gruppierung zu sein ist für Edytka eben – im Unterschied zu Leszek – nicht selbstverständlich. Dass Edytka sich in einer polnischen Gruppe engagiert, ist, wie ich denke, zweitrangig und hat damit zu tun, dass sich hier – vermittelt durch ihre Herkunft – eine Möglichkeit zu diesem Engagement eröffnet hatte. Edytka hat sich nie ausschließlich um ein polnisches Umfeld bemüht; ihr erster Freund in Deutschland war ein Iraner. Im Gegensatz zu Patrycja und Lesław hat sie sich aber auch nie ideologisch gegen Kontakte zu anderen Einwanderern aus Polen ausgesprochen.

(4) Ganz anders gestaltet sich das Selbstverständnis von Alina. Polnischsein spielt in ihrem Leben eine ganz andere Rolle als bei den übrigen Migranten. Ihr Selbstverständnis ist hochgradig von ihrem Polnischsein geprägt, seit sie ihren eigenen, vor allem auch ihren beruflichen Weg verlassen hat. Für sie ist Polen ein fester Bestandteil ihres täglichen Lebens. Zu Hause, also da, wo sie die meiste Zeit verbringt, spricht sie nur Polnisch, jeden zweiten Tag telefoniert sie mit ihren Verwandten in Polen. Ihre Berührungspunkte mit der Gesellschaft in Deutschland, ob nun mit Deutschen oder Polen, sind nach meinem Eindruck recht oberflächlich. Lange Zeit war sie fast eine Pendelmigrantin, als sie jährlich mehrfach für längere Zeit nach Polen fuhr ist. Heute würde sie *nur* noch drei- bis viermal nach Polen fahren.

Ob nun als Polin oder als Aussiedlerin, nach Alinas Selbstverständnis gehört sie eigentlich nicht nach Deutschland. Nichts hat ihr Selbstverständnis als Polin in Frage gestellt, nichts stellt es in Frage. Sie hat sich nicht direkt mit der Gesellschaft in Deutschland auseinandergesetzt, sie erwartet nicht, dass sie als „natürlicher Bestandteil“ angesehen wird, der die gleichen Ansprüche hat wie alle anderen auch. Alina ist völlig damit einverstanden, dass sie als Fremde wahrgenommen wird – das entspricht ihrem Selbstkonzept. Für Alina gilt, ähnlich wie für die von Schiffauer untersuchten Subayer: „In Deutschland dagegen, stellen nicht selten die eigenen Landsleute ein größeres Ärgernis dar als die Deutschen – gerade weil eine Distanzierung nicht möglich ist“ (Schiffauer 1991:349). Im Unterschied zu den türkischen Migranten geht es Alina nicht primär um eine Distanzierung von einem „bäuerlichen Habitus“ ihrer Landsleute in Deutschland; an einer Abgrenzung gegenüber „primitiver“ Verhaltensweise ist Patrycja gelegen. Sie versteht nicht, wie ich oben gezeigt habe, wenn ihre Landsleute sich nicht eindeutig zu Polen bekennen. Von dieser Gruppe erwartet sie, dass sie ihr Polnischsein mit ihr teilen – das, was ihr geblieben ist. Sie ist auf die kollektive Konstruktion dieses Selbstverständnisses angewiesen. Wird diese Erwartung nicht bestätigt, ist Alinas Selbstverständnis bedroht.

(5) Im Verhältnis von Romans Herkunft und seinem Selbstverständnis ist im Vergleich zu allen anderen nichts Dramatisches passiert. Sein Selbstverständnis wurde am wenigsten herausgefordert. Es gab keine konzeptionellen Brüche und keine Modernisierungsrück-

schritte (wie bei Alina). Wie Alina hat sich Roman nicht der deutschen Gesellschaft gestellt, besser gesagt nicht stellen müssen. Er bewegt sich nur im vertrauten Erfahrungsraum unter seinen Verwandten. Ihm ist es wichtig, dass er Deutscher ist. Wenn schon seine Herkunft zur Sprache kommt, dann ist eben Schlesien seine Heimat. Vor Angriffen auf das nach außen hin brüchige Verständnis schützt er sich sehr wirkungsvoll dadurch, dass er sich auf keine Diskussion darüber einlässt. Ihm ist egal, was andere darüber sagen oder denken, der Bestätigung in seinem Erfahrungsraum „Großfamilie“ kann er sich sicher sein. Romans Lebensführung orientiert sich an der seiner Verwandten.

4.2 Individuelle Modernisierung

Im vorherigen Kapitel habe ich jenen Strang der Arbeit zu Ende geführt, den ich im Kapitel **Entwicklung der Fragestellung** eröffnet habe. Im Folgenden schließe ich den Kreis, den ich mit der Einleitung begonnen habe. Ich lenke die Aufmerksamkeit auf die Anpassungsvorgänge in der Migrationssituation, die sich in der Auseinandersetzung der Migranten mit der Aufnahmegesellschaft ergeben haben. Am Ende dieses Kapitels stehen jene Personen, Lesław und Leszek, deren typische Gestalt ich als Symbiose der beiden kulturellen Systeme interpretiere. Damit komme ich auf das in der Einleitung eröffnete Thema zurück, dass die Migranten kulturelle Selbstverständlichkeiten, die sie aus dem kommunistischen bzw. postkommunistischen Polen mitgebracht haben, nicht einfach über Nacht ablegen können und sich gleichzeitig den Gepflogenheiten der neuen Heimat nicht verschließen können.

In der ausführlichen Vorstellung der einzelnen Personen sollte zum Ausdruck kommen, wie die Einzelnen vor dem Hintergrund ihrer ganz persönlichen Geschichte die Migration bewältigt haben oder noch immer bewältigen. Nach der hier benutzten Terminologie: wie sie ihr mitgebrachtes Selbstverständnis transformiert haben, damit es in den neuen Kontext passt. Dabei lassen sich bei allen Personen Erscheinungen ausmachen, die typischerweise einer „modernen“ Markt- und Wettbewerbsgesellschaft entsprechen.

Patrycja ist am besten auf diese Markt und Wettbewerbsgesellschaft eingestellt. Im Gegensatz zu allen anderen hat sie eine offensive Selbstdarstellungsstrategie. Sie versteht es hervorragend, ein positives Bild von sich abzugeben. Patrycja demonstriert ihre aktive Rolle bereits bei der Termin- und Ortsabsprache des Interviews; sie lässt von Anfang an keinen Zweifel daran, dass sie Akteurin, das Subjekt, ihres Lebens in allen Situationen ist bzw. sein will.

In ihrer Darstellung geht es nicht nur darum, mir mitzuteilen, dass es ihr aus Zeitmangel und aus organisatorischen Gründen nur unter den von ihr angegebenen Umständen möglich ist das Interview zu geben. Es geht Patrycja vor allem auch darum, das grundsätzliche

Verhältnis zwischen Interviewten und Interviewer festzulegen. In einer Konkurrenzgesellschaft mit deutlichen Aufstiegschancen, meint Wagner (1996:152ff), gehe es in jeder Kommunikation oder Interaktion immer auch darum, sich gegenseitig zu positionieren, seine Position zu bestätigen und auszuhandeln (Wagner bezieht sich dabei auf das Kommunikationsmodell von Watzlawick). In einer Gesellschaft ohne wirkliche Aufstiegschancen, bzw. dort wo Aufstieg als Parteikarriere oder parteivermittelte Karriere sogar diskreditiert sei, spiele in Kommunikationssituationen dieser Aspekt eine weit geringere Rolle, so Wagner weiter. Ein Indiz dafür ist Lesławs Beschreibung der Verhältnisse in seiner Gymnasialklasse, die ich an dieser Stelle noch ausführlicher als im Kapitel **Lesław** zur Verdeutlichung anführe:

L: Ich war kein besonders guter Schüler, aber kein schlechter, [...] ein Mitläufer war ich, von dem, von der allgemeinen Einstellung zu so Schule oder Leistung war alles eher mithalten, war kaum – also dieses Leistungsdruck oder zu meinen, man musste sich irgendwie profilieren – war auch selten gegeben, also es war nicht so wie hier, es gab wenig Einzelkämpfer, Einzelgänger, eher mannschaftlich war das [da] und für mich war es seit Gymnasium, oder auch in der Grundschule, war's wichtiger in der Mannschaft, in der Gruppe irgendwas zusammen zu unternehmen, irgendwie zusammen zu sein, als irgendwie einzeln irgendwelche Leistung zu bringen, die mich vielleicht aufbauen würden oder jemand anderen imponieren würde, so die ganze Gruppe hat eher sowas verabscheut, solche Typen, solche Leute.

Hier kommt zum Ausdruck, dass die Gruppe es vermieden hat, eine offene Rangordnung zuzulassen.

Im Unterschied zu allen anderen Interviewpartnern standen sich Patrycja und ich von Studentin zu Student gegenüber; zudem plante auch Patrycja zum Zeitpunkt der Interviews ihre eigene Diplomarbeit. Während die Statusfrage bei den anderen Interviewpartnern weniger bedeutsam war, standen Patrycja und ich uns in einer Quasi-Konkurrenzsituation gegenüber. Wenn ich auch nicht glaube, dass Patrycja – genauso wenig wie ich – bewusst in einen „Status-Wettkampf“ getreten ist, so zeugt doch das gesamte Auftreten Patrycijas von Imagepflege. Patrycja verschweigt auch in keiner Weise, dass sie an einem guten Job – an sozialem Aufstieg und Erfolg also – arbeitet. Genau wie die Deutschen müsse sie im Zweifelsfall dem Erwerb von Praktikumzeugnissen Vorrang vor sozialen Kontakten geben, um Chancen auf einen guten Job zu verbessern. Das heißt nichts anderes als sich auf den Konkurrenzkampf mit Mitbewerbern vorzubereiten. Während Patrycja in Deutschland anfänglich das „warme“ Miteinander vermisse, ist sie jetzt bereit in den kalten Wettbewerb zu treten und sich „soziale Wärme“ für einen ausgesuchten Privatraum aufzusparen.

Die Migration ist für Patrycja der Motor für eine moderne, postkonventionelle Lebensführung mit entsprechenden ehrgeizigen Lebenszielen. Ihr Lebenspartner, ihr griechischer Freund, stammt aus ihrem migrationsvermittelten, studentischen Milieu. Paradoxerweise drängt sie gerade dieser Freund in eine geschlechtliche Rollenverteilung hinein – die Frau

führt den Haushalt und zieht die Kinder groß, während der Mann sich um die materielle Versorgung kümmert – die ihren Ideen widerspricht. Einerseits hat sie sich durch ihre schwierige Migration zu einer selbstbewussten, erfolgsorientierten Frau entwickelt, andererseits hat es die Migration ermöglicht, dass von ihr mehr oder weniger direkt eine Lebensführung erwartet wird, die Patrycja weit mehr an Haushalt und Familie binden würde als sie es – ohne Studium in Deutschland – in Polen zu erwarten gehabt hätte.

Edytkas „Modernität“ – ihr Emanzipationsbestreben sich aus engen sozialen Strukturen zu befreien – ist am schwierigsten der westlichen Gesellschaft zuzuordnen, weil ihr innerer Widerstand gegen kirchliche und familiäre Machtstrukturen in der realsozialistischen Gesellschaft entstanden ist. Edytka fühlte sich in diesen Strukturen gefangen und war in ihrer subjektiven Situation innerhalb dieser Gesellschaft faktisch handlungsunfähig. Dieser Befund widerspricht der immer wieder auftauchenden Behauptung, dass Menschen im Realsozialismus schlicht keine Zeit gehabt hätten, sich um psychologische Probleme zu kümmern und deswegen auch keine gehabt hätten. Eine solche Vorstellung wird beispielsweise auch von Patrycja vertreten, die ihre Idee über die unterschiedliche Situation in Polen im Vergleich zu einem „reichen Land“ expliziert:

P: Und hier hab' ich von Leuten erfahren, dass, auch wenn man reich ist, ja, wenn eine Gesellschaft reich ist, sie hat auch Probleme. Andere Probleme und von den Problemen habe ich nichts gewusst. Ich habe nicht gewusst, dass man psychische Probleme hat, so Depressionen und so weiter, das gab's, das gibt's in Polen gar nicht, weil die Leute dafür gar keine Zeit haben. Das habe ich hier erfahren, das hat mir jemand erzählt, das war für mich wirklich ein Schock.

Möglicherweise waren im sozialistischen Polen psychologische Probleme nicht allgegenwärtig präsent, jedenfalls nicht im Bewusstsein und sie gehörten nicht zu den alltäglich besprochenen Problemen. Dass sie weniger wahrgenommen wurden, heißt aber nicht, dass es sie nicht gegeben haben kann. Ob die verstärkte Wahrnehmung eine Zunahme von psychologischen Krankheiten führen kann, ist eine andere Frage. Edytkas Suche nach ihrem Platz in der Gesellschaft und ihr Hadern mit ihrer „Natur“ („Wenn ich mehr selbstständiger wäre [...] oder von der Natur aus anders wäre“) zeigen das.

Edytka hat sich gegen den Zeitgeist nicht von der *Solidarność*-Bewegung anstecken lassen. In einer Zeit, als in Polen die Kirche als wahre und gute Opposition gegen den kommunistischen Staat galt, hat Edytka diese Kirche als bedrückenden Machtapparat wahrgenommen. Das spricht für ihren „freien Geist“, in diesem Sinne ist sie eine Liberale.

In den westlichen Ländern hatte in den 1960er Jahren die Emanzipation die Familien erreicht; allen Institutionen – auch den Familien, d.h. vor allem den Eltern – und Vereinen wurde Bevormundung der Individuen nachgewiesen. Die Bevormundung spürten aber nicht nur Jugendliche der westlichen Gesellschaft, sondern konnte – wie Edytkas Geschichte beweist – auch anderswo als bedrückend wahrgenommen werden. Edytka ist

vor den Strukturen geflohen und hat versucht, sich von ihnen zu befreien, konnte aber die Fesseln, die sie einengten, nicht abstreifen. Eher hat sie ihre Zwänge transformiert, deren zwanghaften Charakter verwandelt, ohne, wie ich versucht habe aufzuzeigen, das (generalisierte) kleinräumige Umfeld, in dem jeder jeden kennt, zu verlassen. Sie hat es geradezu gesucht.

Bis heute hat Edytka ein feines Gespür für subtile Machtstrukturen, gegen die ihre Unabhängigkeit steht. Edytka hat sich gegenüber diesen Strukturen ihre Mündigkeit erarbeitet. Sie repräsentiert einen anderen „Strang“ der Moderne als Patrycja, vielleicht einen „älteren“; seit der Aufklärung steht die Selbstbehauptung des Subjekts gegenüber Denk- und Redeverböten in ihrem Zentrum. Im Gegensatz zu Patrycja ist Edytka keine Expertin für Selbstdarstellung. Sie wirkt schüchtern und ganz vorsichtig im Umgang mit anderen. Ihr Auftreten signalisiert nicht: „Schau her, wie gut ich bin“, eher kommt zum Ausdruck: „Keine Angst, ich will dir deine Unabhängigkeit nicht nehmen“. Persönliche Unabhängigkeit ist für Edytka zentral; dabei war sie nie getrieben von Karriere und Erfolg. Sie hat keine ökonomische Erfolgsgeschichte hinter sich; eher ist ihr Weg einer der Selbstfindung.

Alinas Geschichte ist im eigentlichen Sinn keine der individuellen Modernisierung, wohl aber eine der Individualisierung. Sie hat durch ihre Migration erheblich an individuellem Handlungsspielraum eingebüßt. Sie kann auf ihre in Polen angeeignete „habitualisierte biographische Grundorientierung nicht mehr zurückgreifen“. Damit fehlt ihr, nach Peter Alheit, das für individuelle Modernisierung „notwendige *Ambiente*. Die ‚Renovierung‘ biographischer Konstruktionen setzt konjunktive Erfahrungsräume voraus“ (Alheit 1997:949). Alina steht für ein allgemeines Phänomen der Arbeitsmigration in ein westliches Land. Ihre Situation ist typisch für Frauen, die ihrem Mann in ein fremdes Land folgen.

An Alinas Fall wird deutlich – wiedereinander ist die Situation paradox – dass Migration an sich eine „Modernisierung“ fördert, weil migrieren immer bedeutet, sich aus orientierungsgebenden Strukturen herauszulösen und seine „kulturelle Sicherheit“ aufzugeben. In einer solchen Situation nimmt die Selbstverunsicherung und Selbstbefragung (Meueler 1993:58) zu, die Selbstverantwortung für die eigene Orientierung steigt (vgl. Schiffauer 1991:366). Damit ist Alina überfordert. Sie beantwortet ihre Situation im Grunde mit Resignation, die in der Äußerung: „90 Prozent schon akzeptiert [auf diese Weise in Deutschland zu leben]“ zum Ausdruck kommt. Resignation geht auch aus ihrer widersprüchlichen Darstellung des Lebens in Polen hervor. Wenn sie von der Vergangenheit spricht, beteuert sie – einerseits – dass das Leben in Polen ganz anders wäre als in Deutschland („War ganz andere Leben dort“); damit meint sie vor allem ihr Leben in Opole. Wenn sie dagegen ihr konkret mögliches Leben in Polen vor Augen hat (Urlaub oder Rückkehroption), bezeichnet sie es – andererseits – mit „alles dasselbe“; sie sieht für sich demnach heute keine bessere

Alternative in Polen. Alina hat sich, wie es scheint, damit abgefunden, dass sie ihr „altes“ Leben nicht mehr fortführen kann.

Was Werte wie Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung etc. angeht, stellt die Migration für Alina ein Rückschritt dar. Alina „darf“ den Schritt zu einer emanzipierten Frau nicht direkt machen. Sie muss – so könnte man ihren Lebensweg interpretieren – ein historisches Stadium der „Modernisierung“ nachholen. Sie ist gezwungen die typische Rolle der Frau in einer industriellen Wettbewerbsgesellschaft anzunehmen und muss damit sogar eine Errungenschaft der sozialistischen Gesellschaft hinter sich lassen – nämlich die Berufstätigkeit und somit wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen. Mit dieser Errungenschaft im Hintergrund war sie vor ihrer Migration auf dem besten Weg, ihr Leben selbstbewusst und autonom zu gestalten.

Was Migration und Modernisierung gemeinsam ist und worin sie sich gegenseitig verstärken, ist der Verlust an Orientierungsangeboten und gemeinschaftlichen Sicherheiten. Während dieser Prozess innerhalb einer sich modernisierenden Gesellschaft in einem gemeinsamen Erfahrungsraum stattfindet, müssen sich Migranten ohne ihren konjunktiven Erfahrungsraum der „Modernisierung“ stellen. d.h. „alte“ Freunde und Verwandte sind nicht den gleichen Bedingungen ausgesetzt. Individualisierung im Falle Alinas bedeutet eine schleichende Herauslösung aus vielfältigen sozialen Kontakten, Verpflichtungen und emotionalen Stützen.

Am wenigsten deutlich verkörpert Roman den Unterschied zwischen Realsozialismus und Marktwirtschaft. Seine Migration stellt, wie ich dargelegt habe, keinen grundsätzlichen Bruch zur Konzeption des ihm als sinnvoll vorgegebenen Lebens dar. Es ist daher nicht verwunderlich, dass in Romans Themenpräferenz – dass der Befragte maßgeblich an der Gewichtung der Gesprächsinhalte teilhat, gehört zum hier verfolgten Forschungsansatz – weniger deutlich seine Transformationsleistungen anklingen. Ohne den Gedanken weiter zu verfolgen, möchte ich darauf hinweisen, dass Romans Wohnungseinrichtung einen Anpassungsvorgang andeuten könnten. Kantige, gerade Formen und die Farben grau, schwarz und weiß, die seine Wohnung dominieren, stehen jedenfalls eher für eine „kühle“ Moderne als für eine Erinnerung an die alte Heimat. Mir ist nicht ein einziger Gegenstand aufgefallen, der Schlesien repräsentieren könnte. Diese Tatsache steht in einem gewissen Widerspruch zu meinem Befund, dass Romans Migration keinen Bruch zu seinem vorherigen Lebenskonzept (wenn auch zu seiner Lebensführung) darstellt. Auf Grund der von Roman demonstrierten, gelebten und wahrscheinlich auch erlebten Normalität, kann es sein, dass ich mit meinen Untersuchungen nicht an die entscheidenden Veränderungen herangekommen bin. Es könnte durchaus sein, dass sich Roman – gemeinsam mit seinen Verwandten – durch seine penible konsequente häusliche Ordnung, so wie ich sie oben

beschrieben habe, symbolisch von der landwirtschaftlich geprägten Herkunftsregion abgrenzt.

Patrycja hatte sich anfänglich in Deutschland daran gestört, dass ihre Mitstudenten auf Parties genauso angezogen waren, wie auf der Uni, d.h. für eine Feier nicht elegant genug. Das sei sie aus Polen nicht gewöhnt. Heute findet sie dieses gut: „Aber mittlerweile, gut, ist wunderbar, so locker, und du brauchst dich jetzt nicht irgendwie zu stressen ...“ Dieser Sinneswandel spiegelt Patrycijas Entwicklung. Im Zivilisationsprozess macht Norbert Elias als Trend eine zunehmende Informalisierung bezüglich Bekleidung und Umgangsformen aus. Lockere Formen und Spontaneität würden für die Verringerung der sozialen Distanz und dem Abbau von Barrieren zwischen Gesellschaftsschichten stehen (vgl. Vester 1999:62ff; Elias sieht die Ursache in der Ablösung der höfischen Etikette durch Beruf und Geld als primäre Quelle des Prestiges, 1969:416), jedenfalls repräsentieren lockere Umgangsformen prinzipielle Gleichheit: nicht Etikette soll den Status einer Person demonstrieren – besser gesagt: keine Etikette demonstriert den Status einer Person in einer Wettbewerbsgesellschaft angemessen. Elias bringt das in den Zusammenhang mit einer Trennung von beruflicher und privater Sphäre (Elias 1969:417f). Wo Status zugeschrieben ist, d.h. nicht durch eigene Leistung erworben wurde, eignen sich statische Formen besser, um den Status zu repräsentieren, als wenn zum Ausdruck kommen soll, dass ich mich selbst zu dem gemacht habe, was ich heute bin. Dafür eignet sich, wie Patrycijas Selbstdarstellung eindrücklich belegt, eine flexible und dynamische Reproduktion – gewissermaßen als Wiederholung der Eigenleistung – erheblich besser.

Betont locker gab sich vor allem Lesław. Sein Auftreten, seine Sprache und besonders seine Redewendungen transportierten auf der „Beziehungsebene“ (Watzlawick): Ich bin unkompliziert, ich bin ein lockerer Typ. Lesław repräsentiert die Informalisierung von Umgang und Sprache. Er hält nichts davon, sich an formale Regeln zu binden. Informalisierung hat mit Bindungslosigkeit zu tun, jedenfalls mit Unverbindlichkeiten. Lesław's unverbindlicher Umgang korrespondiert mit seiner generellen Skepsis gegenüber Vereinen, in denen er in erster Linie Klüngel und Filz verkörpert sieht. Sein informeller Umgang ist demnach auch eine symbolische Distanzierung von Rechten und Pflichten, die sich in Bindungen, in einem Verein z.B., ergeben.

Auf der begrifflichen Ebene tut sich hier allerdings ein Widerspruch auf. Während sich in „modernen“ Gesellschaften die Beziehungen *informalisieren*, *formalisieren* sich die Entscheidungsverfahren. Die Reduzierung von Verbindlichkeiten bedeutet auch, dass Rechte und Pflichten ihren Geltungsautomatismus verlieren. Zur Entscheidungsfindung werden allgemein akzeptierte Verfahren statt Konventionen benötigt: Entscheidungen müssen begründet und nachvollziehbar, berechenbar und ggf. einklagbar sein. In der Praxis

löst sich dieser Widerspruch allerdings nicht so einfach auf, was sich an Lesławs Fall zeigen lässt:

Lesławs Ambivalenz – wie ich sie oben beschrieben habe – zwischen informellen Kontakten einerseits und der Loyalität als ordentlicher Bürger und Mitarbeiter andererseits, enthält einen Aspekt, der auf die Systemlogik einer realsozialistischen Gesellschaft verweist. Zu dem kulturellen System, das sich im politischen und wirtschaftlichen Sozialismus entwickelt hat, gehörte, dass sich neben der oft Versorgungslücken offenlassenden Planwirtschaft parallel ein informeller Sektor aus weitverzweigten persönlichen Beziehungen etablierte, über den man notwendige Güter besorgen konnte. Im Polnischen gibt es dafür ein populäres Wort, das informelle Tätigkeit gewissermaßen repräsentiert: *zalatwić*; es wird ins Deutsche übersetzt mit „beschaffen“, „erledigen“, „besorgen“, „organisieren“.

Dieses kulturelle Muster entspricht den Beziehungen, von denen Lesław erzählt, sie (in Deutschland) noch nicht genutzt zu haben. Ich würde Lesław zustimmen in seiner Annahme, dass „das [ein System von Beziehungen] sowieso immer, überall [funktioniert]“, also auch im „modernen“ Deutschland. Wenn auch nicht alle Entscheidungen, die nicht auf Grundlage von festgelegten Verfahren, sondern wegen persönlicher Beziehungen getroffen werden, Straftaten darstellen, haftet ihnen ein schlechter Ruf an. In Deutschland gehört *zalatwić* nicht zu den offenen und allgemein akzeptierten Handlungsmustern. Stattdessen besteht ein prinzipieller Konsens darin, dass Entscheidungen nach demokratisch ausgehandelten Verfahren getroffen werden und diese werden, wo es geht, symbolisch als Transparenz repräsentiert (z. B. die Glaskuppel auf dem Berliner Reichstag, VW baut eine neue Autofabrik ganz aus Glas und in der Nähe eines Stadtzentrums, so dass jeder der Produktion der Autos zusehen kann); auch sind die Menschen in der Marktwirtschaft nicht notwendigerweise auf eine Parallelwirtschaft angewiesen. Lesław selbst ist dafür ein Beispiel, dass er ohne seine Beziehungen auszunutzen ganz gut zurecht kommt. Lesław hat zu Beginn seiner Migration eine – wie ich denke – einschneidende Erfahrung gemacht, als er zusammen mit seinen Arbeitskollegen vor dem Arbeitsgericht erfolgreich war.

L: Und irgendwann mal, nach einem Diskobesuch und Alkohol haben sie [seine Kollegen] einen Riesencrash verursacht und natürlich war es absolut ungünstig, das Auto mit einem Aufkleber von einer Baufirma, und dort waren Schwarzarbeiter, und alle alkoholisiert. Das hat dazu geführt, dass unser Chef kalte Füße bekam, und er hat allen gekündigt, beziehungsweise hat allen gesagt, okay, ihr braucht euch hier nicht blicken zu lassen. Allerdings war es ungünstig, dass er unsere Monatsgehälter nicht ausgezahlt hat, die hat er einfach einbehalten. [...] Sie [befreundete Jurastudenten] haben uns Hilfe angeboten, uns vor Gericht zu vertreten, uns alle, und sie haben uns überredet, unsere ganze Firma und den Chef zu verklagen. Und zwar die anstehenden und nicht gezahlten Gehälter. Und bla, bla bla, okay, und so ist das auch passiert [...] Ende Herbst, irgendwie so, dann kam es zu der Verhandlung. Und er ist zum Zahlen der Gehälter verpflichtet worden und noch einschließlich Urlaubsgelder, die uns dann prozentual zustanden [...]. Es ist ziemlich am Anfang ein Lehrstück für mich gewesen, was Gerechtigkeit ist. Ich weiß nicht, ob das

Gerecht[igkeit ist]. Für uns war das eher ein Geschenk, ich habe eher Angst gehabt, dass die uns alle ausweisen, weil wir schwarz gearbeitet haben und so weiter.

Lesław hat als ausländische studentische Hilfskraft – im seinem Bewusstsein ein illegaler Schwarzarbeiter – gegen einen eingewachsenen Bauunternehmer vor Gericht Recht bekommen. Das hätte er nicht für möglich gehalten. Er hat sich rechtlos gewähnt und trotzdem hat ihm ein anonymes Gesetz geholfen. Es war für ihn keine Selbstverständlichkeit, dass sich seine berechtigten Ansprüche durchsetzen würden; den Erfolg wertet er als Geschenk. Lesław hat positive Erfahrung mit der „modernen“ Gesellschaft gemacht und den Vorteil von Verfahrensregeln, die unabhängig von persönlichen Kontakten die Beziehung zwischen Menschen beurteilen, selbst erlebt.

Er hat schließlich einen erfolgreichen Weg hinter sich gebracht und sich ganz gut eingerichtet. Lesław hat auch die Werte der Wettbewerbsgesellschaft, wie gesehen, internalisiert – genauso wie deren Ziele. Um diesen näher zu kommen greift er – in Gedanken – auf mitgebrachte Strategien zurück. Wenn er jetzt über die Nutzbarmachung seiner Kontakte nachdenkt, dann will er nicht eine lebensnotwendige Versorgungslücke schließen, sondern sich einen Wettbewerbsvorteil in einer marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaft sichern. Damit tut er nichts anderes als ein Prinzip der Marktwirtschaft umzusetzen: nämlich die ihm zur Verfügung stehenden Mittel rational einzusetzen.

Mit seiner ambivalenten Haltung ist Lesław im Zentrum der „modernen“ Gesellschaft angekommen. Wenn auch der Gegenstand seiner Gedanken der realsozialistischen Wirklichkeit entspringen mag, so steht er inhaltlich mitten in einer „modernen“ Ambivalenz. Die Legitimation von Verfahren geht davon aus, dass die Menschen gemäß den Prinzipien der Verfahren unterschiedslos behandelt werden müssen. Mit der Idealisierung dieses Prinzips leugnet die „moderne“ Gesellschaft, dass persönliche Beziehung die Menschen eben doch unterscheidet. Diese Ungleichheiten brechen sich trotz aller Bemühungen der Trennung von persönlicher Beziehung und formellen Verfahren – überall wo Menschen miteinander zu tun haben und übereinander Entscheidungen fällen Bahn. Es ist eine „moderne“ Illusion, ein bürgerlicher Mythos, das Prinzip der Ausschließlichkeit gänzlich auf den privaten Bereich (Freundschaft, Verwandtschaft, Nachbarschaft) beschränken zu können. Damit wird die Ganzheit des Menschen gelehnt und unterdrückt. Die „moderne“ Prinzipienorientierung geht davon aus, dass Menschen, die eine persönliche Beziehung zueinander haben, sich im abstrakten öffentlichen Raum unterschiedslos behandeln, als hätten sie die persönliche Beziehung nicht.

Leszek, schließlich, arbeitet in einer beruflichen Position, die sich durchaus mit „leitend“ charakterisieren lässt. Er trägt viel Verantwortung, muss selbstständig arbeiten und ist viel und lange unterwegs; seine Freizeit muss er nach seinem Job ausrichten. Die Arbeit ist das Zentrale in seinem Leben. Maria, seine Lebensgefährtin hat ebenfalls einen guten Posten

bei einer Bank. Faktisch sind sie kinderlose Doppelverdiener. (Leszek hat wenig Kontakt zu seinem fast erwachsenen Sohn, der bei seiner Mutter lebt.) Mit dem Umzug von Berlin nach Frankfurt haben die beiden ein hohes Maß an Mobilität – und zwar unter dem Primat „Job“ – bewiesen. Leszek hat also optimale Qualitäten für den Arbeitsmarkt und repräsentiert fast prototypisch den idealen Arbeitnehmer der Wettbewerbsgesellschaft, in der er sich offenbar wohl fühlt.

Leszek ist ein „Marktmensch“. Die Wirtschaft ist das, was ihn interessiert. Es ist in gewisser Weise paradox, dass er, aus einer sozialistischen Gesellschaft kommend, nahezu gezwungen wurde, sich dem vollen Risiko des Marktes auszusetzen. Nicht ganz freiwillig wurde er selbstständiger Unternehmer, aber er war – solange es gut für ihn lief – damit durchaus zufrieden. Leszek akzeptierte die harten Gesetze des freien Marktes und beklagt sich nicht über die soziale Kälte, die er – allem Anschein nach nicht selbst verschuldet als sein wichtigster Kunde war zahlungsunfähig wurde – voll abbekam, weil ihn keine sozialen Sicherung aufgefangen hat. Eigenverantwortlich stellt er seine Marktposition wieder her. Er gibt dafür seine zweite Heimat Berlin auf und migriert erneut. Statt einer polnischen Zeitung abonniert er eine englischsprachige; wegen eines englischen Kanals verzichtet er auf polnisches Satellitenfernsehen und das, obwohl – wie ich gezeigt habe – Leszek wie kein anderer *selbstverständlich* Pole ist. Das tut er alles im Hinblick auf sein berufliches Fortkommen und das seiner Lebensgefährtin. Er unterwirft sich ganz den Markterfordernissen (vgl. Meueler 1993:53). Leszek selbstverwirklicht sich mit seinem beruflichen Engagement und räumt dem vor allem anderen Priorität ein. Im Sinne Schuleins handelt es sich um funktionale Subjekthaftigkeit (nach Meueler 1993:92). Leszek ist ein ideales Marktsubjekt, das keine großen Ansprüchen an die Solidarleistungen der Gesellschaft hat.

Typisch für ein ideales Marktsubjekt sei, so Erhard Meueler (1993:61), dass es keine Bindungen zu Gruppen eingehen würde, höchsten sporadisch oder zum eigenen Nutzen (vgl. Lesław). Für Leszek trifft das allerdings nicht zu. Über lange Jahre hinweg war er integraler Bestandteil einer stabilen Gruppe. Auch in Frankfurt sucht er festen Anschluss. Noch deutlicher zeigt sich dieser Widerspruch in der Art seiner Selbstdarstellung. Seiner Situation würde eine offensive Selbstdarstellung entsprechen, etwa wie Paulina, die Durchsetzungsfähigkeit vermittelt und die eigenen Besonderheiten positiv herausstellt. Das Gegenteil ist der Fall. Leszek und auch Maria, seine Lebensgefährtin, präsentieren sich als Gruppenmenschen. Nicht er hat etwas erlebt, entschieden oder gemacht, sondern „man“. Wolfgang Wagner glaubt, dass die Verwendung von „man“ statt „ich“ einem kulturellen System entspricht, in dem gerade nicht durch individuelle Leistung Ansehen und Anerkennung erreicht werden konnte (Wagner 1996:154-164).

Leszek war bei seiner Ankunft in Berlin gerade auf seine individuellen Fähigkeiten angewiesen. Er musste gerade solche Kompetenzen einsetzen, die nicht typisch für eine sozia-

listische Gesellschaft sind, in der er aufgewachsen ist. Für ihn trifft zu, was Thomas und Znaniecki (vgl. Kapitel 1.1) als Erfolgsgeheimnis für die polnischen Einwanderer in Amerika Anfang des letzten Jahrhunderts ausgemacht haben. Mit einer Bezugsgruppe im Rücken, die sich insgesamt der Aufnahmegesellschaft anpasst, konnte auch Leszek zunächst erfolgreich agieren. Seine Anpassung an die Marktwirtschaft fand in einer Nische statt, die er auf Grund seiner Herkunft besetzen konnte (Handel mit Mitteleuropa, vor allem Polen). Während sich Lesław in seinem Studium erst der bundesdeutschen Gesellschaft gestellt hat und so mit Mitgliedern dieser Gesellschaft einen „konjunktiven Erfahrungsraum“ hergestellt hat, hat sich Leszek dem Markt sofort ausgesetzt; sein privater Erfahrungsraum blieb dagegen vor der bundesrepublikanischen Gesellschaft weitgehend „geschützt“. Im Inseldasein seiner polnischen Bezugsgruppe kommt der von Wagner für die realsozialistischen Gesellschaften identifizierte Aspekt sozialer Bestätigung und Geborgenheit verstärkt zum Tragen.

4.3 Schlussbemerkung

Was haben ich und die Leser nun gelernt? Ich habe mir Wissen über sechs Personen angeeignet, die aus Polen stammen und heute in Deutschland leben, diese in meiner Arbeit dargestellt und versucht, mir und dem Leser ihre typische Gestalt in ihrer sozialen Eingebundenheit zu erschließen.

Für alle dargestellten Personen gilt, dass die Migration eine nachhaltige Erfahrung ist, die zentral die heutige Lebenssituation mitbestimmt. Dabei hängt das Selbstverständnis von der objektiven Situation, den Bedingungen in der Aufnahmegesellschaft, den mitgebrachten Möglichkeiten und den subjektiven Interessen ab. Die Geschichten unterscheiden sich stark voneinander, die Motive für die Migration weisen wenig Gemeinsamkeiten auf. Ich habe die einzelnen Personen vor dem Hintergrund ihrer eigenen Geschichte und der Einbindung in ihre soziale Umgebung nachvollziehbar gemacht. Dabei ging es mir vor allem darum, die sozialen Zusammenhänge, die die Einzelnen repräsentieren und die sie in ihrer individuellen Gesamtheit zu dem machen, was sie sind. Die Allgemeinheit in der Tiefe erschließt sich im Aufzeigen der vielfältigen und einmaligen sozialen Bezüge, durch die das Individuelle zum Besonderen wird und gleichzeitig die sozialen Bedingungen des je Besonderen hervorhebt.

Es ist deutlich geworden, dass individuelle Modernisierung ein schwieriger Prozess ist, der gerade von Migrant*innen, weil diese erst mal nur sehr eingeschränkt in entlastender Routine handeln und denken können, eine aktive Verarbeitung sozialer Veränderungen verlangt. Es zeigt sich auch, dass diese individuellen Veränderungen und Anpassungen immer nur auf dem aufbauen können, was der Einzelne schon vorher war. Auch die Verarbeitung von Brüchen und Lebenskrisen ist immer eine Transformationsleistung, die niemals eine ganz

andere Person hervorbringt. In manchen Fällen deutlicher als in anderen spiegelt sich in der typischen Gestalt der Migranten die Herkunft aus einem ehemals sozialistischen Land. Die Auseinandersetzung mit ihrer Herkunft gestaltet sich bei den Einzelnen sehr unterschiedlich.

Ich hoffe, dass diese Arbeit die Situation der Einzelnen verstehbar macht und dass der Leser Verständnis für das Leben jedes Einzelnen entwickeln kann. Im besten Fall findet der Leser Aspekte, die ihm eine Orientierung in seiner persönliche Umwelt erleichtern. Gemeint ist dabei in erster Linie eine Orientierung gegenüber dem Phänomen Einwanderung aus Polen. Diese Arbeit bietet keine starren Orientierungsmuster, eher dient sie als Hintergrund dafür, in der Begegnung mit diesem Phänomen angemessene Fragen zu stellen. Die eigentliche Annäherung muss jeder selbst leisten, das kann weder diese noch eine andere Studie übernehmen.

Diese Arbeit will ein kleiner Beitrag zur Ethnographie polnischer Einwanderung in Deutschland sein, deren Erforschung bisher trotz erheblichen Umfangs und Kontinuität vernachlässigt wurde. Auf diesem Gebiet gibt es einiges nachzuholen.

Schließlich hoffe ich, dass der Leser nach der Lektüre dieser Arbeit mehr unter dem Begriff „individuelle Modernisierung“ versteht, dass mehr Inhalt mitschwingt, wenn dieser Begriff erneut fällt; vor allem auch, dass seine Ambivalenzen „dichter“ gedacht werden können.

Literaturverzeichnis

Ackermann, Andreas, 1997a: Ethnic Identity by Design or by Default? A Comparative Study of Multiculturalism in Singapore and Frankfurt am Main. Frankfurt am Main: IKO-Verlag für interkulturelle Kommunikation.

Ackermann, Andreas, 1997b: Ethnologische Migrationsforschung. Ein Überblick. In: *kea* 10: Ethnologie der Migration, 1-28.

Adorno, T./Horkheimer, M., 1971: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/Main.

Alheit, Peter, 1997: „Individuelle Modernisierung“ – Zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften. In: Hradil, Stefan: Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt/Main: Campus, 941-951.

Bargatzky, Thomas, 1997: Ethnologie: Eine Einführung in die Wissenschaft von den unproduktiven Gesellschaften. Hamburg: Buske.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas, 1980: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.

Bocock, Robert, 1992: The Cultural Formations of Modern Society. In: Hall, Stuart u.a (Hg.): Formations of Modernity. Cambridge: Polity Press, 229-274.

Bohnsack, Ralf, 1991: Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich.

Bourdieu, Pierre, 1987: Sozialer Sinn, Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/Main.

Bourdieu, Pierre, 1990: Die biografische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biografieforschung und Oral History 1, 75-82.

Böversen, Fritz, 1997: Vorurteile und Feindbilder und die Kategorie des pädagogischen Umgangs. In: ders. (Hg.): Den Umgang mit Fremden neu lernen: Ansätze zur Überwindung der Gewalt. Bielefeld: Kleine Verlag. 12-29.

Brislin, Richard/Cusher Kenneth, 1996: Intercultural Interactions: A practical guide. London u.a: Sage Publications. (Cross-cultural research and methodology series; 9).

Brumlik, Micha, 1990: Ratlos vor dem Fremden? Zum Ethnozentrismus und Kulturrelativismus. In: Gieseke, Wiltrud/Meueler, Erhard/Nuissl, Ekkahard (Hg.), 1991: Ethische Prinzipien der Erwachsenenbildung. Verantwortlich für was und vor wem? Kassel, 170-192.

Bude, Heinz, 1984: Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen - eine Antwort auf die Frage, was Biografieforschung bringt. In: Kohli, Martin/Robert, Günther (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart: Metzler.

Bude, Heinz, 1995: Das Altern einer Generation: Die Jahrgänge 1938 bis 1948. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Cohn-Bendit, Daniel/Schmid, Thomas, 1992: Heimat Babylon: Das Wagnis der multi-kulturellen Demokratie. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Cyrus, Norbert, 1994: Polnische Arbeitsmigranten in der Bundesrepublik Deutschland: Skizze eines Systems ausdifferenzierter Pendelmigration. In: *Mniejszość Niemiecka w Polsce i Polacy w Niemczech. Acta Universitatis Wratislaviensis*, no 1681, *Socjologia XVI*, 181-196.

Cyrus, Norbert, 1997: Grenzkultur und Stigmamanagement. Mobile Ethnographie und Situationsanalyse eines irregulär beschäftigten polnischen Wanderarbeiters in Berlin. In: *kea - Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 10, 83-104.

Cyrus, Norbert, 1998: Die aktuelle Zuwanderung aus Polen nach Berlin. Darstellung anhand einer analytisch-idealtypischen Kategorisierung der Zuwanderer. In: Kapphan, Andreas (Hg.): *Paris-Berlin. Formen und Folgen der Migration*. Berlin, 34-47.

Cyrus, Norbert, 2000a: Stereotypen in Aktion. Die Relevanz nationaler Schemata bei einem polnischen Transmigranten in Berlin. Erscheint in: Roth, Klaus (Hg.): *Deutsch - polnisch - tschechische Nachbarschaftsbeziehung (Arbeitstitel)*. Münster: Waxmann.

Cyrus, Norbert, 2000b: Komplementäre Formen grenzüberschreitender Migration: Einwanderung und Mobilität am Beispiel Polen. Erscheint in: Schmals, Klaus M. (Hg.): *Stadt und Migration*.

Dialog. Deutsch-Polnisches Magazin. Hg: Deutsch-Polnische Gesellschaft Bundesverband e.V.

Duden „Das große Wörterbuch der deutschen Sprache“, 1999. Mannheim u.a.: Dudenverlag (Ausgabe in 10 Bdn.).

Durkheim, Emil, 1981: Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Ecarius, Jutta, 1996: Individualisierung und soziale Reproduktion im Lebenslauf. Konzepte der Lebenslaufforschung. Leske und Budrich: Opladen.

Eckmann, Monique, 1998: Erziehung zur Demokratie, Toleranz und Menschenrechte nach der Methode des Adam-Institutes in Jerusalem. In: Seminarreader zum Erasmus/Sokrates-Intensivseminar Intercomp „Interkulturelle Ressourcen Europäischer Migration im Vergleich“ vom 15.03.1998 bis 21.03.1998 an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 93-97.

Elias, Norbert, 1969: Der Prozess der Zivilisation (2 Bde.). Bern, München: Francke.

Ell, Nikolaus, 1999: Das internationale Workcamp als Bildungsreise und seine Wirkung auf TeilnehmerInnen. Eine empirische Untersuchung zu internationaler Jugendbegegnung in Lateinamerika. Hausarbeit zur Erlangung des Akademischen Grades eines Magister Artium vorgelegt dem Fachbereich Sozialwissenschaften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Fischer, W/Kohli, M., 1987: Biographieforschung. In: Voges, W. (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen, 25-49.

Fischer, Wolfram, 1989: Biografie-forschung. In: Wörterbuch der Soziologie Bd. 1, Hg.: Endruweit, G./Trommersdorf, G. Stuttgart: dtv/Enke.

Fuchs, Werner, 1984: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Fuchs-Heinritz, Werner, 1994: Biographieforschung. In: Lexikon zur Soziologie, Hg.: Fuchs-Heinritz u.a. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Gadamer, Hans-Georg, 1975: Wahrheit und Methode. Tübingen: Mohr.

Garfinkel, H., 1967: Studies in Ethnomethodology, Engelwood Cliffs/New Jersey.

Garz, Detlef/Kraimer, Klaus, 1991: Qualitativ-empirische Sozialforschung im Aufbruch. In: dies. (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1-34.

Geertz, Clifford, 1983: Dichte Beschreibung. Frankfurt/Main.

Halbwachs, M., 1985: Das Gedächtnis und seine sozialen Beziehungen. Frankfurt/Main.

Hann, Christopher, 1994: Fast Forward: The Great Transformation Globalized. In: ders. (Hg.): When History Accelerates. Essays on Rapid Social Change, Complexity and Creativity. London: The Athlone Press, 1-22.

Hauptert, Bernhard, 1991: Vom narrativen Interview zur biografischen Typenbildung. In: Garz, Detlef/Kraimer Klaus (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 213-254.

Helias, Ewa, 1994: Die rechtlichen Grundlagen und Probleme der legalen Beschäftigungsmöglichkeiten für polnische Bürger in Deutschland. In: Mniejszość Niemiecka w Polsce i Polacy w Niemczech. Acta Universitatis Wratislaviensis, no 1681, Socjologia XVI, 163-180.

Hermanns, Harry/Tkocz, Christian/Winkler, Helmut, 1984: Berufsverlauf von Ingenieuren: biografie-analytische Auswertung narrativer Interviews. Frankfurt/Main.

Hildenbrand, Bruno, 1998: Vorwort. In: Strauss (1998), 11-17.

Jonda, Bernadette, 1994: Einstellungen Jugendlicher in Polen gegenüber Deutschen und Deutschland. Dissertation am Fachbereich Sozialwissenschaften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Kaschuba, Wolfgang/Niedermüller, Peter, 1998: Transformations in Eastern Europa. An Ethnological Approach. In: *Ethnologica Europaea* 28/2, 95-99.

Kleßmann, Christoph, 1978: Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870-1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; 30)

Kobylinska, Ewa/Stephan, Robert (Hg.), 1992: Deutsche und Polen. 100 Schlüsselbegriffe. München u.a.: Piper

Kohli, Martin, 1981: Wie es zur „biographischen Methode“ kam und was daraus geworden ist. In: *Zeitschrift für Soziologie* 10/3, 273-293.

Kruse, Otto, 1997: Keine Angst vorm leeren Blatt: Ohne Schreibblockade durchs Studium. Frankfurt u.a.: Campus-Verlag.

Legewie, Heiner, 1994: Diskursanalyse als Forschungs- und Planungsinstrument. In: Boehm, Andreas u.a. (Hg.): *Texte verstehen: Konzepte, Methoden, Werkzeuge*. Konstanz: Universitäts-Verlag, 81-96.

Lauterbach, Burkhard, 1999: Menschen unterwegs. Themen und Probleme volkskundlicher Migrations-Studien. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LIII/102, 129-151.

Lüders, Christian, 1991: Deutungsmusteranalyse. Annäherung an ein risikoreiches Konzept. In: Garz, Detlef/Kraimer Klaus (Hg.): *Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 377-408.

Mannheim, Karl, 1980: *Strukturen des Denkens*. Frankfurt/Main.

Markiewicz, Władysław, 1995: Polen und Deutsche: Ressentiments ohne Ende? In: Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Polen und Deutschland. Nachbarn in Europa*, 130-137.

Mauss, Marcel, 1978: *Die Gabe*. Frankfurt/Main.

Mead, Georg-Herbert, 1975: *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main.

Marburger, Helga/Reinhold, Evelin, 1996: Migrationserfahrung von jugendlichen Ausiedlern und Aussiedlerinnen aus Polen. In: Marburger/Helga, Riesner, Silke (Hg.): *Jugend und deutsch-polnische Nachbarschaft. Bilder vom Anderen, Austausch- und Migrationserfahrung, grenzüberschreitende Projekte und Kooperationen*. Frankfurt/Main: IKO-Verlag.

Meister, Dorothee M., *Zwischenwelten der Migration: biographische Übergänge jugendlicher Aussiedler aus Polen*. Weinheim, München: Juventa-Verlag.

Meister, Hans-Peter, 1994: Gruppen der Polen in Deutschland unterschiedlicher Interessenlage aufgrund ihrer Migrationsgeschichte und ihres rechtlichen Status. In: *Mniejszość Niemiecka w Polsce i Polacy w Niemczech*. Acta Universitatis Wratislaviensis, no 1681, Socjologia XVI, 197-208.

Merleau-Ponty, Maurice, 1973: Vorlesungen I. Berlin, New York.

Meueler, Erhard, 1993: Die Türen des Käfigs. Wege zum Subjekt in der Erwachsenenbildung. Stuttgart: Clett-Kotta.

Misiak, Władysław, 1994: Nowe spojrzenie na problematykę polskie emigracji w Niemczech. In: *Mniejszość Niemiecka w Polsce i Polacy w Niemczech*. Acta Universitatis Wratislaviensis, no 1681, Socjologia XVI, 121-134.

Mrowka, Heinrich, 1994: Polska mniejszość w Republika Federalnej na tle innych grup narodowych. In: *Mniejszość Niemiecka w Polsce i Polacy w Niemczech*. Acta Universitatis Wratislaviensis, no 1681, Socjologia XVI, 135-163.

Nassehi, Armin, 1994: Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: *BIOS Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 46-63.

Nicklas, Hans, 1994: Die Nation im Kopf. Zur Sozialpsychologie der Nationalität. In: Thomas, Alexander (Hg.): *Psychologie und multikulturelle Gesellschaft. Problemanalysen und Problemlösungen*. Stuttgart, Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie, 76-82.

Nienaber, Ursula, 1995: Migration – Integration und Biographie. Biographieanalytische Untersuchungen auf der Basis narrativer Interviews am Beispiel von Spätaussiedlern aus Polen, Rumänien und der UDSSR. Münster, New York: Waxmann. (Internationale Hochschulschriften, Bd. 170)

Oevermann, Ulrich u.a., 1979: Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart: 352-433.

Polm, Rita, 1997: Polen/Polinnen. In: Schmalz-Jacobsen, Cornelia/Hansen, Georg (Hg): *Kleines Lexikon der ethnischen Minderheiten in Deutschland*. München: Beck. S. 123-127. (Beck'sche Reihe; 1192)

Pressespiegel Polen. Hg.: Initiativkreis Polen bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

Schiffauer, Werner, 1991: Die Migranten aus Subay: Türken in Deutschland. Eine Ethnographie. Stuttgart: Klett-Kotta.

Schütz, Alfred, 1974: Der Sinnhafte Aufbau der sozialen Welt – Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/Main.

Schütze, Fritz, 1977: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie: Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien 1.

Selchow, Ulla, 1999: Generationenkonflikte zwischen Müttern und Töchtern in Ouagadougou (Burkina Faso). Hausarbeit zur Erlangung des Akademischen Grades eines Magister Artium vorgelegt dem Fachbereich Sozialwissenschaften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Stefanski, Valentia Maria, 1995: Die polnische Minderheit. In: Schmalz-Jacobsen, Cornelia/Hansen, Georg (Hg): Ethnische Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland. München: Beck, 385-401.

Spradley, James P., 1979: The Ethnographic Interview. New York u.a.: Holt, Rinehart and Winston.

Stellrecht, Irmtraut: Interpretative Ethnologie: Eine Orientierung. In: Schweizer, Thomas/Schweizer, Margarete/Kokot, Waltraut (Hg.), 1993: Handbuch der Ethnologie. Berlin: Reimer, 29-78.

Stadler, Peter, 1994: Globales und interkulturelles Lernen in Verbindung mit Auslandsaufenthalten: ein Bildungskonzept. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik Breitenbach.

Straub, Jürgen, 1989: Historisch-psychologische Biografieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht. Heidelberg: Asanger.

Strauss, Anselm L., 1998: Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. München: Fink.

Strauss, Anselm L/Corbin, Juliet, 1996: Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz, Psychologische Verlagsunion.

Stroheker, Tina, 1998: Polnisches Journal. Aufzeichnungen von unterwegs. Tübingen: Klöpfer und Meyer

Świątkowski, Piotr, 1999: Die sozialen und ethno-kulturellen Probleme der Polen im Rhein-Main-Gebiet. Eine kulturanthropologische Studie. In: Inter Finitisimos 15/16, 32-39.

Świątkowski, Piotr, 2000: "Gottseidank, mein Mann ist kein typischer Deutscher!" Gegenseitige kulturelle Wahrnehmung in deutsch-polnischen Familien. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zur interkulturellen Kommunikation. Erscheint in: Roth, Klaus (Hg.): Deutsch - polnisch - tschechische Nachbarschaftsbeziehung (Arbeitstitel). Münster: Waxmann.

Thomas, William Isaac/Znanięcki, Florian, 1919ff: The Polish peasant in Europe and America, 5 Bde., Boston

Vester, Heinz-Günter, 1999: Tourismustheorie. Soziologischer Wegweiser zum Verständnis touristischer Phänomene. München, Wien: Profil.

Wagner, Wolfgang, 1996: Kulturschock Deutschland. Hamburg: Rotbuch.

Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D., 1993: Menschliche Kommunikation – Formen, Störungen, Paradoxien. Bern u.a.: Huber.

Weber, Max, 1973: Soziologie – Universalgeschichtliche Analysen – Politik. Hg.: Winckelmann, Johannes, Stuttgart.

Von Marschall, Christoph, 1998, Polen in Deutschland. In: Dialog. Deutsch-Polnisches Magazin 12, 3/4, 78-80.

Von Werder, Lutz, 1992: Kreatives Schreiben in den Wissenschaften: für Schule, Hochschule und Erwachsenenbildung. Berlin, Milow: Schibri-Verlag.

Von Werder, Lutz, 1993: Lehrbuch des wissenschaftlichen Schreibens. Berlin, Milow: Schibri-Verlag.

Zaretsky, Eli, 1996: Introduction. In: ders. (Hg.): The Polish Peasant in Europe and America. A Classic Work in Immigration History. Urbana and Chicago: University of Illinois Press, IX-XVII.

Anhang I: Die Interviewkonzepte

Konzept für das erste Interview

[Anmerkung: ich verwende hier die „du“-Anrede, weil diese sich spätestens im Verlauf der Interviews bei allen Gesprächspartnern ergeben hat]

Vor dem Gespräch:

Ankündigen: Namen werden geändert

Um Einverständnis für die Aufzeichnung auf Band bitten

Das Interview:

Biographie erzählen lassen: beginne mit: was machst du heute?

Objektivierungen erfragen:

Wie oft fährst du nach Polen?

Wie viel Kontakt hast mit Menschen in Polen (Telefon, Briefe etc.)?

Siehst du polnisches Fernsehen, liest du polnische Zeitungen?

Besuchst du kulturelle Veranstaltungen (polnische)?

Wie sieht es mit Deutsch-Polnische Aktivitäten bei dir aus?

Gehst du in die Kirche?

Konzept für das zweite Interview

[Es handelt dabei nicht um ein striktes Konzept; ich habe mich, wenn es der Interviewverlauf erforderte von diesem Konzept gelöst.]

1. Beschreibung alltäglicher und typischer Situationen

(der am meisten narrative Teil)

Im ersten Interview hast du erzählt, dass ... – könntest du mir diese Situation genauer beschreiben:

Beispiele:

- Arbeitstag
- Telefonat mit deiner Mutter
- Besuch in Polen
- typisches Treffen mit Freunden, Verwandten, mit Polen
- Ein Samstag mit Kindern
- Aufenthalt bei Berliner Freunden

2. Frageblock

Wobei fällt dir auf, Migrant zu sein?

Wann hast du das letzte mal einen Polen getroffen, gesprochen: wie sah das Treffen aus, worüber wurde gesprochen?

Bei welchen Gelegenheiten sprichst du Polnisch, mit wem, worüber?

Haben deine Kinder zu anderen polnischen Kindern Kontakt?

Wer war in deinem Leben der wichtigste Bezugspunkt: wer hat wichtige Entscheidungen für dich getroffen oder: wie kam es dazu, dass du genau diese Schule, Ausbildung, Studium etc. gemacht hast?

Was ist/war der wichtigste Konflikt in deinem Leben? Lebenskrise, wie hast du sie gemeistert, mit wem?

Was glaubst du, wäre aus dir geworden, wenn du in Polen geblieben wärest? Wie würdest du leben, was würdest du arbeiten, wie würdest du dich fühlen?

Was willst du im Leben erreichen, was ist dir wichtig?

Wie beurteilst du deine Migration? Würdest du noch mal dein Land verlassen, willst du zurück? Was würdest du anderen empfehlen?

3. Konfrontation mit Widersprüchen/Provokationen

Fühlst du dich Polen irgendwie verpflichtet? Macht es dir was aus, wenn schlecht über Polen gesprochen wird? Ist es ein Anliegen von dir, das Polenbild der Deutschen zu revidieren?

Tun sich Polen besonders schwer in Deutschland?

Was ist typisch polnisch?

Was halten die Polen in Polen von Migration?

Warum wollen so viele Polen ihre Herkunft verbergen?

Warum denken und reden die Leute in Polen schlecht über Polen, die ihr Land verlassen?

4. "Missverständnisse" nach W.Wagner

a1 Bist du einer, der eher Optimismus verbreitet oder einer, der gerne jammert?

a2 Wie würdest du diese beiden Charakteristika den Gesellschaften Deutschland und Polen zuordnen?

b1 Welches Geschlechterverhältnis hältst du für vernünftig?

b2 Wie unterscheiden sich Deutschland und Polen in dieser Hinsicht?

c1 Magst du sachliche Auseinandersetzung?

c2 Wo wird mehr und intensiver sachlich gestritten?

d1 Wie sprichst du deine Eltern an: Mama i Tato [Koseform, die nach Aussage meiner Frau üblich ist] oder Matka i Ojciec [wer seine Eltern damit anspricht, demonstriert ein kühles Verhältnis zu ihnen]? Wie sprichst du über sie?

- d2 In welchen beiden Ländern gibt es eine klarere Vorstellung über Gut und Böse?
- e1 Wo stehen die Menschen enger zusammen? Welche Gesellschaft ist „wärmer“?
- e2 Welcher Gesellschaft würdest du folgende Schlagworte eher zuordnen?: Konflikt, Solidarität, Harmonie, Kompromiss?
- f1 In der Auseinandersetzung zwischen Prinzipientreue und Gerechtigkeit – auf welcher Seite würdest du stehen? Kennst du Situationen in denen sich Prinzipientreue und Gerechtigkeit gegenüberstehen?
- f2 Welches der beiden Länder ist toleranter?
- g1 Trittst du Konflikten eher entgegen oder weichst du ihnen lieber aus?
- g2 In welchem Land haben die Menschen eine höhere Konfliktbereitschaft?
- h1 Haben sich in Deutschland deine moralischen Ansprüche verändert?
- h2 In welchem Land ist das Empfinden davon, was anständig ist, eindeutiger, festgelegter?

[Anmerkung: Wagner identifiziert mehrere typische Missverständnisse zwischen Ost und Westdeutschen, die sich nach meinem Vorverständnis z.T. auf (West-)Deutsche und Polen übertragen (nicht: übernehmen) lassen. In mehreren Fragepaaren wollte ich erst die Selbsteinschätzung erfragen und mich dann nach der Zuordnung zu den Gesellschaften erkundigen. Über diesen Weg versprach ich mir Hinweise darüber, wohin sich meine Informanten orientieren. Auch hier gilt: ich fragte nach möglichst konkreten Beispielen, die mir die Einschätzungen erklären können. Die Übertragung einiger Missverständnisse erwies sich aber schwieriger als erwartet, weil sich die Fragen zu eng an Wagners Vorgabe orientieren. Zwar haben manche einige der implizierten Aussagen bestätigt, andere konnten mit diesen Fragen allerdings nichts anfangen. Die Anlage dieses Frageteils entspricht eher dem für diese Arbeit verworfenen hypothesenüberprüfenden Verfahren. Ich habe diesen Teil deswegen nicht systematisch in meine Analyse eingebracht, sondern nur Teile davon, wenn ich mir davon Einsichten in die typische Gestalt der Person versprach, in das beschriebene Analyseverfahren aufgenommen.

Aufgefallen ist mir, dass sich die Frauen offenbar schwerer mit diesen Fragen taten als Männer, die sich bereitwilliger auf diese Art Fragen eingelassen haben und ihre Einschätzungen auch großzügig mit Beispielen erklärten.]

Anhang II: Das vollständige Interview mit Edytka

Im Folgenden werde ich exemplarisch das vollständige Interview (d.h. beide Interviews) mit einer Person, nämlich Edytka, anfügen, damit sich der Leser ein Bild von meiner Interviewführung sowie meinem Umgang mit dem Rohmaterial an Daten machen kann und damit er überprüfen kann, ob er nach deren Lektüre meiner Interpretation zustimmen kann. Das Interview ist nicht geglättet – es ist in der Form, wie es mir nach der Transkription zur Verfügung gestanden hat und in der ich es analysiert habe; die in der Arbeit zitierte Passagen sind fett abgedruckt; der Leser kann im Vergleich selbst entscheiden, ob er mit der Art meiner Glättungen einverstanden ist.

Das erste Interview

DR: Über das Thema haben wir gesprochen, du weißt, worüber es geht, das Interview besteht aus zwei Teilen, heute und noch mal irgendwann; heute wird's mehr um biografische Dinge gehen, also dass du über deinen Lebenslauf erzählst; und nächstes Mal geht es dann um konkretere Themen.

Am Anfang könnte stehen, dass du dich einfach mal vorstellst, wer du bist, was du machst,...

E: Ja, mein Name ist...mh...ist schwer... Heute bin ich bin ich Edith Maj. Ja, ich bin eine Frau; schon biografisch anfangen?

DR: So, wie du dich vorstellen würdest. Was du glaubst, dass wichtig ist. Also was dich ausmacht.

E: Ja, vielleicht beginne ich mit so was Biografisches. Ich bin 1960 geboren in Oppeln. Du weißt, wo Oppeln ist. Ja, und aufgewachsen bin ich auf, in einem Dorf in der Nähe von Oppeln. Und eigentlich da war ich bis zu meinem 21. Lebensjahr. Also zuerst in Kindergarten gegangen, Schule, alles in diesem Dorf, bzw., das waren zwei Dörfer, die nahe beieinander gelegen haben, das war auch die gleiche Gemeinde und Schule das war auch so eine, nicht Gesamtschule heißt das, so was, was man für ganze Gemeinde, so größere Schule, dass nicht in jedem Dorf, das war so ein späteres Konzept.

DR: Also eine Schule für mehrere Ortschaften.

E: Oder halt bis zu gewisse Jahrgang ist man zu alte Schule gegangen und dann in die Neue, weil es..., und, ja bis zum 21. Lebensjahr war ich in diesem Dorf, und nach der Grundschule, das war bis zur achten Klasse, bin ich dann weiter in Oppeln in eine Schule gegangen, in eine Art Lyzeum, Berufslyzeum, wo man auch eine Art Spezialisierung gelernt hat, plus noch gymnasiale Fächer. Und ich war in so auf eine Lyzeum für Schöne Künste. Und fünf Jahre lang.

DR: War das so eine Kunstausbildung, Malen, Musizieren und so?

E: Ja, Malen, das war vor allem. Auch Bildhauerei; jeder Schüler hat es, jede Woyjewodschaft, je nach Region so ein bisschen anders. Ja und das war dann bei uns auch Ausstellungswesen und dann irgendwie noch...mh...die zweite Richtung ist schwer übersetzbar.

DR: Auf polnisch?

E (unverständlich, auf Polnisch) Also, wo man sich mit älteren Dingen befasst. Ja, vielleicht ein bisschen auch mit älteren Dingen und auch so (unverständlich, auf Polnisch) artystyczne – das ist Manufakturen, dass die so was produzieren, so Souvenirs, man könnte auch in Holz arbeiten. Und diese Schüler, die haben kein eigenes Gebäude, deshalb, das war in einer Musikschule, im letzten Stockwerk. Ja, und so war ich fünf Jahre dort, und **nach dem Abitur wusste ich eigentlich nicht, wie ich weiter machen kann, hatte ich keine Ideen, habe ich mich nicht getraut, so jetzt an Studium zu denken; habe ich angefangen zu arbeiten bei einer Firma, in einer Reklamewerkstatt. Und dort habe ich so nicht ganz zwei Jahre gearbeitet, und dann habe ich mich entschlossen, in den Westen zu gehen. Ja, zu versuchen, ich mit noch einer Freundin. Wir haben da so einen Ausflug gebucht; das war auch schon die Zeit der Solidarität und wir konnten das Visum nicht bekommen, nicht so schnell ...**

DR: In welchem Jahr war das?

E: Das war...1981, im Sommer. Ja, und wir haben einen Ausflug von einem Reisebüro gebucht um auf diese Art und Weise an die Pässe zu kommen. Und der Ausflug war nach Helsinki. Also eigentlich fünf Tage Ausflug in Polen mit eintägigem Aufenthalt in Helsinki. Ja, und so sind wir nach Helsinki gekommen, und dann hatten wir vor, nicht mehr auf diese Fähre zurückzugehen. Und eigentlich, wir hatten keine große Idee, was wir machen können. Nur so eine Vorstellung, wir kehren nicht zurück nach Polen. So – blauäugig – sagt man, nicht? Ja, wir haben dann versucht, wir waren in deutsche Botschaft und ich glaube in australische, weil diese Freundin, die hatte so, ihr Traum war Australien, sie hatte Verwandte in Australien und irgendwie formal waren sie in Polen und irgendwie in ihr ist der Wunsch gekommen, ja, sie will nach Australien. Und ich hatte keine Idee, ich bin einfach nur mitgegangen und mal versucht, man hatte auch nicht so viel Auswahl, man musste was unternehmen. Also, so waren wir in ein paar Botschaften, aber auf die kurze Zeit kann man wenig erledigen. Das, was ich jetzt erzähle, das ist jetzt, ich sehe so Schwerpunkte, jetzt beginnt so eine Erzählung, wie ich hierher gekommen ist, ja, das passiert irgendwie so automatisch. Das kann auch so ein bisschen farbig wirken, aber ich weiß nicht, ob das wichtig ist.

DR: Doch, doch!

E: Ab diesem Moment, früher war ich bis zum 21. Lebensjahr irgendwie zu hause, auf dem Dorf, o.k., in die Schule in die Stadt gekommen..

DR: Was bedeutet eigentlich „Dorf“, wie groß war das?

E: Ich weiß nicht, das war nicht so ganz Dorf, das war so ein gemischtes Dorf. Gar nicht so viele Landwirte gab es, sondern auch Arbeiter und Landwirte oder gemischtes. In Polen gab es noch viele Kleinbauern, aber nach dem Krieg, die konnten nicht davon leben. Aber

die haben sich auch geweigert, in die staatliche Landwirtschaft zu gehen. Also, so haben sie da gearbeitet und ihren Lebensunterhalt teils aus dieser Landwirtschaft gelebt, und teils, und meistens, Männer sind in die Stadt gegangen und haben gearbeitet im Beruf, und meistens waren es Frauen auf dem Feld gearbeitet haben. Also nicht nur Kinder erzogen, sondern auch diese Landwirtschaft. Das konnten dann manchmal so fünf Hektar sein, und so..., oder diejenigen, die auch beruflich gearbeitet haben, die mussten dann auch so teilnehmen an so Sachen wie Erntezeit oder Feldarbeit.

DR: Bei dir zu hause, hattet ihr auch Landwirtschaft?

E: Ja. Also ich gehörte so ...(lachen) zu einer typischen landwirtschaftlichen Familie, weil wir ausschließlich von der Landwirtschaft gelebt haben. Und auch eigentlich meine Verwandte, das war dann so wirklich landwirtschaftlich.

DR: Was hattet ihr gemacht, hattet ihr auch Vieh?

E: Ja, das war auch so eine Änderung wahrscheinlich. Also ich hatte kein so großes Interesse an Landwirtschaft. Also, paar Sachen weiß ich, dass wir so um die 17 Hektar gehabt haben, und das war viel. So für individuell Landwirt. Und da gab es so eine Entwicklung. Ich weiß nicht ab wann. Ja, früher hat man so alles gehabt. So, Kühe, Schweine, auch Feld, genug Feld, um Futter zu produzieren, also wirklich so was abgerundetes. Also, ich kann mich nicht erinnern wann, dass mein Vater sich dann irgendwann, sowohl hat Vieh verkauft, als auch Pflanze, z.B., wie heißt das...Pfefferminze auch hatten wir; man hat auch ausprobiert, je nach dem. Oder Samen für bestimmte Pflanzen, so Karotten, das bräuchte dann zwei Jahre, so Zyklen; oder auch so, einmal hatten wir eine Pflanze für Vögel, auf polnisch heißt das *Kanar*, also nichts für Menschen an Getreide, sondern was wahrscheinlich, man muss es ausprobieren, es ist gut für den Boden auch, dass man wechselt. Auch so Kartoffeln und typische Futterpflanzen. und ja, ..bis zu einer gewissen Zeit war es so, dass wir alles hatten, aber dann hat sich mein Vater spezialisiert. Er hat dann alles in Richtung Schweinezucht angelegt, so dass wir dann immer weniger Vieh hatten und dann irgendwann ist eine Kuh geblieben, ja, und dann hatten wir auch auf diese eine Kuh verzichtet und Butter gekauft wie die anderen und Milch, wir waren nicht mehr so klein, hatten nicht mehr so gebraucht, und wenn, dann hatten wir geholt bei jemandem anderen. Ja, aber viele Kleinere, da war es schwieriger für die, weil die aus Landwirtschaft gelebt hatten, indem sie was verkauft hatten, aber selbst auch für sich was produziert haben an Lebensmitteln.

DR: Wie viele Geschwister hast du?

E: Ich habe zwei – eine ältere Schwester und jüngeren Bruder. Und mein Bruder, der ist, der hat die Landwirtschaft übernommen.

DR: Wie was das dann in Helsinki, wie ist das weitergegangen dann?

E: Ja, wir hatten wenig Geld...Also ich weiß nicht

DR: Also, die Reisegruppe war schon wieder zurück?

E: Ja, die waren nur einen Tag da. Und es gab noch ein Mädchen, so eine Bekannte meiner Freundin, die hat gesagt, die kennt dann noch jemanden, und wir können Versuchen Kontakte, um an Leute zu kommen. Die hat uns dann hingebracht in ein Haus und da war eine

Frau, die war eine Finnin. Und die haben angerufen wir Telefonnummer gegeben und wir haben mit ihm gesprochen, und der hat gesagt, ja er ist auf der Arbeit und dann haben wir mit gesprochen, und er hat gesagt, er arbeitet auf legale Art und Weise als Musiker und dass er uns nicht helfen kann. Es war noch so was, dass Finnland irgendwie musste sich an Russland anpassen. Es war neutral, aber, ja..., mussten nicht, durften nicht so was westlichen Ländern, haben auch eigene Politik gemacht. Also Finnland versuchte, nicht in Konflikt mit Russland zu kommen. Dann sind wir irgendwann weiter. Es waren noch ein paar Finnen, die uns zur australischen Botschaft gebracht haben und dann irgendwann waren die Leute weg, und wir sind weiter geblieben, und dann wir zwei, in Helsinki konnten wir nicht so viel machen.

DR: Wo seid ihr in der ersten Nacht geblieben?

E: In verwechsele jetzt, das musste jetzt schnell passieren. Wir hatten nur, ich weiß nicht, 500 Mark, wir mussten schnell weiteren Schritt machen. In Helsinki haben wir übernachtete, ich weiß jetzt nicht ... (überlegt). Doch, doch, doch, da war irgendein Stadion in Helsinki und da war für Jugend,... und da konnte man relativ günstig übernachten. Und dann von dort sind wir, ich weiß nicht, was dann passiert ist, Richtung Schweden gefahren. Also per Anhalter nach Turku. Da sind wir mit einem Franzosen gefahren. Von Turku mit einer Fähre nach Schweden, um dort weiter bei den Botschaften anzuklopfen. Und so ging es dann weiter. Und die Richtung, irgendwie war es klar, wir können nicht am nächsten Tag nach Australien auswandern, und wir haben weiter nach Möglichkeiten gesucht und irgendwie waren so Leute unterwegs und wir hatten auch eine ältere Frau getroffen, die ist, also wir waren jung und unwissend, aber die hat diesen Schritt, den wir gemacht haben, den hat sie als alte Frau gemacht, weil sie hatte einen Sohn in Australien. Ich weiß' nicht, ob ihr Sohn ihr hat gesagt „Komm nach Australien“, oder sonst was und irgendwie solche Informationen, in Österreich gibt es ein Lager, und von dort kann man dann weiter, weißt du, diese Schritte machen, so, Richtung Auswanderungsland. Und so eine ältere Frau haben wir getroffen. Ja, und die war so... Ich verstehe schon, die war so ganz nervös und irgendwie verirrt, und die wusste schon, was sie machen wollte und wo ihr Ziel ist. Und wir hatten das auch übernommen und gewissen Abschnitt sind wir zusammengefahren, wo dann, wie war das, wir hatten kein Geld mehr, wir waren in Stockholm auch bei den Botschaften, auch bei irgendeiner Fremdenpolizei, wo wir Schlange standen, und, ich weiß nicht, jemand hatte da gesagt, zu den Polen, besser nicht zu dieser Fremdenpolizei zu gehen, weil man irgendwie registriert wird, und man konnte schon in skandinavischen Ländern ohne Visum als Pole sein, aber das war nur so für drei Monate, und dann wird man registriert, und dann ist das vorbei. Ja, und dann sind wir nicht mehr hin, dann sind wir nach Dänemark und von dort...

DR: Also, in den Botschaften, das hat alles nichts gebracht?

E: Ne, ne, weil in den Botschaften, die sind alle so angelegt, du musst irgendwelche Anträge ausfüllen, dann warten auf Antwort, dann musst du wieder, weißt du, das erfordert viel Zeit.

Ja, und dann sind wir weiter... In Kopenhagen waren wir auch bei Botschaften. Und, ach, einmal, in Stockholm haben wir auch so, wir waren am Bahnhof, und mussten irgendwann, wir wollten da übernachten, wir wussten nicht, dass sie die Bahnhöfe zumachen. Und dann, die haben uns geweckt, wir haben auf einer Bank geschlafen, mussten halt das Gelände verlassen; wir wussten nicht wohin, sind zu einem Hotel gegangen, und dann dort haben wir nach einer Übernachtung gefragt, und da war, ja, da hatten wir Glück gehabt, da

war eine Russin an der Rezeption und die hat uns dann ein Zimmer gegeben und..., weil ein Gast irgendwie unterwegs war, also dieser Nachbar nicht da war, mussten wir aufstehen und weggehen (letzte Worte waren etwas unverständlich gemurmelt). Ja, und...dann sind wir weiter, wir hatten uns entschlossen, ohne Visum, weil es irgendwie an den Botschaften nicht zu erledigen war, nach Deutschland. Der Zug ist dann irgendwie auf eine Fähre gekommen und wir mussten,...ja, in Puttgarden (?) gab's dann diese Kontrollen, und wir hatten kein Visum und der hat gesagt, wir müssen zurück nach Kopenhagen, um uns ein Visum zu besorgen. Und ich habe gesagt, wir waren in Kopenhagen und dass es irgendwie nicht geht.

DR: In welcher Sprache habt ihr da gesprochen?

E: Ich weiß nicht. (lacht) Deutsch! Ich hatte deutsches Wörterbuch, und meine Freundin, die hatte auch Englisch in der Schule gehabt, weißt du, wir haben uns nicht viel unterhalten, nicht viel diskutiert mit jemandem, es ging immer um bestimmte Sachen. Und der war irgendwie so, der hat, mit dem konnte man überhaupt nicht sprechen. Das ist ja Grenzpolizei oder so was. Ich kann mich noch erinnern, hab ich gesagt, das ist unmöglich, dass wir zurückgehen nach Kopenhagen. Dann hat er gefragt warum. Ich weiß nicht, ob ich ihm geantwortet habe. Jedenfalls mussten wir zurück und mit der Fähre, die haben uns dann, jemandem gesagt, ja, ich weiß nicht, dem Kapitän oder so, dass wir, so, so, ich weiß nicht wie man uns vorgestellt hat, aber, dass wir aus dem Osten irgendwie geflüchtet sind. Und die haben uns dann an den Tisch eingeladen und dann hatten wir...

DR: Also das war auf der Fähre, hat das dann doch geklappt, dass ihr auf der Fähre bleiben konntet?

E: Ne, wir waren, ich weiß nicht, wann diese polizeiliche Grenzkontrolle passiert - auf der Fähre, oder direkt wenn man wieder von der Fähre auf die Gleise kommt, da kann ich mich nicht erinnern. Weil vielleicht auf der Fähre beginnen sie schon? Weiß ich nicht. Ja, jedenfalls, das kann ich mich auch gut erinnern, Bretter mit viel Schinken und so weiter (lacht), die haben uns eingeladen, wahrscheinlich hatten die auch Hunger, aber ich war so böse, diesen Schinken, den ich gar nicht...man wollte was anderes...Na ja!

Ja und dann sind wir zurück nach Kopenhagen und ich hatte, wo wir zurück in Kopenhagen waren, ich hatte irgendwie keine Idee mehr. Wir haben uns irgendwie ergänzt, das war gut. Ich hab, ja ich wusste nicht, was mehr konnten wir machen, und die hat dann gesagt, „gehen wir noch mal“ und so sind wir nochmals auf die Fähre Richtung Hamburg, und da hatten wir Glück, da waren andere Leute an der Grenze.

DR: Also wieder ohne Visum?

E: Ja. Aber da hatten wir, da wussten wir, was wir wollten, wir haben gesagt „Wir wollen Transfervisum“. Wir haben dann gesagt, wir wollen nach Österreich. Und wir wussten schon, was wir wollen; und da waren so nette jüngere Leute, nicht nur so Beamte, und die haben gesagt, die haben uns auf diese, wie heißt dieses Gehäuse, wo sie da sind...Wir sind da über Nacht geblieben, und wir haben gesagt, dass wir dieses Visum wollen, und sie haben versucht, das zu erledigen. Sie haben nicht gesagt „nein“ oder „Sie müssen zurück“, sondern haben schon reagiert. Oder irgendwie hatten wir schon Aufzeichnungen, dass wir schon da waren – ich weiß es nicht. Ja, jedenfalls, wir haben dieses Transfervisum bekommen für 48 Stunden und so sind wir nach Hamburg gekommen und per Anhalter nach Düs-

seldorf oder Dortmund und da hatte ich eine Schulfreundin, und wir sind zu ihr gekommen, um Geld zu leihen (unverständlich;) für Österreich.

DR: Also ihr wolltet da wirklich nach Österreich?

E: Ja.

DR: Und von dort aus nach Australien gehen.

E: Ja, vor allem die, ich wusste nicht, was ich will. Eigentlich konnten wir schon hier in Deutschland bleiben, denn wenn man schon in diesem Land ist, dann kann man auch hier ohne Visum in Lager gehen und sagen „Ich bin Flüchtling“ oder sonst was. Aber ich weiß nicht, wir hatten da auch dieses Österreich, jemand hat uns schon gesagt, und so sind wir nach Wien gefahren dann und da weiter. Und in diesem Lager in der Nähe von Wien, aber wir waren nur ein paar Tage dort, da waren auch viele Leute aus Polen. Und von da aus sind wir nach Steiermark gefahren. Österreich zu dieser Zeit war ziemlich voll von Polen, und die haben dann auch die Leute dann weitergeleitet in die Provinz.

DR: Und wie ging das dann weiter?

E: Ja, ab und zu mussten wir in weitere Botschaften, um weiter was zu erledigen.

DR: Wart ihr dann in einem Lager?

E: Nee, das war so ein Ferienpark, oder private Pensionate. Also anfangs waren wir in einem Lager.

DR: Das war bei Wien, dieses Lager. Wie muss ich mir dieses Lager vorstellen?

E: Och, ein bisschen wie Kaserne. Da vorne standen schon Leute, so Polizisten, Wache. Und wenn man reingekommen ist, haben sie weitergeleitet, dann hatten die da Büros, wo sie einen registriert hatten, und ja Pässe, ich weiß nicht, ob abgenommen. Das habe ich vergessen, weil, wieder Polen haben uns gesagt, wir sollten sagen, wir hätten unsere Pässe verloren, weil es hieß, wenn du hatte, wie wir, viele Stempel, Grenzstempel hatten und es hieß, wenn, das war die Logik von Beamten, man flüchtet, man flüchtet auf kürzerem Weg (lacht). Wir konnten schon in Deutschland bleiben oder gleich da in den skandinavischen Ländern. Aber ich weiß nicht, ob das so richtig war, weil die waren auch so unglaubwürdig: Die haben unsere Pässe genommen, wir haben da keinen gekannt und wir haben die nicht mehr bekommen. Also, die haben wahrscheinlich verkauft die Pässe.

DR: Also ihr habt diesen Leuten Eure Pässe gegeben?

E: Ja, und dann haben wir gefordert, und auch Briefe haben wir geschrieben, aber es war nichts zurückzubekommen. Und dann, okay, den Beamten haben wir gesagt, „ich weiß es nicht, ob wir unsere Pässe verloren haben?“, aber vielleicht wussten sie auch darüber, dass die Leute das machen, verlieren, um da bleiben zu können.

DR: Ist anzunehmen.

E: Und dann waren wir ohne Paß, ja und wir haben nicht einmal Geld bekommen. Es hieß, manche verkaufen ihren Paß, wir haben nur abgegeben, weil sie gesagt haben, dass man sie bei uns nicht findet. Die haben gesagt, dass das irgendwie glaubwürdig ist, dass wir die verloren haben. Ja, und dann haben wir gesagt, wir wollen mit Polen nichts zu tun haben, weil man ständig wieder, so, so ein tun... Man kann sich nicht mit Leuten von außerhalb verständigen, um was zu klären und jemand sagt Dir was, und ständig auf solche Information angewiesen zu sein, also, das hat uns irgendwie, wir haben uns schlecht gefühlt, also wir haben uns schlecht gefühlt. Ja, und so sind wir in einem Ferienpark...Also, Familien und so hatten so Chance, das Lager ziemlich schnell wieder zu verlassen und haben, ja, so, da waren auch wieder so Spielchen, zum Beispiel, wir sind so in diesen Ferienpark gekommen; die haben erklärt, dass wir mit unseren Freunden da sind, weil das auch Jungs waren, also keine Paare, und die wollten auch in diesem Lager nicht bleiben. Also auf diese Art und Weise, zum Beispiel, die haben uns erklärt, nicht als Ehepaar, aber als Befreundete, und sie kamen auch raus aus diesem Lager; und so kamen die Leute dann in Pensionate, so private Pensionate. Und das war wo ich war, so in der Steiermark, ein Ferienpark, so Häuser, die für den Winter nicht so ganz geeignet waren, aber sonst ziemlich modern und die Verpflegung kam dann auch von diesem Gastwirt und ansonsten, was haben die dann da gemacht?

DR: Konntet ihr euch da frei bewegen? Und Essen wurde euch da gebracht?

E: Ja. Ja, manchmal gab es ein bisschen Taschengeld. Ich habe damals geraucht, also Zigaretten, oder Süßigkeiten oder jemand hat sich dann auch für Leute was zum Essen gekauft, was sie so ergänzen konnten, weil die Ernährung, die war so, da gab es viel, viel Kümmelbrot, und das Brot war immer hart, so alt, 'ne. Und irgendwie, ich hatte lange Zeit etwas gegen Kümmel, weil...

DR: Es war zuviel Kümmel.

E: Ja, und da waren, so in der Gegend auch Pensionate, und manchmal da haben wir uns getroffen, und da haben wir oder sogar, weißt Du, dass war bestimmt auch von UNO unterstützt, und eine dort, von den hiesigen, hat so Sprachkurs, so auf Englisch organisiert, weil viele wollten so meistens nach Amerika oder Australien auswandern, so dass man da nicht, nicht, ja, arbeiten durfte man nicht, und man musste was machen und wir sind dann zu Sprachkursen gegangen.

DR: Was war da euer offizieller Status, wart Ihr, habt Ihr Asylantrag gestellt, wie wurde das offiziell, wie wurde das gehandhabt?

E: Ich weiß nicht. Ich glaube eher als Flüchtling. Ich weiß gar nicht, ob ich Asyl beantragt hatte. Das war so was mechanisches, wo, und welche Interviews gab es, ich glaube dort nicht, in Deutschland glaube ich, hier hatte ich ein so Interview. Aber dort nicht so. Schwer zu sagen
Vielleicht war man ja auch automatisch ein Asyl....

DR: Automatisch bestimmt nicht.

E: Aber es war nicht so erforderlich. Sonst kenne ich das, hier war ich später auch so in einem Lager, hier zum Beispiel Interviews, da mussten auch so Aufzeichnungen. Aber in

Österreich? Daran kann ich mich schlecht erinnern. Also so Fingerabdrücke, sowas wurden abgenommen. Ob wir jetzt, ob ich jetzt Asyl beantragt hatte, das war mir nicht so bewusst.

DR: Also, du bist da einfach mit in diesen Ablauf hineingekommen. Und hast die Dinge über dich ergehen lassen, wie sie halt kamen.
Und wie lange warst du in der Steiermark?

E: Also ich war dort von Sommer bis Winter, kurz vor Weihnachten. Meine Freundin war dort etwas länger. Weil, sie wollte wirklich nach Australien, und da musste sie ziemlich lang warten, weil sie, sie wollten so vom australischen Staat eine, dass der das sponsert, und nicht dass zum Beispiel ihre Familie das sponseren muss. Und da musste sie ziemlich lang warten, über ein Jahr, aber das hat dann so geklappt. In Österreich hat sie noch ihren Ehemann kennengelernt. Ja, aber nicht gleich mit ihm nach Australien gegangen.

DR: Auch einen Polen?

E: Ja. Und ich irgendwann, ich habe mich lange für dieses Australien, sagen wir, beworben. Sie wollte das auch irgendwie ...

DR: Dass du mitgehst?

E: Ja, und ich habe das auch mitgespielt. Es war dann wieder so ein Interview in diesem Lager in der Nähe von Wien, ein Büro, ja, und das war so eine Polin, die hat gefragt, wohin will man und warum, und die haben da schon das geprüft, ich weiß nicht ob sie von der australischen Botschaft, einen Auftrag, oder wie...Ja, und ich habe gesagt, „okay Renata, ich mache das“. Also ich sage auch, „nach Australien“. Und das musste man dann wieder begründen. Und das war so doof, weil, sie hatte die Begründung, dass sie dort Familie hat, und ich hatte nicht; und diejenigen, die Familie hatten, die hatten bessere Chance. Und diejenigen, die keine Familie hatten, die keine Familie hatten, die mussten dann wahrscheinlich was anderes haben. Wir hatten uns vereinbart, dass wir Cousinen sind, weil wir hatten gleichen Namen, gleichen Nachnamen, waren nicht verwandt, aber gleichen Namen hatten wir. Und sie hatte so befragt, und ich hatte dann versehentlich gesagt, „meine Freundin“ und so weiter. Und die hat das gleich gehört, und gesagt, „Ja, wie...“. Und für die war das dann gleich ein Grund, dass ich mich nicht mehr mitbewerben könnte. Und es war alles für mich so verschleiert: Warum diese Interviews?

Jedenfalls, ja, ich weiß nur, dass viele Leute, die in Österreich im Lager waren, so Polen, die waren oft so ohne Vorstellung, wohin sie wollten, was sie wollten. Und das war für mich so teilweise abenteuerlich. Jemand hat gesagt: „Oh, da gibt's 'ne Frau aus dieser und dieser Botschaft.“ Also quasi, Botschaften sich, um uns – nicht nur dass wir uns bemüht haben, irgendwohin zu kommen, manche Botschaften haben auch Werbung gemacht unter den Flüchtlingen, weißt Du, irgendwo war ich, ob das nun südafrikanische Botschaft war, aber die Frau habe ich noch im Kopf: so ältere, auch polnisch sprechende Frau mit so Platine, weißt Du, und die hat dann so Werbung gemacht für Flüchtlinge: „Kommt nach Südafrika“ und so haben sich manche Leute, besonders Männer, wo man, sie besonders für USA keine Chance gehabt hat, jemand will sich dann ein Bild machen oder Vorstellung, also was mit diesem Land noch was Gutes ist, versuchte sich da reinzuinterpretieren.

DR: Wie war das dann so mengenmäßig? Das Verhältnis von Männern und Frauen in diesem Lager?

E: Da waren, schwer zu sagen, aber in dem Lager in Wien waren vielleicht mehr Männer, aber im allgemeinen, weil die Familien gingen in Privatpensionate. Und da waren viele Familien auch mit Kindern, also viele Familien, und auch einzelne Frauen, nun alleinstehende, junge Männer vielleicht mehr als Frauen. Oder Paare. Ja, so irgendwann habe ich dann meinen Eltern gesagt, ich will auch nach Australien oder gesagt, versuche nach Australien mit der Renata zu kommen, das war für die, ja, ja so weit, vielleicht für die Eltern auch so schrecklich. Aber irgendwann musste ich dann auch verzichten auf Australien. Ich meine, es wäre etwas anderes, wenn ich wirklich gewollt hätte. Aber...

DR: Also, es war nicht dein Herzenswunsch, nach Australien zu gehen?

E: Ne, ne, das war, ich war total wie in einer, wo ich mich bewege, was, was ich mache, ich hatte keinen besonderen Wunsch irgendwohin zu gehen, aber ich wusste, man musste irgendwas machen, weil ich wusste, man musste irgendwas machen, weil in Österreich konnte man nicht bleiben. Also ich musste was unternehmen. Und so irgendwann hat mein Vater gesagt: „Geh nach Deutschland.“ Und dann halt habe ich diesen Schritt unternommen. Und über Botschaft in Graz – also, es war noch so, dieser Gastwirt, wo wir waren, 'ne, der war dann auch verpflichtet, uns zur Botschaft zu bringen.

DR: Wie war das, Dich von Renata zu trennen? Du warst ja ein ganzes Jahr lang ziemlich eng mit ihr zusammen.

E: Wir waren diese ganze Zeit von Helsinki bis dann, ich bin früher, wann war das?...bis Dezember, **kurz vor Weihnachten, dann haben wir uns getrennt. Ja, es fiel uns schwer, aber das ist so, jeder von uns hat anderen Weg gewählt, und das war irgendwie das Gute daran.**

(Beginn 2. Kassettenseite)

Weißt du, ich bin froh, dass jeder für sich entschlossen hat, obwohl wir gemeinsam viel gehabt haben, bestimmt uns ergänzt hatten. Aber wenn wir zusammen gegangen wären und alles, und ich nicht wusste, will ich nach Australien, will ich nicht? Und so Sachen, ich weiß nicht.

DR: Wie hast du Kontakt zu deinen Eltern aufgenommen in dieser Zeit?

E: Ja, während der kurzen Reise in Helsinki, wir hatten nicht Telefon, wir hatten erst seit kurzem Telefon. Wenn, dann musste man zu jemandem gehen, der Telefon hat.

DR: Also wir, das bezieht sich auf deine Familie in Polen?

E: Ja und wir hatten Karten geschrieben in dieser Zeit dann, und dann, wo ich in diesem Lager war, schon in diesem Pensionat mit der Renate... ab und zu hat mein Vater telefoniert (?). Dann rannte diese, die Mutter von dem Gastwirt zu unserem Ferienpark oder hat gesagt, jemand wird mich anrufen. Und ... zu dieser Zeit, bestimmt mein Vater hat sich auch gekümmert um diese Geschichte, weil er wusste nicht, was passiert ist. Und bestimmt meine Eltern und von Renate haben sich viele Gedanken gemacht. Und dann, irgendwann, mein Vater ist dann im Winter in einem Unfall ums Leben gekommen.

DR: In diesem Winter?

E: Ja – er wusste schon, dass ich versuche, nach Deutschland zu kommen,...

DR: War das auf sein Anraten hin?

E: Mh,...ja. Ja, wahrscheinlich ja, aber ich sah für mich auch keine andere Möglichkeit. In diesem kleinen St. Peters-Dorf, konnte ich nicht bleiben, ich musste irgendwie raus, ja, und Deutschland war vielleicht das gewöhnlichste von allen, wo vielleicht dieses Projekt mit Australien bei mir geplatzt hat, habe ich das dann gesagt. Und vielleicht, ein bisschen, das, dass ich nicht nach Australien will und nicht überzeugt war, das war vielleicht auch die Übertragung von den Gedanken und Wünschen von meinen Eltern.

DR: Also das heißt, du wolltest dann auch nicht so weit weg.

E: Ja.

DR: Du wolltest noch eine Nähe zu deinen Eltern.

E: Ja, und andererseits, ich glaube, mir war zu schade, von Europa wegzugehen, weil ich so wenig noch gekannt habe: Irgendwie wegzugehen, ohne das alles kennenzulernen, ja, irgendwie...ich war auch an Europa gewohnt; ich glaube nicht nur wegen Elternhaus, weil die ersten acht Jahre, ich war gar nicht in Polen. Und erstmal, weil ich geflüchtet bin und zweitens ich habe auch studiert und mit Geld war nicht so gut. Zu dieser Zeit ist dann ein- oder zweimal meine Mutter gekommen.

DR: Wie ging das dann konkret, dass du nach Deutschland gekommen bist?

E: Ja, das ging aus diesem Grund, dass ich eben, dass ich irgendwie deutsche Abstammung nachweisen konnte, und, ja, das war die Lösung. Das war bei Renata – okay, sie brauchte keine Abstammung, aber irgendwie funktionierte das bei ihr. Jeder guckte, dass er...

DR: Also das heißt, du hast deine deutsche Abstammung erst aktiviert, als du mit anderen Wegen nicht weitergekommen bist? Du bist geboren als Polin geboren, und als es dann notwendig geworden ist, hast du die Karte gezogen „Ich bin Deutsche“. Kann man das so zusammenfassen?

E: (lacht) Ja, ich meine, das ist ja immer das Problem bei solchen Fällen. Jeder hat so seine Karte, die bei bestimmten Zeiten... Ja und irgendwie, ich war hilflos. Wenn ich mehr selbstständiger wäre, wenn ich früher vielleicht bessere Sprachkenntnisse..., oder von der Natur aus anders wäre, dann vielleicht würde ich früher genug was wählen, zum Beispiel, sagen wir, ich weiß nicht ob das Schweden oder Frankreich wäre oder einfach auch Polen, dass ich von Zuhause aus weggehen würde in eine Stadt. Das war, manchmal hatte ich in Polen den Eindruck: okay, die Eltern kümmern sich um einen, aber so ein Widerspruch, zum Beispiel, aber denen fällt schwer, wenn ich in Polen einen eigenen Weg wähle, das hätten sie nicht so schnell akzeptiert. Und dass sie, wenn man einen Weg in den Westen gewählt hat, egal, ob vernünftig oder unvernünftig, es war irgendwie immer ein Gewinn. Egal, was dann einem passiert, der ist dann auf der besseren Seite. Und, ja, dies hat mich auch irgendwie geärgert. Nur, irgendwie, ich war so hilflos, oder hatte nicht die Energie zu sagen, ich gehe

noch irgendwo anders hin oder ich hatte zuwenig Kenntnisse, wie ich mich bewegen kann. Und irgendwie...

DR: Das klingt so irgendwie, als sei diese Flucht ein Emanzipationsschritt gewesen, um dich von deinen Eltern, von Zuhause zu emanzipieren?

E: Ja, wahrscheinlich. Je nachdem, ich weiß nicht, ob natürlicher man kann das sagen, es gibt auch in Polen Möglichkeiten, dass man das auf natürlichem Weg regelt. Ja zum Beispiel, wenn Leute heiraten, dann geht man von Zuhause weg. Ja, hier beginnt das, das liegt bestimmt mit der materiellen Situation, dass hier früher junge Leute irgendwie von zuhause weg gehen und eigene Wohnungen haben oder Wohngemeinschaften, ja, früher sich selbstständig machen können. Ja und in Polen war das schwieriger und irgendwie wollte man das auch. Ich wollte das, aber andererseits fühlte ich mich unfähig, dadurch, dass man auch mit Zuhause verbunden war, ja wahrscheinlich nicht nur; das ist ein Problem bei jedem wahrscheinlich, von Zuhause wegzugehen. Ja, und wie das passiert, das ist andere Sache; jeder hat anderen Weg.

DR: Und wie ging das in Deutschland weiter? Bist du dann in ein Aufnahmelager gekommen, und müsstest du nachweisen, dass du deutscher Abstammung bist?

E: Ja, ich müsste gucken, was für Papiere...und ich weiß nicht, ob meine Eltern das durch irgendjemanden zugeschickt haben, irgendwelche Papiere; und ich weiß nicht, ob Papiere so wichtig sein, weil, es gibt in Berlin irgendein Archiv, und zum Beispiel Oppeln ist erst nach dem zweiten Weltkrieg polnisch geworden, also, es war, längere Zeit deutsch. Katowitz, da war es...je nachdem...auch schon früher, Teile von Schlesien...Also, die hatten da schon etwas über meine Familie was, Aufzeichnungen.

DR: Also in Polen warst du Polin, keine Deutsche?

E: In Polen war nicht anders möglich, sogar die Deutschen mussten Polen werden. Ich weiß nicht, es gab Deutsche, die gesagt haben „Ich bin Deutsche“, aber die haben trotzdem immer „polnisch“ geschrieben. So habe ich gehört, was für Praktiken da waren, weiß ich nicht. Aber es war dieser Trend, dass alle, die in Polen waren, oder halt so, die haben auch versucht, ja, so einen Staat aufgebaut, dass sie gesagt haben, dass wir alle Polen sind, nur wenn du irgendwo gelebt hast, dann hast du gesehen, dass der kein Pole ist, der hat diesen Akzent, oder der kommt aus den ehemals östlichen Gebieten und all diese Sachen. Aber sonst, ich habe mich nicht interessiert, ob. Für mich, alle waren Polen. Aber jetzt nicht so, einfach so, wenn es um Staatszugehörigkeit ging, Zigeuner waren auch wahrscheinlich Polen.

DR: In Deutschland warst du in einem Lager; wie lange muss man da bleiben?

E: Das war in Fried-..., so bei Hamburg dieses zentrale Lager; in Bayern war's, aber das hieß Friedberg oder so ähnlich. Ja, das war zu dieser Zeit ziemlich voll, und die Bearbeitungszeiten waren ziemlich lang, also so etwa eine Woche, hat man mir gesagt, das war kurz vor Weihnachten, und ich hatte da schon Lust, die hatten gesagt, dass die Lager anderen, jetzt nicht dieses Hauptlager, dass die voll sind. Ja, und zu diesem Zeitpunkt war eine Cousine in einem Lager, und ich habe dann gesagt, dass ich hingehen will. Und dann habe ich gedacht, so verkürze ich das, indem ich sage, ich will dorthin. Ja und irgendwie doch kam ich kurz vor Weihnachten nach Gießen. Das war ein Lager für frühere DDR-Bürger.

Und neben dran war auch so ein...wie heißt das, ein Geheime, ich glaube, das war von Amerikanern geführt, wo die Leute ausgefragt wurden, weißt du über die Situation, was gibt und so, auch Interviews und so Sachen.

DR: Wurdest du auch ausgefragt?

E: Ja, weil die haben gedacht, dass ich direkt vor Ostern, und dieser Kriegszustand ist zu dieser Zeit ausgebrochen, am 13. Und die haben gedacht, dass ich direkt von Polen komme, und ich habe gesagt, nein, ich bin von... Ich war lange in Österreich. Und dann wollten sie wissen, wie die Lage in Polen ist.

DR: War das unangenehm?

E: Ja, unangenehm. Obwohl dieser Mann polnisch gesprochen hat. Der war bezahlt, um bestimmte Informationen zu bekommen. Es gab auch in diesem Lager – Friedland! Oh, jetzt hab' ich's - da gab es auch unterschiedliche Leute, so, habe ich auch getroffen, so Journalist, weil in München gab es diese „Freie Europa“, das war auch so von Amerikanern...

DR: „Radio Freies Europa.“

E: Ja, und... ich war neugierig, und so habe ich mit ihm gesprochen, und der hat auch so Leute ausgefragt, und ich weiß, der hat mir Geld gegeben, obwohl ich habe ihm keine, nichts besonderes (lacht) vermittelt, aber er hat gesagt, ja wir kriegen Geld von Amerikanern. Von diesem Geld habe ich mir dann Kamm oder so etwas gekauft, was ich dann noch lange, lange gehabt hatte. Ja und in diesem Sinne, wenn ich dann irgendwelche Auskunft, jetzt weiß ich nicht, welche Art, es ging darum, was passiert zu dieser Zeit in Polen konkret, dass die bessere Informationen haben, deshalb waren sie an diesem Platz.

Ja, dann war ich in Gießen, auch in einem Lager zuerst, dann war ich in so einer Art Wohnung, Übergangswohnung, aber auch, wo man mit mehreren gewohnt hat. Und man sagt von dieser Umgebung, von den Leuten, in solchen Situationen, ich weiß nicht, ich wollte da ausbrechen, auch von diesen Problemen und von dem Verhalten von diesen Leuten.

Und dann habe ich so von Sprachkurs erfahren – in der Nähe von Gießen war so erste Stufe von so einer Akademie, Niederberg, die da war... Irgendwie hieß sie, und die war von irgendeiner Stiftung, Otto-Benecke-Stiftung, das ist...in welchem Jahr ist sie entstanden? Weiß ich nicht. Aber für so Leute, Spätaussiedler aus Tschechei oder Polen, jemand hat das gegründet. Und so hat man dann Sprachkurse für die finanziert. Und dann waren dann meistens so Leute mit Abitur, also, so dass man sich für Studium vorbereiten konnte, also besser.

Ja, und dann war da die erste Stufe drei Monate, und dann habe ich mich besser gefühlt, weil ich irgendwie an so jüngere Leute gekommen bin, nicht an diese Familien, diese Männer auch, Männer, die ohne Familien gekommen sind.

DR: Da gab es schon viele in diesem Lager?

E: Ja (lacht)

DR: Und waren das dann auch hauptsächlich ältere Leute, waren die älter als du?

E: Ja. Aber meistens, drunter waren auch solche wie ich, aber auch so Leute, wenn ich dann so zwanzig, zweiundzwanzig war, da gab es auch Leute, die so dreissig waren, die so schon Familie hatten. So, so Frauen mit Kindern, manchmal auch ältere Leute waren dabei, und...ja. Dann habe ich mich irgendwie besser gefühlt unter der Jugend.

DR: Und in dieser ganzen Zeit hast du noch in dieser Übergangswohnung gelebt?

E: Ne, dann war ich im Internat, für drei Monate und dann nach Bonn. In Bonn war ich halbes Jahr. Und das war ganz gut. Ich habe noch Bekannte aus dieser Zeit.

DR: Von Gießen nach Bonn. In Bonn war das dann auch eine Schule?

E: Das war von der selben Akademie... Niederberg oder wie hieß die; von dieser Otto Benecke Stiftung waren dann aber auch die weiteren Stufen. Also ich hatte die Möglichkeit, in der Nähe von Gießen die ersten Stufen von diesem Sprachkurs zu machen, und dann musste man, weil das kleiner Ort war, ja, die hatten nur die erste Stufe angeboten. Und für weitere Stufen müsste man nach Bonn gehen.

DR: Und das war auch ein Internat für Aussiedler?

E: Ja, aber nicht nur, zu dieser Zeit waren da auch Afghanen, und die haben da auch an diesen Sprachkurs teilgenommen.

DR: Und wann hattest du dann deine erste selbstständige Wohnung?

E: Nach Bonn war ich, bin ich nach Frankfurt gegangen, und dort habe ich einen Sonderlehrgang gemacht, so wo man, ja, das deutsche Abitur, wo man ein Zeugnis bekommt, dass man hochschulzugangsberechtigt ist. Ja, und dann habe ich mich an der Uni eingeschrieben. Und das war für mich auch sehr gut. Und da war ich im Studentenwohnheim, und wieder da war ich unter verschiedenen Leuten, weißt du, also auch wieder das Gute, da war ich nicht nur unter Polen, sondern auch unter Deutschen und anderen jungen Leuten. Also, ich wollte auch aus diesem...polnischen Umgebung...Das ist auch was unnatürliches: wenn man im Ausland lebt und unter sich bleibt. Irgendwie, weil man sich wohl fühlt, und solche Sachen, und da muss man was anderes versuchen, kennenlernen. Und, erste Wohnung war dann... eigentlich hatte ich lange keine eigene Wohnung. In Frankfurt nicht, dann bin ich nach Wiesbaden gekommen, ich hatte hier einen Freund und irgendwie habe ich mich dann auch entschlossen, an so ja an der Fachhochschule Wiesbaden diese gestalterische Richtung zu machen. Ich habe angefangen Kunstpädagogik, aber irgendwann es hat mir da nicht so gut gefallen was wir da machen und für andere Schulen, ja, man verliert Zeit bis man sich auskennt: wo, was. Und auf andere Sachen habe ich verzichtet, habe ich gesagt, ich habe wenig Zeit und bin dann für andere Sachen vorbereitet, dann gehe ich nach...Und diese Fachhochschule, diese Gestaltung, die... habe ich einen Freund, der in Wiesbaden gewohnt hatte, so bin ich nach Wiesbaden gekommen, dann haben wir eine Wohnung genommen.

DR: Mit dem Freund zusammen?

E: Ja. Und dann später, nach einiger Zeit ist seine Schwester gekommen – er war Iraner – und dann haben wir zu dritt gewohnt, das war keine so optimale Wohnung, so Kapellenstrasse, Souterrain, dann haben wir noch eine Wohnung genommen, das hatten wir aber

auch nicht kurz (!) gehabt, und dann ist mein Freund ausgezogen, ins Studentenwohnheim nach Mainz gegangen, und dann habe ich gesagt, wir lösen die Wohnung. Weil...es war auch teuer und der Vermieter, der wollte immer mehr Geld, und neu, da für diese Wohnung da jemanden zu finden, Mitbewohner, war auch nicht so einfach. Ja, dann, ich wollte ich auch nicht so bleiben, dann wollte ich für mich wieder was eigenes finden, und dann habe ich eigentlich in Untermiete bei einer jüngeren Frau, die war nach dem Studium, die hat angefangen zu arbeiten, die Wohnung war größer und bei ihr habe ich dann...(unverständlich) ...gelebt. So habe ich drei Jahre... gelebt, bei ihr.

DR: Ab wann konntest du dich problemlos auf deutsch unterhalten? Wie lange hat das gedauert

E: Weiß ich nicht so genau, ich war schon ziemlich lange hier, aber ich glaube nach zwei Jahren.. Ich habe auch den Eindruck, ich habe früher mehr Spaß daran gehabt, deutsch zu sprechen. Es hat lange gedauert, bis man sich überhaupt getraut hat, deutsch zu sprechen. Also, ja, irgendwie, ich weiß nicht, ob das so stark ist, dass man gewohnt ist, bestimmte Sprache zu sprechen. Es ist nicht nur Kenntnisse über eine Sprache, sondern dass ich auch eine andere Sprache spreche, das war für mich was völlig neues, und das hat mich viel gekostet, das auch zu überwinden. Also, so innerlich, andere Sprache zu sprechen, ist komisch, aber manche Sachen, die so selbstverständlich sind, dass sie dann nicht so einfach kommen wie man sich denkt.

DR: Über was konntest du dich in dieser Zeit, konntest du da polnisch reden, also hattest du da immer Polen um dich herum, mit denen du reden konntest? Oder war das dann so eine spracharme Zeit?

E: Ne, ich hatte...Polen, ja, ganze Zeit. Nur vielleicht, ich weiß nicht, ob ich da so nähere Freunde hatte, weil jeder hatte seine nähere Umgebung. Ich hatte verschiedene Leute, das waren bestimmt auch andere Ausländer, weil man da auch gemeinsam Sachen zu überwinden hatte.

(Schweigen)

DR: Waren da, wann hat das angefangen, dass du mit Deutschen Umgang hattest, dass du Deutsche näher kennengelernt hatte?

E: Ich glaube, das war, als ich war in Frankfurt war. Ja, schon selbst, ich war das; nicht, weil es gab Momente, ich habe da durch eine Freundin, ich habe mit zwei Frauen noch in einem Zimmer gewohnt, und eine davon hatte Tante und Onkel in Köln, und mit denen gab es dann Kontakte. Durch sie. Und sonst (nicht). Wo ich da meine Kontakte geschlossen hatte, das war schon in Frankfurt. Ich weiß nicht, das war vielleicht ein Jahr später. Es war nur so komisch als ich in Gießen gewohnt habe, in dieser Not..., erstmal dieses Lager, es war so stark unter sich, dass man gar nicht gemerkt hat, man ist woanders, ich weiß noch, dass ich einmal von dieser Not ...-Wohnung in einem Bus war, und so eine Situation und die Leute um mich, die sprachen deutsch und sind so Leute wo hin gefahren, in die Stadt, um was zu erledigen. Ja, und das war auch so was (lacht), wo ich das neu empfunden habe. Ich bin in einer,...ja... gewöhnlichen Situation, aber die ist mir neu, jetzt geworden.

DR: Du meinst, es ist dir erst spät aufgefallen? Diese Erfahrung hast du erst relativ spät gemacht, als du schon ziemlich lange aus Polen weg warst?

E: Ja, das war noch... Ich war diese drei Monate in Österreich, dann war ich diesen Winter hier, dann waren es wieder vielleicht paar Monate, halbes Jahr, bis man wieder die Lage gewechselt hat, es hieß ja, es gibt viele Leute, die eben aus Polen kamen zu dieser Zeit. Und das war Zufall, jemand hat mich zu diesem Sprachkursort gebracht, sonst würde ich das nicht erfahren, und vielleicht würde ich wieder Zeit verlieren. Ich weiß nicht, ob man das so nennen kann, vielleicht, ja, weil man ungeduldig ist; man will was verändern. Wenn ich zu einer Familie gekommen wäre, wie andere Leute, ich weiß nicht, ob das besser wäre, weißt du, von dieser Seite, wenn du fragst, meinst du, dass ich zu spät zu den Deutschen gekommen bin?

DR: Wie sind andere Leute, sind die in Familien gekommen?

E: In meiner Umgebung waren solche nicht. Aber Aleksander zum Beispiel - seine Mutter war vier Jahre früher da...

DR: Also das ist Familie: Mit Anschluß schon, dass schon jemand hier war. Also, gab es da so eine Grundsolidarität zwischen denen, die hierher gekommen sind, dass man sich da geholfen hat, also dass man bestimmte Sachen füreinander getan hat - oder gab es da eher eine Atmosphäre der Konkurrenz?

E: Konkurrenz würde ich nicht sagen - (lacht:) womit sollte man da konkurrieren? Ja, es gab Austausch-, es gab schon Informationsaustausch, wo man was erledigen muss, wo man das am besten machen kann. Ja, und wie gesagt, ich glaube, jeder hat sich um sich selbst und um seine Familie gekümmert; dass das, wenn das zum Beispiel Männer ohne Familie waren, dass ihre Frauen dann schnell nachkommen. Oder die hatten von Zuhause dann wohl auch Druck, dass sie das dann schnell erledigen sollten. Jeder hatte was anderes. (Pause) Ja, man hat, wir waren nicht so gut ausgestattet, man hat schon gemeinsam fernsehen geguckt. Mir fällt nichts besseres ein.

DR: Und dann in Wiesbaden: Wie ging das weiter, hast du diese Schule dann zu Ende gebracht?

E: Ja, ich habe das zu Ende gebracht; nur irgendwie, ich weiß nicht mehr, mir fehlte die Überzeugung. Mir hat das auch nicht richtig Spaß gemacht. Ich habe das gemacht, um hier auch irgendwie Abschluß zu haben und dann irgendwie Beruf. Ja, einfach aus praktischen Gründen. Und so habe ich dann den Abschluß gemacht. Und danach ist ein Loch passiert. Das war wieder so, meine... etwas...

DR: Also, nachdem du fertig warst mit dem Studium.

E: Also wo ich, also ich meine, das gleiche, wo ich dann irgend etwas mache, und mir keine großen Gedanken mache, sondern eine gewisse Zeit lebe ich so. Und dann, ich habe halt studiert - aus praktischen Gründen - aber trotzdem: Während des Studiums, ich habe mich nicht so in diese Richtung vorbereitet; ich habe kein Praktikum gemacht, weil, ich hatte Probleme, so eine Scheu, hier in den Beruf zu kommen, so in meinem Beruf zu arbeiten. So, vielleicht, ich hatte Komplex. Okay, in Ferien, in Küchen habe ich gearbeitet, oder ich habe geputzt. Und dann, einfach, ich wollte einfach diese Anstrengung nicht machen, hier im Beruf zu arbeiten. Je nachdem, das ist schon, war eine fremde Welt, und erstens und dann halt, diese Anstrengung, als ich gesehen habe, was die Leute machen, das konnte ich nicht machen, deswegen bin ich

auf diesem einfachen..., so lange es ging bin ich diesen einfachen Weg gegangen. Weil, zum Beispiel, ich habe kein Praktikum gemacht, ich musste das nicht, weil da wurde was anderes anerkannt als Praktikum und, ja in dieser Branche, wahrscheinlich in jeder Branche, ist das ziemlich notwendig, dass in Werbung, dass man in Agentur macht das und jenes, dass man das anlernt, so von der praktischen Seite. Und ich hatte keine Lust auf diese Agenturen, und ich hatte das verzögert.

DR: Aber du arbeitest doch in so einem Graphikbüro.

E: Ja, aber da siehst du wie lange,... durch welche Holpersteine geht man, bis ich... Ja, und ich arbeite jetzt, aber das ist ja zum ersten Mal, dass ich in so einer Agentur arbeite. Davor habe ich in einem Verlag gearbeitet. Bis drei Jahre, bis ich dann arbeitslos geworden bin.

DR: Also gleich nach deinem Studium hast du dann in einem Verlag gearbeitet?

E: Ne, nach dem Studium habe ich gar nicht gearbeitet; ich habe nicht gearbeitet und das war so und bin dann schwanger geworden und irgendwie - in so eine persönliche Tragödie bin ich hineingeraten. Das war alles so ... nicht gut durchdacht. Ja, und das Kind, was ich geboren habe, ist dann auch gestorben an Herzkrankheit. Ja, okay, alles geht vorbei, man muss auch versuchen, was neues zu machen. Und dann erst, nach so länger Zeit, sich zu bewerben, bin ich dann an einen Verlag geraten. Und da habe ich dann drei Jahre gearbeitet bis zu einer Kündigung. Und ja, halt, das Verlag gibt es noch, aber jetzt ist es fast ganz aufgelöst, und wenn, dann gibt es da nur noch ein paar freie Mitarbeiter.

DR: Und danach hast du dann in diesem Graphikbüro angefangen?

E: Jetzt vor kurzen. Dann war ich zwei Jahre arbeitslos. Und dann, jetzt erst, ich habe mich schon bei Agenturen auch beworben, aber irgendwie bin ich nicht dran gekommen. Und ich habe einen Kurs gemacht während der Arbeitslosenzeit, das war in Darmstadt. Und da waren auch Frauen, die in dieser Agentur arbeiten, eine Graphikerin und noch eine, und so irgendwie mit der Zeit hat man da gefragt, „könnten man da nicht noch einen Graphiker gebrauchen?“ Also so bin ich da in diese Agentur gekommen.

DR: Hast du dann während der Zeit schon solche Aktivitäten gemacht, wie Kindergarten, Grundschule aufzumachen? Oder bist du erst später auf diese Ideen gekommen.

E: Das ist erst jetzt, das war in dieser Zeit habe ich angefangen, in dieser Agentur zu arbeiten. Und da war ich noch arbeitslos, weil wir waren bei Bekannten, die haben gesagt, dass so was gut wäre, also die Eltern haben gesagt, dass so was gut wäre. Also, ich bin keine Pädagogin, ich fürchte mich auch, so mit Kind was zu machen, habe ich auch nicht ausprobiert. Die haben das geäußert. Und, ja, so habe ich das...dann gemeinsam, so was kann man versuchen. Oder ich habe aus Langeweile mal gesagt: Aleksander, wir gehen zu dieser deutsch-polnische Gesellschaft, wenn man doch erwachsen ist, mein Vater ging auch zu irgendwelchen Versammlungen als ich Kind war, um Zeit zu vertreiben, oder so. Es muss das immer, es muss nicht das gewesen sein. Aber trotzdem. Aber vielleicht dadurch habe ich versucht, etwas anderes, so auf-, so von unserer Seite,... weil Aleksander, der war auch, der war oft Dialyse, der war auch zwei Jahre, und das war für ihn auch fürchterliche Zeit. Ich wusste auch nicht, wie weit ich mich für Beruf entscheiden soll.

DR: Also müssen wir etwas abkürzen jetzt, sonst kriege ich Ärger mit Gosia? Wie oft kommst du heute nach Polen?

E: Ist nicht so oft, einmal im Jahr für eine Woche oder so. Es gab so eine Zeit, so kurz vor Studiumende, wo ich da oft nach Polen gefahren bin, aber nicht nur in die Familien, und da ich da auch etwas gefunden habe für mich, und auch so...Leute, dadurch hat sich das belebt. Aber jetzt...wieder wenig. Also, wenn, dann einmal im Jahr.

DR: Hast du sonst Kontakt? Also, rufst du an oder schreibst du Briefe? Oder kriegst du e-mails?

E: Ja, auch heute schreibe ich keine Briefe - früher viele Briefe, 'ne. Und jetzt,...rufe ich an. Also, die Kontakte sind nicht so toll. Ich weiß, dass ich dort eine Schwester... Es geht dir um Familie?

DR: Überhaupt.

E: Dass ich dort Schwester habe, die hat Kinder, das und jenes...Ja, ich kenne, ich kann das nachvollziehen, genau wie mit meinem Bruder, aber ich pflege nicht so, zu bestimmten Anlässen hinzufahren.

DR: Verfolgst du, was in Polen passiert?

(nächste Kassette)

E: Ich lese nicht mal hier eine Zeitung; also schon, gelegentlich, kaufe ich mir meistens Samstagsausgabe. Manchmal Zeitschriften, wenn ich nach Polen fahre, dann bestimmte Zeitschriften, wo ich dann Reportagen, also nicht Zeitungen.

DR: Und wie ist das mit kulturellen Aktivitäten? Interessierst du dich für das, was hier angeboten wird, wenn polnische Künstler auftreten?

E: Ja, schon, aber ich interessiere mich überhaupt für Kunst, nicht nur für polnische.

DR: Wie informierst du dich, hast du bestimmte Quellen, aus denen du dich informierst?

E: Weißt du, ich fahre nicht extra irgendwohin, weit weg. Es sei denn vielleicht gelegentlich nach Kassel zur Documenta. Ja, wenn ich was höre oder selbst lese, dass da was gibt, an Themen, Ausstellung, 'ne, ich glaube, mehr Richtung Kunst, so was wie Geschichte eher nicht.

DR: Und Musik?

E: Musik auch, Musik, ich glaube am ehesten, weil es auch gut ist. Mit manchen Sachen, wie so Malerei, habe ich meine Probleme, ich glaube, jetzt ändert sich wohl auch die Malerei. Aber ich mochte nicht die Ausstellung, wo Bilder zu der Solidaritätszeit gezeigt wurden. Weißt du, irgendwelche, so Gestalten von Künstlern, die Kreuze, ich weiß nicht, das Düstere irgendwie, das vermittelt haben und , ach, und so was, was man ständig kaut, das ist nichts neues, nur so eine schlechte Darstellung, auch eine Art von Krankheit, die man noch mal zeigt.

DR: Und wie ist das mit deutsch-polnischen Aktivitäten? Hast du ein Interesse daran, dass da was passiert? Gehst du da hin, unterstützt du das?

E: (überlegt), Ja, ich weiß nicht auf welcher Ebene private, oder...

DR: Also, kommt das in deinen Gedanken vor, dass Deutsche und Polen irgendwie zusammengebracht werden müssen? Es kann auf privater Ebene sein, es kann auf Privatebene sein, wie auch immer; überhaupt, denkst du darüber?

E:...schon...ja...Ich weiß nicht, ich will Normalität...von beiden Seiten, aber ich will das Polen zum Beispiel sich besser fühlen, um, egal, mit jedem in Kontakt zu kommen., dass der Komplex irgendwie abbauen werden können und andererseits will ich und auch irgendwie innerlich verlange ich, dass die Deutschen auch Andere, auch mit normalen Augen angucken, direkter, können. Ja, jeder irgendwie sich befragt und normaler wird, wahrscheinlich, vielleicht inklusiv mich selbst.

DR: Letzte Frage: Gehst du in die Kirche?

E: Nein

DR: Bist du aufgewachsen mit der Kirche, hast du alles mitgemacht, Kommunion, Firmung?

E: Ja.

DR: Gehst du überhaupt nicht in die Kirche, oder ab und zu?

E: Ne, ne, ich habe mich entschieden, ich gehe nicht in die Kirche. So, wie ich getauft wurde, oder zu wissen, diesen Weg mitgemacht habe, ohne zu wissen, was ich mache, 'ne, okay, ich meine, innerlich ist da was gewachsen, mit der Religion vermittelt man was, aber ich weiß nicht, was, was ist gut, und was uns dadurch belastet, immer noch. **Ja, und ich habe mich entschieden, nicht mehr in die Kirche zu gehen und es gab Zeiten, wo ich aus der Kirche ausgetreten bin und ich habe das meiner Mutter gesagt, und das ist ein Problem, über den sie...wahrscheinlich nicht hinwegkommt. Aber ich wollte ihr das sagen, ich wollte, dass sie das weiß, dass sie auch dieses (unverständlich) selbst lebt, dass, ja, vielleicht bin ich blöd ein bisschen mit so einem Hintergedanken, dass ich will auch zu diesem...wenn man jemanden aus der Kirche ausstößt, ich will auch zu den Ausgestoßenen gehören. Also, ich will nicht in einer Familie sein, wo alle dasselbe machen.**

DR: Okay, dann sage ich herzlichen Dank soweit, und irgendwann wird's weitergehen.

E: Wolltest du mehr so, informativ?

DR: Ne, genau das wollte ich.

Das zweite Interview

DR: Letztes Mal ging es ja im wesentlichen um die Darstellung der Migration, also wie das dann alles vonstatten gegangen ist; heute würde ich dich bitten, einige alltägliche Situationen zu beschreiben; also, wie ist das zum Beispiel, wenn du zur Arbeit gehst, ein ganz normaler Arbeitstag?

E: Heute?

DR: Ja, ja zum Beispiel heute.

E: Mh ... Aber nicht nur heute die Beschreibung selbst - ich weiß jetzt nicht von welcher Seite. Ich stehe auf, frühstücke, nehme meine Tasche und dann gehe ich zum Parkplatz, wo mein Auto steht. Manchmal ist dies ziemlich weit, weil ich hier in der Stadtmitte wohne. Und dann fahre ich nach Mainz über die Autobahn Mainz-Bretzenheim; ja mein Arbeitsverhältnis ist nicht so genormt, da ich freiberuflich arbeite. Ich bekomme entweder neue Aufgaben oder ich habe noch weiche vom letzten Tag. Und es geht hier um irgendwelche Relationen mit Menschen? ... ich habe zwar Chef, aber der verhält sich nicht ganz wie ein Chef. So von der Atmosphäre ist es ganz gut zwischen uns, und das ist vielleicht der Grund, weswegen ich dort bin, weil es eigentlich, ja, nicht nur für mich, sondern für jeden wichtig ist, wie ich so höre, sogar von Leuten, die mit der Chef – also das ist ein Ehepaar – nicht zurecht gekommen sind, haben bereut, dass sie nicht dort bleiben konnten. Also die hatten ein Problem mit dem Chef

DR: Mit dem Chef, mit dem du gut auskommst?

E: Ich komme nicht so gut mit ihm ... also, das kann ich nicht sagen, aber er ist kein gewöhnlicher Chef, der mich irgendwie kontrolliert; obwohl, bestimmt hatte er irgendwelche, seine Art, weißt du, Leute zu kontrollieren und zu beurteilen, ob sie produktiv sind oder nicht. Und ... ja ... bei manchen kommt es, ja halt dazu, dass man ... dass die bekommen, also gesagt bekommen, also, sie kommen, man will das halt nicht mehr, äh, ...kommen, weißt du? Und dadurch, dass die meisten Leute da ohne Arbeitsverhältnis arbeiten - es wechselt da ganz schnell und wir bekommen das manchmal erst ... also die Woche war das so, dass einen Arbeiter, äh... also der war nicht mehr an diesen Tag da ...und äh .. ich hab' das erfahren an diesem Tag, 'ne, wo dann gesagt wurde, ja gestern war er den letzten Tag da, und man spricht da nicht an viel und man weiß nicht was da so passiert. Ja irgendwie, ja das sind so Gründe wo ich zum Beispiel,... ich arbeite dort, weil ich ... Ich denk' mir, ich weiß nicht inwieweit das stimmt, aber das ich ein bisschen ... halt, dann steuern kann, weil ich eben freiberuflich arbeite. Es geht, ja, das ich mir einen Tag in der Woche frei nehme, weißt du ... und ...

DR: Arbeitest du alleine, oder arbeitest du mit, mit jemandem zusammen? Oder in einem Team? Oder?

E: Mh, mh, wir sitzen alle zusammen in einem Raum, 'ne, aber manche arbeiten auch im Team, oder manche halt so, ich an irgendwas arbeite ich zum Beispiel - mehrere Leute,

aber nicht gleichzeitig, derjenige ist nicht da, aber man muss etwas weiter bearbeiten, 'ne, und dann arbeite ich an dieser Aufgabe und vielleicht, am nächsten Tag, arbeitet an einer Sache wieder jemand anderes, was auch immer das ist ...

DR: Wie sieht das aus, also gibt es da Absprachen, oder wie kommuniziert ihr das, was da zu machen ist?

E: Ja, also, es gibt da so eine Art, (murmelnd) wie heißt das da wieder so in Agenturen ... so Briefings oder Besprechungen. Es gibt vorne ... wie heißt die Abteilung so richtig? Weiß ich nicht so, so äh, dies auch Verlagskauffrauen oder Marketing- so, so -kauffrauen, so diese Richtung - Leute, die mit Kunden so Kontakt haben und auch so wissen, also, die Produktionstermine und ja wie das und das heute, was heute den Kunden verschickt, muss man denen was verschicken oder halt heute muss man dieses oder jenes in die Druckerei, äh, fertig machen, äh, dann, dann, halt sagt man, man muss das oder jenes machen und man fragt oft, also, wer macht das. Oder - ja, also mich überdünkt (?), dass man nichts findet wenn es mir nicht liegt, dann macht das vielleicht jemand anders, der schon, ja, mit dieser Sache mehr vertraut ist; ja und wenn so eine Person fehlt, dann jemand erzählt mir etwas mehr halt, um über diese, über diesen Auftrag und ich kann, ich hab' dann auch noch Möglichkeit, ja, weiter zu telefonieren.

DR: Was heißt „weiter telefonieren“?

E: Ja, entweder Kunden oder auch so Druckereien anzusprechen, mich an, ja, zu befragen, wie ich das und jenes verra-, äh, vorbereiten muss. Technisch, weißt Du, oder halt auch verschicken, ob ich das per ISDN oder ... ja, eine CD brennen muss und, oder ...er sagt mir über Formate...

DR: Also die Arbeit selbst ist dann, also das machst du alleine, also es gibt keine, keine direkte Teamarbeit, dass zwei Leute an irgend etwas herumbasteln?

E: Nee, es gibt welche, die so Teamarbeit sind, die so, so was größeres, ne, wie letztens so, das war so, man arbeitete an so einer Imagebroschüre für eine Firma, 'ne und, ja, wir haben schon was gemacht und das war nicht gut genug für diese Firma. Und jetzt hat der Chef dann einen eingesetzt, diese drei Grafiker alle drei Leute, dass die halt daran gearbeitet haben. Also, ja, wir haben, da gibt es auch von außen kommen da noch Leute, wie Texter und, also jemand der gar nicht bei uns arbeitet, aber auch in diesem Auftrag arbeitet, 'ne. Und, ja, da gibt's so Briefings und so, 'ne, Besprechungen, was, wie, so über Konzept konkret, 'ne. Aber, aber, das war, das war schwierige Aufgabe. Irgendwie, keiner von uns hat das geschafft. Und deshalb, 'ne, hat der Chef das so organisiert, dass (leichtes Lachen) da alle möglichen Leute daran arbeiten, ne, halt, ja, du hast keine Garantie, dass heute, dass dir jemand, was fertigbringt, ja, das ist so eine, entweder machst du das, oder nicht. Ja, und da braucht man schon vielleicht mehrere Leute.

DR: Wie sieht so ein Briefing aus? Also, wie bringen sich die Leute da ein, jeweils, bei diesen Briefings?

E: Ja meistens ist das Briefings ist so mehr von Seiten der Chefs, dass er ... zum Beispiel, er hat, den ersten Kontakt mit Kunden. Er sagt, was der Kunde braucht, was er ihm vorgeschlagen hat und wie der darauf reagiert hat, ja und sagt uns konkret, was, was da produziert wird, ob irgendwelche Produkte, Broschüren, Produktbroschüren oder Geschäftsaus-

stattung, der Briefbogen oder mh, Visitenkarten, ja, das alles. Und diese Hintergründe erzählt der auch, also welche Art von Kunden ist das und welche, also wie kann man diese Firma, weißt du, platzieren, ne. Ja, er gibt also alles, was er so weiß und was er sich vorstellt an uns weiter, so dass wir dann mit diesem Wissen arbeiten können oder sagt auch noch über irgendwelche Unterlagen so was, wo dann mehr steht oder auch so Konkurrenzfirmen, die dann, die man, ne halt so im Internet sich angucken kann und ja, wo man noch mehr Wissen irgendwie sammeln kann. Und dann erst heute geht man an die Arbeit und sucht oft, ja, so... ja ... irgendwelche Analogien, weißt du, mit denen man dann arbeiten kann ohne diese Firma vorzustellen; oder halt sucht Bilder und je nachdem ob sie Geld haben oder nicht oder Geld ausgeben wollen halt, es gibt Möglichkeiten so an Bildkataloge heranzutreten und dann da was herauszusuchen oder halt sagen, ja, dass man einen Fotografen braucht, und der wird dann das und jenes abfotografieren müssen, also so etwas, was man sich vorstellen kann, was man abbilden müsste. Dass man diesen Fotografen prüfen kann.

DR: Redest du viel während der Arbeit oder ist das meistens stille Arbeit? Oder überhaupt am Arbeitsplatz?

E: Also das ist je nachdem. Also, das hängt auch von Personen ab, 'ne, also manche äh, ja, reden viel, aber ja, vielleicht man redet mehr, wenn, wenn es um Sachen geht, weißt du, die Arbeit nicht betreffen (schmunzelnd), aber, ja, ich spreche auch vielleicht jemanden an, wenn ich zum Beispiel etwas nicht weiß, weißt du, wenn ich nicht weiterkomme; und irgendwie so, so eine Beurteilung brauche ich noch von irgend jemandem. Äh ... und... ja ob ich dann, also, was für ein Gefühl hat jemand, oder... Über das, was ich gemacht habe oder halt noch so in der Konzeptionsphase, wie er das sieht, also was könnte man da, was braucht man noch zu diesen, oder zu was braucht man da noch sich Gedanken zu machen ...

DR: Und wenn's dann nicht über die Arbeit geht, worüber spricht man dann?

E: ja, manche sind oft Privatsachen, 'ne. Könnte man die Zeit oder irgendwas erlebt hat, was interessantes, 'ne, wenn jemand aus dem Urlaub kommt, er erzählt was, ne, oder, ja, bringt was interessantes ein,... von der Seite der Graphik, irgendein interessantes Buch, 'ne ja, dann denkt man nicht an Auftrag, 'ne, sondern mehr so, man äußert sich (lacht auf) zu dem, was man da sieht. Und ...

DR: Ist da, ist da auch, äh, manchmal auch Thema, dass du Migrantin bist?

E: Mh. Also unter den Leuten, mit denen ich direkt arbeite nicht, aber es ist bestimmt so, viele Scherz ist das so, dass vielleicht so ein äh, ja, das kann man nicht so beiseite schieben, ne. Und ... Aber ... ja ... ich zum Beispiel, ich mach' nicht daraus ein Thema. Ich weiß, bei uns gibt's noch so, noch so eine Frau, die ist, kommt aus, äh, der ehemaligen DDR, ne, sie ist, weißt so, weißt du, gesprächiger und überhaupt (lacht auf) äh, und ja, bei denen wird gefragt, also, wie war das damals. Also mit Sachen wie so Kleidung oder so mit Moden, oder, also, ja, was gab's da oder wie sah die Alternativszene, also, die hatten auch schon, da gab's auch schon, da war möglich verschiedene Richtungen, damals, ne.

DR: Also spürst Du da eine Nähe zu dieser Frau aus der DDR? Also gibt's da irgendwie eine Gemeinsamkeit?

E: Also ich, ja zu ihr, ja und ich glaube ja und ich glaube, ja und je nachdem was für Person ist das und zu ihr denk ich ja, weil sie auch so, ja sie nimmt die Sachen, wie sie sind. Sie macht nichts großartiges daraus, weißt Du, und manchmal ist es lustig, so ihre Sichtweise, aber, ja, ich kann die äh, verstehen, ne. Aber es kommt mehr von ihrer Person, nicht, nicht dass sie aus der DDR kommt oder so, sondern, ... Ja, so ist sie halt. Also ich mag an ihr das, dass sie so ... ich weiß nicht, vielleicht haben das auch manche Frauen so (lacht) besonders so gut entwickelt. Sie kann an so Kleinigkeiten im Leben herangehen. Und kann, ja, und kann sie gut, richtig darstellen, denk' ich mir, weißt du, also sie kann, also sie kann an irgendeine so Kleinigkeit - für jemanden wäre das Quatsch - wirklich erzählen, und das ist lebhaft irgendwie. Das spürt man bei ihr.

DR: Kannst du ein Beispiel dafür geben, wie das konkret aussieht?

E: Mh, (unverständlich) ... (Langes Schweigen) Ja, jetzt vielleicht fällt mir nicht so viel ein, aber sie, äh sie hat Probleme zum Beispiel mit ihrer Schwiegermutter. Eigentlich, sie ist nicht verheiratet. Ihr Freund ist, studiert Medizin. Und die Frau kann sie nicht, also die Mutter kann sie nicht akzeptieren. Ja und diese Frau die bringt dann, vielleicht hat auch so, die nutzt aus, vielleicht dass sie auch aus der DDR kommt oder irgendwas, um noch das Negative in sich (kein Schreibfehler) zu unterstützen, 'ne und äh, ja dann, dadurch (lacht) und dadurch, dass der (räuspert sich) Mann von dieser Frau ein ... (?) (sehr undeutlich, wegen Lachens) ... das ist so eine Art von Quatschen, vielleicht, aber ich finde, sie schadet niemandem und... ja und sie braucht das vielleicht, ne, find' ich. Jedenfalls - diese Mutter, die haben eine Praxis, er ist ein Augenarzt und irgendwie haben, sind sie renommiert und oder so, äh, jedenfalls hat guten Ruf in Mainz, 'ne und die Mutter hat bestimmte Vorstellungen auch für ihren Sohn und die passt dann nicht in dieses Muster und, ja, sie erzählt dann halt, ab und zu halt was, ... ja, dass sie auch nicht so, eingeladen wird von dieser Frau, weißt du, oder so von dieser Mutter, dass sie dann von irgendwelchen Festen, dass sie da ausgeschlossen wird, ne. Dann andererseits, halt, ja, warum ihr Stefan äh, irgendwie, dass sie von ihm aus nicht so ... Er bleibt mit ihr, aber er, obwohl, ja ich weiß nicht, ob er das spürt, dass ihr irgendwie Unrecht geschieht, aber er kann sich auch von der Ma-, Mutter nicht lösen, ne, also da bleibt das Verhältnis Mutter und Sohn sehr stark und er ist dann nicht auf ... ja...

DR: Er steht nicht auf ihrer Seite.

E: Nö, kann sich auch nicht so ... , ich weiß nicht; entschieden hat er sich wahrscheinlich für sie, 'ne, aber ... Ja, dann vielleicht, ja weißt du, sie ist älter als er; sie ist sich auch bewusst, dass sie, ja, dass, dass das vielleicht auch nicht das beste, dass der Partner für sie ist, weil sie zum Beispiel, als Frau, sie könnte schon anfangen, ja, also, an Kind denken. Und dadurch, dass er noch nicht fertig ist, und auch jünger, und hat auch vielleicht gar nicht diese Gedanken, dass sie irgend- äh...ja, dass sie eigentlich ihre Wünsche und Vorstellungen vielleicht auch in diese Beziehung nicht so richtig wahr sein können. Aber sie weiß, sie kann, sie wird nicht so weg von ihm gehen, um nur, also diese Sachen zu erfüllen, die so, ja, sagen wir, ihr (lacht), die ihr, so als Frau zustehen, die so mit Alter verbunden sind. Ja - und darüber erzählt sie dann so, ausführlich, 'ne.

Und sie kommt sehr gut, also so, eben so, und sie ist auch sehr nett, weißt du, und das finde ich auch so, also zu jedem ist sie sehr nett und nicht so ignorant. Und das ist ja, finde ich ja sehr viel (lacht), weil dadurch zum Beispiel sie kommt dann nicht so in dieses, das, was man dann so in Arbeitsfeld kennt, so also, weißt du, nur arbeiten und irgendwie und dann

also, ja, sie ist noch sie selbst, weißt du und kann noch in jeder Lage, also, das sein, was sie ist, 'ne.

DR: Und wie ist das dann noch einmal mit ... du hast vorhin gesagt, dass zumindest im Verhältnis zu diesem, Chef, oder zu diesem Kunden von dir, ja in gewissen Maßen kannst du, spielt es eine Rolle, dass du eine Migrantin bist, also wie drückt sich das aus?

E: Ähmm, schwer zu ..., weißt du, ist so, meine Chef, ist so, also ich hab' nicht ganz offenes Verhältnis (lacht) mit ihm. Also, es gibt Sachen, die mir nicht gut gefallen, oder die ich nicht so gut verstehen kann, aber es gibt auch, also ich weiß das, es gibt das, mein Chef und seine Frau, okay, die Arbeiten in der Werbung, aber die haben auch so ein, eine Wertvorstellung in gewisser Hinsicht und z.B. das gefällt mir oder stimmt mit mir überein und ich glaube, dass sie - vielleicht liegt da zugrunde auch so ein Ideal, also mein Chef war auch ein oder zwei Jahre in Spanien und hat auch dort ein Praktikum oder so, auf alle Fälle hat er dort angefangen zu arbeiten und auch die Leute, die da kommen; und er hat mir auch selbst gesagt, dass seine Familie; also ich weiß nicht richtig die Geschichte, weil, wenn man über Familie spricht, es kann von ganz entfernter oder von beiden Seiten Familie - also dass ein Teil etwa von Ungarn kommt und ich weiß nicht was er mit Spanien gemeint hat, also es kann sein, dass auch irgendwelche Verwandten da waren, aber auch so von seiner Mutter - die Familie aus Polen kommt, also sie hießen Zardowsky (?), und er hat auch öfters mal gefragt, was bedeutet Zardowsky (?). Ich habe ihm dann erklärt Zard (?), die Bedeutung, weißt du, er lebt in einem Tempo, er hat nie so richtigen Kontakt mit jemandem, der ist ja ständig in Bewegung. Und dann irgendwann fragte er mich wieder „Was heißt Zardowsky?“ und die Leute, mit denen er arbeitet, oder gearbeitet hat, die haben auch oft so einen polnischen Namen. Die sind nicht mehr Polen. Der eine, der heißt Riky-Rzizimansky (?), mit dem er auch so lange gearbeitet hat, ich weiß nicht, auf welcher Ebene er sich bewegt, aber irgendwie ist das für ihn auch ein wichtiges Teil, oder Lebenskonzept, ein Ideal, dass man, dass alle Leute mit ihm sich verstehen können, oder mit ihm zusammen arbeiten können.

DR: Formuliert er das so, sagt er das so? Oder kommuniziert sich das auf eine andere Weise?

E: Ja, ein bisschen auf eine andere Weise. Okay, ich weiß, vieles ist Geschäft - er ist ein Betriebswirt, aber er versucht auch, in seinem Konzept, es gibt ja irgendeine Organisation in Mainz, die sich mit Kindern beschäftigt. Mit so Straßenkindern, aber hier in Deutschland irgendwie. Und dann versucht er mit anderen seinen Kollegen, die auch Unternehmer sind, also ein Konzept zu entwickeln, oder dieser Organisation zu verhelfen, dass sie wirklich so Spenden bekommt oder ein Projekt machen. Also, das ist sowas Ideelles. Obwohl, das ist ja auch, die Leute finden bestimmt einen Weg, wie man sowas macht ...

DR: Also, was mich jetzt interessiert ist, wie erfährst du davon, dass er sowas macht?

E: Das kriegen wir so mit: Also, da kommt ein Job, davor haben wir nichts davon gehört und ja, dann sagt er, wir sollen das und jenes machen, und bei Gelegenheit erklärt er, dass wir aber nicht so lange daran sitzen sollen, weil wir machen das für diese Organisation, aber halt das ist ja mehr oder weniger umsonst. Das kriegen wir oft bei jedem Job zu hören, wie lange sollen wir uns an einer Arbeit aufhalten.

DR: Kommen wir zu etwas anderem: Ich hatte das letzte Mal den Eindruck, dass du nach Deutschland gekommen bist, weil es auch ein versteckter Wunsch deiner Eltern war, dass du nicht weiter wegziehst, zum Beispiel nach Australien. du hast auch gesagt, dass Deutschland so das gewöhnliche Einwanderungsland ist. Das klang so unspektakulär, das klang so, wie wenn Deutschland so langweilig wäre - zumindest im Vergleich zu Australien.

E: Unspektakulär, das ist vielleicht in dieser Hinsicht wie zum Beispiel, ich habe mich mit jemandem unterhalten; es gibt viele Leute aus anderen Ländern, die haben andere Länder, die für sie unspektakuläre Attraktionen sind, wie zum Beispiel ehemalige Kolonien von Frankreich, das ist so, dass die Leute da meistens dahin ziehen. Das ist schon historisch; es gibt schon so - Wege. Vor allem weil ich aus Westpolen komme, und da gab es auch in der Familie schon immer Leute, die im Westen gelebt haben; auch von meiner Familie, ein Opa, der lebte in Berlin und weißt du, es gab das irgendwie immer.

DR: Also, es klang so, als seiest du unzufrieden damit gewesen, dass du . „nur“ nach Deutschland gekommen bist.

E: Ja, zum Beispiel, ich habe mich nicht beschäftigt, ja ich habe mich mit ...(?) beschäftigt, ich hab' mir gesagt ich will raus, aber ich hab' mich nicht beschäftigt mit dem Auswanderungsland. Ich hab' nicht gesagt, ich will hier oder da hin, ich will dies oder das machen, sondern das ist so ein Automatismus. Das ist es, es ist was anderes, wenn du dir selbst einen Weg oder ein Land aussuchst. Aber ich glaube auch, meistens ist es so, dass man irgendwo landet – das kann nicht so richtig gesteuert werden, sondern man hat hier Beziehungen oder man hat hier gehört über dieses Land oder über diese Stadt, und das ist dann schon vertraut, und dann traust du dich; während nach Amerika – also, Amerika wäre für mich so ein Land, wo ich mich überhaupt nicht traue hinzugehen. Vielleicht auch nicht in den Urlaub hinzufahren.

DR: Du würdest dich nicht trauen in den USA Urlaub zu machen?

E: Ja, erstmal, es hat mich nicht so hingezogen, weil ich das nicht so kannte, ich habe mich nicht so damit beschäftigt. Ich habe gesehen, dass sich viele Leute damit beschäftigt haben, und die haben auch viel gewusst und viele Vorstellungen davon gehabt. Oder einige Polen, die ich getroffen habe, deren Ziel war es, nach Amerika zu gehen, also weit entfernte Länder. Ich weiß nicht, wie es bei denen war, manchmal war es bei denen auch schon so, dass sie Familienmitglieder dort hatten, oder Bekannte, und auch automatisch von diesem Land halt mehr Informationen gesammelt hatten und Vorstellungen. Und Amerika ist so ein Riesenland, und ich hatte kein Englisch gelernt und daher war es unerreichbar. In diesem Sinne ist das so, dass Deutschland so nichts spektakuläres ist. Aber als ich hierher kam, es war für mich schon alles neu, wahrscheinlich so, wie wenn ich nach Amerika, oder woanders, die Sprache, das Leben, alles war neu

DR: Ja und wie sehen heute deine Begegnungen aus, wenn du deine Eltern triffst?

E: Ja, meine Mutter lebt nur noch - mein Vater ist verstorben. Ich glaube, da ist einiges auch so abgeschlossen. Ich bin inzwischen erwachsen geworden und entscheide selbst über das und jenes. Jetzt ist es für mich klarer - aber das ist auch so ein Prozess; am Anfang hatte ich Probleme damit. Man hat geschrieben den Eltern und be-

richtet. Ich glaube, die Eltern hatten auch so Vorstellungen, mit denen man sich konfrontiert hat. Also ich mich kontrolliert ...

DR: Wie ist das konkret, wenn ihr euch trefft, also worüber sprichst du mit deiner Mutter oder mit Verwandten, die da sind?

E: Mh, ja ich hatte immer Vorstellungen, dass ich vielleicht mit meiner Mutter Urlaub mache - vielleicht mal für ein paar Tage hin, weg fahren, weil die eigentlich so Urlaub gemacht haben nie - nie, die waren das nicht gewöhnt. Aber irgendwie es hat nie geklappt. Es ist nie dazu gekommen. Wenn, dann mache ich mit ihr einen Ausflug, fahre mit ihr einen Tag irgendwo hin. Und jetzt ist das so, dass ich Zuhause mit ihr bin und irgendwann fahre ich dann mit Kindern weg, von meiner Schwester oder meinem Bruder. Ja, jetzt ist das meistens eigentlich so - Sprechen! Ja, meine Mutter kann viel reden und manchmal ich bin froh, wenn sie so erzählt über Sachen, ähnlich wie Annette, die gar nichts mit mir zu tun haben, sondern irgendwas beschreiben, oder so aus der Vergangenheit, weil ich habe den Eindruck, dass sie hat besseres Gedächtnis. Oder so, dass sie durch erzählen viel vermitteln kann, sie kann sich an viele Sachen gut erinnern '(lacht).

DR: Aus Deiner Kindheit zum Beispiel?

E: Über mich selbst habe ich wenig - aber über denjenigen in der Familie oder Dorfbewohner. Ich glaube, sie ist noch von der Generation, die sich selbst unterhalten hat, durch Erzählen oder dadurch, dass sie zusammen waren. Nun habe ich Gelegenheit, sie zu fragen „Wie war das damals?“ oder, ja, verschiedene Sachen, noch weitere Fragen, über ihren Bruder, den ich nie gekannt hatte, weil der früh verstorben ist. Oder noch so ein Familienmitglied, den ich auch nicht so richtig gekannt habe, der ist auch gestorben, auch so Leute, die ich nicht gekannt habe.

DR: Glaubst Deine Mutter, dass sie Dir diese Dinge erzählen , weil Du soweit weg wohnst, normalerweise?

E: Nein, nein - nun, es gibt bestimmte Sachen, die mich überhaupt nicht interessieren. Ich habe die Möglichkeit, konkret zu sagen, ob sie was weiß: über denjenigen, wie das damals passiert ist... Ja und dann erzählt sie gern. Aber ansonsten glaube ich nicht, dass sie mir irgendwas erzählt mit irgendeiner Absicht. Das ist so reines Erzählen. Also, das Problem ist (lacht), wenn es um mich selbst geht, vielleicht. Wenn sie Sachen anspricht, wo sie ihre Probleme hat. Und ich kann darüber vielleicht auch nicht so gut reden, aber irgendwann kommt es dazu.

DR: Ist es dann konfliktreich?

E: Konfliktreich? Nein! Ich glaube, darüber man sprechen. Das ist ja, dass man das früher nicht richtig gelernt hat; also ich kann mir vorstellen, mit meinem Vater ging es nicht - Besprechen. Er war nicht so richtig autoritär, er konnte aber auch noch nicht so richtig Partner sein. Er war noch so im Zwiespalt, weil er selbst, sein Vater noch autoritär war.... Bei uns, wir waren schon neuere Generation, und da musste schon viel passieren, schon mehr Gespräch und vielleicht dazu war er auch nicht fähig. Und das war auch sein Problem und sein Unglück, wenn es um uns ging, uns Kinder. Vieles, denke ich, dass sie es so gelöst haben, er mit meiner Mutter, sie haben irgendwelche Probleme, dass vielleicht meine Mutter das und jenes lösen musste.

DR: Mit den Kindern, also mit euch?

E: Ja... oder manchmal war das eine so unangenehme Art und Weise, wie er etwas gesagt hat, weil er eben nicht so zu einem Gespräch fähig war.

DR: Und darüber sprichst du dann heute mit deiner Mutter?

E: (murmelnd) Nein, ...

DR: Gibt es da Spannungen noch, wenn du in Polen bist?

E: Also für mich ist das große Spannung. Nicht mein Zuhause... mein Zuhause könnte sein ... Also ich fühl' mich schon ... Also dieser Ort, wenn ich hingeh, ich hab' schon, müsstest du Aleksander fragen; ich hab' schon krankhafte Vorstellungen. Und ja, am besten würde ich überhaupt nicht rausgehen.

DR: Rausgehen - aus dem Dorf oder aus dem Haus?

E: Aus dem Haus.

DR: Also, das ist eher abstoßend dieses Dorf für dich?

E: Für mich - ja. Weil ich dann vielleicht - das ist mein Problem. Es gibt Leute, die da kein Problem haben, die könnten dann vielleicht zu den Leuten rausgehen und mit ihnen sprechen. Früher habe ich noch mit irgend jemandem Kontakt gesucht, also mein Nachbar - aber jetzt, ich habe dazu keine Lust, mir das und jenes anzuhören, keine Lust, keine Beziehung. Und wenn dann irgendwie, ja... mir wäre es am liebsten, wenn ich für sie kein Thema bin; aber die Leute, ja, das ist normal, wenn jemand in ein Dorf kommt, die sprechen dann oft darüber, die sprechen dann vielleicht auch normal, aber für mich ist das ein großes Problem.

DR: Dass die Leute über dich reden?

E: Ja, weil ich irgendwie Angst habe vor Gesellschaft; zum Beispiel, es gab so Klassentreffen, aber ich hatte keine Lust hinzufahren; also jemand hat organisiert Klassentreffen; und mir gefällt auch nicht so dieses Programm - man zahlt da Geld ein, und dann gibt's dieses Standardprogramm: Man bestellt eine Messe und viele Leute, die kommen dann auch schon vom hintersten (andere, die ausgewandert sind oder von weit her anreisen müssen?). Und eine von meiner Klasse, der ist auch schon Kneipenbesitzer. Heute hat man die Möglichkeit, sowas zu organisieren und das dauert irgendwie zwei Tage. Okay, ich finde schön, dass man irgendwie in diesem Dorf, dass man das pflegt und da gibt's viele so Treffen. Mh...

DR: Dann gibt's auch Gottesdienste?

E: Ja, dann gibt's Gottesdienste. Und für mich ist das auch schon - Gottesdienst - und dann irgendwo in der Kneipe. Ich weiß nicht, das sind dann die Hauptpunkte, und dann, wenn man da hinkommt ... ja, dann ist das ein (lacht) Stoff für die Leute. Ja und mit diesem Problem ich war früher nicht fertig und kann ich heute auch kann ich nicht fertig sein.

DR: Also, du warst schon einmal auf so einem Treffen?

E: Ne, war ich nicht, ich war nur bei so einem Fest... aber das war so andere Art von Fest auch so in diesem Dorf, so eine Art von Musikfest...

DR: Wie häufig gab's diese Treffen?

E: Zweimal - aber (lacht) zum Beispiel meine Mutter kann mich auch verstehen, weil jeder, der in so einer Gemeinschaft, einem solchen Dorf lebt, der spürt auch, dass man ein Stoff sein kann zum Reden. Ja, meine Mutter hat das auch nicht so gemocht. Ja, man befreundet sich mit bestimmten Leuten, es gibt so Nachbarin, die auch so viel über Leute erzählt hat, und nicht positiv, 'ne. Dann will man mit diesen Leuten - als Schutz - weniger zu tun haben.

Bei mir ist dieser Mechanismus so stark, weil ich - mit der Kirche und dem Pfarrer bin ich auch in Konflikt geraten und meine Mutter kann das richtig nicht begreifen; sie hat gesagt, wenn der Pfarrer kommt, dann diese Zeit ist, dass sie in die Häuser gehen...

DR: Nach Weihnachten?

E: Ja. Das er nicht über mich fragt. Ich wundere mich, dass er irgendwie, meine Mutter meint, er müsste fragen, also noch wissen über mich.

DR: Fragt er, oder fragt er nicht?

E: Er fragt nie.

DR: Wie viele Leute ans deiner Klasse sind ausgewandert?

E: Ziemlich viele, weil das war noch diese Hauptschule, also bis zur achten Klasse, später im Lyzeum auch, aber da, mit den Leuten hat ich nicht so viele Kontakt, ich müsste ein Bild haben, um zu zählen, wie viele das sind.

DR: So ungefähr; zehn Prozent, zwanzig Prozent?

E: In Prozent, vielleicht dreißig. Ja, vielleicht zehn oder noch mehr. Auch noch in früheren Jahren.

DR: Also zehn Leute von dreißig? (E bestätigt) Das ist wirklich viel. Und die anderen kommen gern zurück, oder?

E: Weiß ich nicht, ich glaube auch nicht; es gibt so Leute, die mögen solche Gesellschaften und es gibt Leute, die, so wie sie sich früher verhalten haben, man ist irgendwo hingegangen oder nicht. Das ist ja auch schon entscheidend. Meine Schwester manchmal erzählt: Also eine ist dann gekommen mit jemanden, der war andere Hautfarbe, ja Ausländer, und dann hat man über sie geredet, weißt du, die Leute, die sind so Sensation und so Sachen, aber das ist gefährlich alles...

DR: Die dörfliche Nachrichtenagentur-

E: Ja, ja, so alles. Und irgendwie es ist Angst, aber es ist berechtigte Angst, weil Leute können, haben so eine Macht, also wie auch die Kirche, weil ich hab' auch hier Cousine und die hat mich mal gefragt, weil die ge-(?) hat und alle Welt schon verheiratet war, ein Kind hatte und ja, das Kind lebte nicht mehr, also die lebte nicht in der Ehe und die hat mal mir gesagt, dass in ihrer Gemeinde der Pfarrer hat irgendwas gesagt, öffentlich über bestimmte Leute. Und da habe ich gedacht, die haben wirklich so eine Art Informationsbörse und die Kirchen geben sich weiter. Also das hat mich sehr empört: ich habe auch meiner Mutter gesagt also wenn jemand über mich- ich bin aus der Kirche ausgetreten - wenn jemand über mich sowas weitergeben würde, ich würde zu diesem Bischof gehen, da könnte man auch nichts machen, ich finde das geht schon zu nah an einen, an die persönliche Freiheit. Also ich weiß, dass viele Leute so Angst haben. Und das ist diese Macht, die die Kirche auf Einzelnen hat, indem man die unfrei macht, die Leute. **Und das, das ist ja genauso für mich wie der Kommunismus. So spürt er auch auf die Kirche. Und heute haben sie immer noch so eine Macht in der Gesellschaft und die schaffen so irgendwelche Geschichten, die Leute weißt du - ihre Gehirne - die Leute denken nicht selbstständig, sondern so wie eine Schar, also manche. Es ist jedenfalls so gefährlich.**

DR: Gibt's Konflikte, wenn du nach Polen kommst, mit deiner Mutter, mit deinen Geschwistern? Gibt es Ansätze von Unbehagen?

E: Nein, weißt du was, also so, nein, man hat sich vielleicht so entfernt; mit meiner Schwester kann ich so einigermaßen offen, ja so unterhalten... offen, aber auch nicht zu viel sagen, weil sie ist so eine Person, die viel erzählt, erzählt das auch weiter. Obwohl, ich finde das auch teilweise gut, weil meine Mutter so kontrolliert, was sie sagt, und meine Schwester ist so eine, eine so etwas unbeherrschte Person. Und dadurch schafft sie sich auch Leiden, ist nicht so ausgewogen. Und mein Bruder ist wieder so - verschlossen. Und es ist vielleicht... Und dann gibt's wieder meinen Schwager. Und ich habe bemerkt, wenn der Schwager hierher kommt, dann irgendwie können wir ungestörter reden. Nur, wenn ich dorthin fahre, dann ist er nicht so anwesend für ein Gespräch. Weil er mit meiner Schwester und den Kindern ist, dann ist er irgendwie zu. Nein, so viele Konflikte gibt es nicht. Oder wenn es über Konflikte geht, man könnte vielleicht ruhig versuchen, über das und jenes zu sprechen. Ich glaube, dann kann man das aushalten können.

DR: Das letzte Mal hast du gesagt, dass deine Mutter nicht darüber hinwegkäme, dass du aus der Kirche ausgetreten bist ist das kein Spannungsthema?

E: Ich glaube, jetzt irgendwie ist das abgeschlossen.

DR: Gab's da mal Konflikte?

E: **Ja, das war, weil sie nicht verstehen konnte, also es hat sie sehr stark getroffen. Irgendwie, sie hat dann, war es soweit, dass sie, ich habe ihr gesagt, „Wenn du willst, ich kann wieder eintreten“ wenn sie das will, also wenn sie das nicht akzeptiert. Dann hat sie gesagt, „ja, mach' das!“ (lacht) Also, weißt du, dass ich nur für Sie, weil sie nicht darüber hinwegkommt, das mache; aber dann habe ich gesagt, ja, weil ich komme, kam, damit nicht klar, ich, ich konnte ihr das nicht erklären, für sie ist das ein Problem, das, das sie nicht selbst lösen kann, ja, dann habe ich gesagt, dann trete ich wieder ein. ja, aber ich habe das nicht gemacht, später wieder, also ich fahre nicht so oft, bin ich wieder hingefahren, ich war nur einige Tage da, und irgendwie, darüber haben wir nicht gesprochen, aber ich spürte, dass für sie, dass sie Spannung,**

dass für sie das immer noch ein Problem ist und zum Schluss eigentlich, bevor ich wegfahren sollte, haben wir darüber gesprochen und seitdem, seitdem, ich glaube, ist es nicht mehr so ein Problem, dass sie das akzeptiert hat. weil die hatte auch so Vorstellungen, „ja, was ist wenn ich sterbe“ ob ich dann in die Kirche komme. Weißt du, sie hat auch ein Problem mit der Gesellschaft, was die Leute... Das ist ein Unding, aus der Kirche auszutreten und dass ich dann ...

DR: Hat sie Angst um dein Seelenheil?

E: Ich glaube nicht, sie hat größere Angst vor den Leuten ...

DR: ... in Dorf...

E: Ja, ich glaube schon, okay, ich glaube, dass sie in diesem Glauben aufgewachsen ist und dass sie auch, ja das ist ein Bestandteil ihres Lebens, ja, das ist auch ihre Art zu leben. Und sie braucht das. Aber, ja, sie konnte nicht verstehen ... Aber Kirche in Polen, das ist ja Tradition, und Tradition, das ist ja auch, ja man kann sich nicht vorstellen was anderes, man kann sich nicht vorstellen, was anderes zu machen, was anderes zu denken. Und das ist ja diese Qual für Leute. Für sie selbst, obwohl sie drin geblieben ist.

DR: Du hast das letztes Mal von Bekannten aus der Bonner Zeit gesprochen. Wie sehen da die Kontakte aus?

E: Also ich hab', ja, das waren so, es gab diese Zeit. Aber ich hab' jetzt nicht viel Kontakt, es ist ja eigentlich eine - eine Freundin. Und über die höre ich manchmal auch über andere Leute. Aber die hat jetzt auch so, ähm Apotheker ... und ihr Mann, der ist aus Kiedrich. Eigentlich kommen sie öfters mal hierher. Mir ist ein bisschen Schade: ich würde mich gerne mit ihr zusammen treffen. Und mit ihr sprechen, einfach quatschen, so, wie die Annette das macht. Weißt du, ich finde das gut. Aber dadurch, dass sie einen Mann hat, der lässt sie nicht los, das finde ich schade und sie macht wieder für ihn, also, ja. Sie könnte ein bisschen freier sein, also wenn sie nach Kiedrich kommt, heute, ich versuche, sie nicht zu überreden, aber sie könnte sagen –„Ah, ich komme in dir!“- selbst und so weiter, aber er lässt sie nicht los. Ständig zusammenbleiben und bei seiner Familie. Und die ist eine freundliche Person, aber ist mir schade, weil ich glaube, sie hat auch viele Sachen, weil, manchmal spüre ich, sie fragt nicht noch, „Wie ist das damit oder jenes“, dass sie auch etwas braucht zu suchen, dass es ihr nicht ganz gut geht ...

DR: Wann hast Du Dich das letzte Mal mit ihr getroffen?

E: Das ist nicht so lange her, sie hat jetzt ein Kind bekommen.

DR: Und worüber habt ihr dann gesprochen?

E: ... Früher gab es vielleicht andere Sachen, jetzt eigentlich wir haben lange nicht mehr so richtig gesprochen ... Früher war das ja auch über zuhause, über, zum Beispiel, sie hat erzählt über ihre Familie, Geschwister in Polen und so Eindrücke. Ein bisschen komisch, weil sie fragte: „Und was meinst Du dazu?“ Und ich habe gemerkt, dass bei uns, dadurch,

dass wir so weg von - Polen waren, wir haben auch, und dann nach Polen gegangen sind, dass uns das und jenes nicht gefallen hat.

DR: In Polen?

E: In Polen und auch bei Familien - dass wir gefragt haben: „er, warum macht der das so?“ oder halt so Familien „Warum können sie sich so oder so verhalten, oder warum können sie das und jenes machen?“

DR: Worum ging es da konkret?

E:Ja, ... manchmal ging er über,... kritische ... Gesichtspunkte, wenn es so über Familien geht, über Verhältnisse in der Familien. Aber manchmal habe ich auch bei uns gemerkt, dass man die anderen kontrollieren wollte, eben aus dieser Entfernung, als ob man besser wusste ...

DR: Wart ihr euch in Eurer Beurteilung einig? Grundsätzlich? Sind euch ähnliche Dinge aufgefallen, über die ihr euch gewundert habt wie das in Polen gemacht wird?

E: Ja manchmal, diese Eindrücke waren so ähnlich. Aber jetzt weiß ich nicht, ob es um bestimmte Leute ging, um Verhaltensweisen ...

DR: Daran wäre ich interessiert, also was ihr gemeinsam beobachtet habt.

E: Also, es gibt da so konkrete Sachen, wie man isst, was man isst, oder die Art, wenn man eingeladen wird, bei jemandem. ja, es gibt viele Sachen: Und dann, also konkret, dass wir Freundinnen waren, dass ich über meine Familienverhältnisse erzählt habe, sie mir über ihre, eigentlich ja, etwas, was für uns sehr wichtig war, etwas, das man merkte, etwas Ungesundes in unseren Familien war, etwas krankhaftes und irgendwie Trauriges. Okay, aber manchmal gab's da Kritikpunkte. Ja, vielleicht ist das was anderes, wenn Du nach kurzer Zeit nach Polen fährst, **dann habe ich sowas gehört: „Ach, das Brot schreckt mir dort so toll“ und solche Sachen, ach ich hab' immer so viel Selbstgemachtes gegessen, aber ich hab, das nie gespürt, oder ... ich weiß nicht, also so Essen, das mir dort besser geschreckt hatte – oder Eier, so selbstgemachte (lacht über den Versprechen auf) also nicht selbstgemachte Eier, sondern von eigenen Hühnern. Ich merkte nur, das ist so viel Arbeit, wenn man so fast alles selber produziert. Also diese Einmachgläser, das und jenen ...**

DR: Also so 'ne Heimatideologie, die ist dir auf die Nerven gegangen, kann man das so sagen, also, wenn man nach Polen gegangen ist, musste einem alles einfach besser schmecken?

E: Ich habe Leute so gehört, aber ich weiß nicht, ob das so stimmt, also einen Mann habe ich gehört, der so halt geredet hat. Mir nicht ich habe dann nach etwas gesucht, die ich nicht gekannt habe, weil eigentlich war früher ... auf dem Dorf gab's einen Laden, es war nicht so abwechselnd. Man hat vielleicht zuhause mehr selbst gemacht, mehr gebacken, man musste selbst was machen aus Kochbüchern. Aber mich hat das noch nie so interessiert, Kochen, im Gegenteil!

(längere Sprechpause)

Ja und in allgemeinen, das ist ja je nachdem, wo man lebt, also bei mir ist ja der Unterschied, ich komme aus dem Dorf und lebe jetzt in der Stadt (lacht), ja, auf dem Dorf, ... also das merke ich schon als Unterschied: Also es hängt noch von Familien ab. Also wir, wir haben nicht so achtgegeben als Kinder auf so... Ordnung und irgendwie Sachen, also richtiger Platz für richtige Sachen, es flog alles so und war einfach viel Platz. Und in der Stadt ist wenig Platz und die Leute haben dann so Kleinigkeiten. Und dieser Unterschied und ... also diesen Unterschied, für mich ist das noch so dieser Unterschied. Ich sehe auch für die Kinder, dass sie einerseits dort vielleicht besser haben, weil sie mehr Platz haben, andererseits sehe ich dass sie andere Möglichkeiten nicht haben, sich zu entwickeln. Vielleicht weiter, wenn man über seine Kindheit, 'ne, wenn das Dorf bis zu einem bestimmten Zeitpunkt gut ist. Nur dann halt, ich befürchte, ob jeder Kraft entwickelt, für sich einen Weg zu finden im Leben. (Hält einen Moment inne)... um nicht in Sucht wie Alkohol oder so bestimmte Kreise zu kommen.

du wolltest noch was anderes über Sachen... Vielleicht, wenn man so mit jemandem ist, kann man sich besser erinnern, Unterstützung (Schweigen)

Wolltest du noch was wissen? Das ist alles so unkonkret.

DR: Ja, machen wir einfach mal weiter: Wenn du hier bist, erlebst du ständig, dass du Migrantin bist, dass du keine Deutsche bist, oder ist dir das immer klar, oder gibt's da nur bestimmte Situationen, wo dir das plötzlich auffällt?

E: Ja, für mich hat das keine größere Bedeutung, (betonend) jetzt, für mich jetzt, in dieser Etappe. Und ich glaube auch, für viele, je nachdem halt, wenn man vielleicht arbeitet, gibt es dann andere Kriterien, aber vielleicht so, dadurch, dass man schon einen Teil seines Lebens hier gelebt hat und weiß, was um einen passiert, dann eigentlich auch, die Deutschen, die haben auch ähnliche Themen, ähnliche Probleme, also so oft diese Ebene ist gleich. Vielleicht, was die Geschichte betrifft, das ist ja anders. (Schweigen)

DR: Wann ist dir das letzte Mal aufgefallen, dass du Migrantin bist? Also, wo es dir plötzlich bewusst wurde, dass du in einem anderen Land aufgewachsen bist.

E: Mir,...kann ich so nicht sagen. Vielleicht gibt's so Leute, die, also, ich fühle mich nicht deutsch, ich fühle schon, dass ich in Deutschland lebe und mit der Realität zu tun haben. Aber ich werde auch Sprachprobleme haben. Und so manche Sachen interessieren mich nicht, was für Deutsche Themen sind. Es gibt so was ... (lacht) lauwarmes, wo ich, mich keiner für begeistern kann. Und da merkt auch der andere, irgendwie, 'die ist nicht von hier'. Aber für mich ist das auch normal irgendwie.

DR: Also, so Einschnitte in deinem Alltag, wo es dir plötzlich positiv oder negativ auffällt, so etwas hast du nicht? Dass es da Situationen gibt, die deinen Alltag unterbrechen und sagen, aha, du bist nicht hier aufgewachsen, hier geboren.

E: Ja, aber ich habe nicht, das hat sich anders entwickelt. Anfangs, ich war froh, so hatte ich mir gesagt, dass ich mit 21 Jahren habe ich Polen verlassen, ich war von dort irgendwie geprägt und jetzt bin ich ja irgendwie, nicht ganz, selbstständig, aber schon so, das ich mein Erwachsenenleben. Und so ist das, einfach. Es gibt Leute, die vielleicht mit zwei oder drei Jahren früher, also vom Alter her, und die fühlen sich schon hier total integriert, also von der Sprache her usw., und die können dann vielleicht Sachen, wenn da jemand etwas erzählt, also sie können sich damit nicht identifizieren. Aber für

mich ist das ganz normal, dass ich, ich kann manches von hier nicht nachvollziehen und jemand kann auch meine Sachen nicht nachvollziehen.

DR: Was sind da so Maker, also was kannst du nicht nachvollziehen?

E: Ja, vielleicht manche Erzählungen über bestimmte Figuren, ich weiß nicht, ob das aus Medien sind oder Politiker oder,.. 'ne.

DR: Bist du Polin, oder wie siehst du dich?

E: Ja, das ist – ja ... Nein, ich habe irgendwie meine Identität verloren. ich kann,.. okay, wenn ein Deutscher mich fragt „Bist du Deutsche“, kann ich nicht sagen, „ich bin Deutsche“ – „Polin“ kann ich auch nicht sagen. Okay, ich würde vielleicht sagen, „ja, ich bin Polin“, aber ich, das ist so komplizierter oder einfacher geworden, je, nachdem, wie man es sieht. Es ist gut, wenn ich mit Leuten bin und keiner braucht mich zu fragen, ja, es ist kein großes Thema. Okay, es gibt so Ämter, die brauchen diese Information – aber die fragen nicht was ich bin, sondern ...

DR: Was sind deine Geschwister?

E: Willst du wissen vom Pass?

DR: Ne, ne, ne, wie du deine Geschwister siehst. Oder wie sich deine Geschwister selbst sehen, als Polen? Oder wissen die das auch nicht genau?.

E: Also, die legen, glaube ich, keinen Wert daran, was sie sind, von der Nation, die leben dort und sind dort in ihrer Realität, aber so, es kommen so Momente in der Geschichte, wo du gefragt wirst oder irgendwelche so Listen, wo du dich deklarieren musst. Und dann müssen Sie sich damit konfrontieren. Aber das ist meistens mit irgend etwas anderem verbunden.

DR: Und wie ist das im Dorf? Wird deine Familie als deutsch oder als polnisch von den anderen wahrgenommen?

E: Weiß ich nicht richtig, weil, zum Beispiel, ich habe früher mit meinen Vater gesprochen „wie war das...?“ Ich war zum ersten mal hier in Deutschland, ich war 16, und ich weiß noch, er hat in Deutschland einen Lehrer besucht, seinen Lehrer vor dem Krieg oder während des Krieges; ich wusste auch seinen Namen, weil, ja sie haben zwischen sich erzählt und ich wusste nicht, warum er ihn besucht hat, ob das Beziehungen waren, ob die ihn besonders gut im Kopf behalten haben ... vielleicht. Aber ich habe zum Beispiel meinen Vater, jetzt weiß ich auch, ich weiß nicht, ob du bei Kutz warst (polnischer Regisseur, der vor einigen Wochen zur Vorführung seiner Filme in Wiesbaden war) diese Unterteilung... Schlesien also irgendwie ohne National- oder wollen nirgends, solche..., die mehr so polnisch angehaucht waren und solche, die ... deutsch, 'ne. Und in jeder Familie, glaube ich, war beides, alle Richtungen, zu finden. Und meine Familie sehe ich so neutral. Also in keiner Richtung hin.

DR: Also, in keine der drei Richtungen hin?

E: Nee, vielleicht in diese einfach Schlesier – einfach nichts besonderes. Weil, das war früher immer mit so einer Deklaration verbunden: Du musst dich entscheiden, für jemanden. Und das war auch mit Karrieren verbunden. Also jemand, wie so eine ... ein Bruder meines Opas, der lebte in Berlin und hat dort gearbeitet, und ... ja. Er hat sich entschieden deutsch zu sein. Und ich weiß noch, meine Mutter hat gesagt, wenn sie sich getroffen haben, dann gab's Spannungen. Also, die haben sich jahrelang nicht gesehen. Erst wo mein Opa gestorben ist, ist sein Bruder gekommen und mit seiner Frau, nach hause, zu Besuch, weil, ich glaube, es ging um politische Optionen, dass mein Opa pro-polnisch war und der andere, er war in Deutschland, und er war pro-deutsch. Und diese Konflikte gab's da wahrscheinlich. Und so wie ich mal meinen Vater gefragt habe, sagte er, ja es gab solche, die so ... ich glaube schwere Zeit war diese Nazizeit, weil dann vielleicht ... Auch in unseren Dörfern, manche Leute haben sich dann deklariert in Richtung deutsch und eben so, das Schlechte eben so, also mehr mit Nazis gearbeitet.

DR: Während des Krieges deutsch, nach der Krieg polnisch?

E: Nach dem Krieg war das nicht so, nach dem Krieg musste jeder polnisch sein; also wenn du sogar draufgeschrieben hast „deutsch“, man hat dir drauf geschrieben „polnisch“-
(kurze Pause)

Ja, das sind so Sachen. ich glaube, das sind so spektakuläre Sachen; ich glaube da lebten auch Deutsche in Polen weiter. Okay, die hatten im Pass „polnisch“ als Staatsbürgerschaft; ich weiß nicht, ob es die national, ob Nationalität die Frage war; oder nur um..., da müsste ich nachgucken.

DR: Wie wirst du hier wahrgenommen, was sagen die Leute hier in Haus? Sagen sie, hier in der Wohnung wohnen Polen.

E: Ja, bestimmt; obwohl, wenn du so lebst zwischen Menschen, ist das nicht mehr so wichtig, sondern, ja da lebt Aleksander oder „der Blinde“ mit der..., also auf einer anderen Ebene, also, du hast noch mehr Anhaltspunkte zu dieser Person, das ist ja, die Nation, wenn man gar nichts weiß. Das braucht man auf den Grenzen auf jeden Fall. Welche Nation, und Name, und so weiter ... Das ist das, was uns unglücklich gemacht hat, das mit der Nationalität. Auch so wie ich gehört habe, bei diesem Symposium von Zweisprachigkeit, es leben in Polen auch Leute, für die ist das..., die wissen nicht oder, die hatten nie das Bedürfnis gehabt, danach zu fragen „Was bin ich“. Für die ist wichtig, das sie so leben mit dieser Sprache, mit diesem Dialekt.

DR: Was es ja schon gibt in Polen, ist, dass es vielen Leuten ja schon aufstößt, dass Leute, wenn sie ans Polen ausgewandert sind, sich nicht mehr eindeutig zu ihrem Polnischsein bekennen.

E: ja, aber weißt du, ich habe mich mit manchen Sachen in Polen auch nicht beschäftigt während ich in Polen war; und ich glaube, es gibt manche Sachen, die man aufarbeitet, wenn ich die höre, dann irgendwie, mache ich auch diesen Prozeß durch. Und ich glaube, es gibt auch negativen Patriotismus. Zum Beispiel, heute kann man so kritisch sehen den Warschauer Aufstand. Oder diese, dieses, dieser politische Kampf zwischen kommunistische...Da gibt es zwei dieser Armeen: AKA und diese Linke. Und diese Konkurrenz, das ist nicht nur Patriotismus. Und da gibt es so ein paar Momente in der Geschichte von Polen, wo sie so ihre Jugend geopfert haben: Also, so schönes junges Blut, das ist ja martyrisch. Das war in, in Lwow, glaube ich, da gibt es auch diesen Friedhof von jungen Leu-

ten, wo man jungen Leuten, Kindern, diesen Patriotismus aufgezogen hat, dass ihr Wunsch war, an Waffe zu kommen und da gegen die Kommunisten anzukämpfen. Und in Warschauer Aufstand sind auch ganz junge, wertvolle Leute gestorben.

DR: Wann hast du das letzte Mal einen Polen getroffen, außer Aleksander? Jemanden, der in Polen aufgewachsen ist? oder wann hast du außer mit Aleksander - zuletzt polnisch gesprochen?

E: Ja, also jetzt kommen die Sachen mit Polinguia, dann gibt es erstes, dass man erstes Leute trifft. Also jetzt habe ich öfters die Möglichkeit, polnisch zu sprechen, oder auch telefonisch. Es gab Zeiten, wo ich weniger Kontakte mit Polen hatte. Und jetzt ist es irgendwie normal geworden.

DR: Worüber hast du das leiste Mal mit Polen gesprochen?

E: (langes Nachdenken) Ja zum Beispiel gestern bei diesem Grill ... über Alltägliches denk' ich mir. Oder auch mit Kindern Ball gespielt, das ist was ganz gewöhnliches...nichts besonderes. Man hat sich nicht über ein Thema unterhalten. Also ich nicht – vielleicht eine andere Gruppe schon.

DR: Was anderes: Was war so, wenn du im Nachhinein guckst, der wichtigste Konflikt in deinem Leben? Und wie bist du damit umgegangen? Und wer hat dir dabei geholfen die Konflikte zu lösen? Wenn es so was gegeben hat.

E: Ja, das ist immer so eine Entwicklung. Auf dem Weg dahin gibt es immer so ein paar Krisen, die immer da sind. Weißt du, und dann ist immer die Krise in der Gegenwart die stärkste. (Schweigen);

Ja, ich kann nur über die aktuelle, vielleicht andere waren größer, aber ich weiß nicht, ich kann mir noch mein Leben nicht so angucken, weißt du, wie so Sternenhimmel. Ja für mich, die gegenwärtige ist die stärkste Krise.

DR: Auf wen vertraust du, wenn du Krisen bewältigen willst? Wo orientierst du dich?

E: Wie gesagt, früher habe ich nach etwas gesucht, nach Orientierungspunkt, das war ja :um Beispiel... als meine Tochter gestorben ist... zu dieser Zeit und noch davor, jedenfalls nach dem Studium, ich wusste nicht, was ich zu machen habe, und was soll ich weiter machen. Zu dieser Zeit bin ich, habe ich meditiert, in eine Zen-Gruppe so eingetreten. Oder ich war damals auch öfters nach Polen in Zen-Sessions gefahren. Aber jetzt mache ich das nicht mehr.

(nächste Kasette)

E: Vielleicht so habe ich das früher auch gemacht, aber so, man lebt irgendwie und dann tiefer, oder man sucht eine Möglichkeit, sich aufzubauen. Man kann das auch so machen durch körperliche Betätigung also durch Kontakte mit der Natur oder überhaupt, Zeit für sich selbst zu finden.

Ja, bestimmt habe ich Gedanken an jemanden, oder erzählt, man weiß, wenn man erzählt, dann belastet man wieder jemanden anders oder... Heute denke ich, dass ich... vielleicht ist es auch gut, auch von seinen Freunden viel zu hören. Aber das ist dann auch mein Problem, dass ich irgendwie für mich was machen muss, so dass ich selbst nicht Konflikte

und selbst nicht produziere. Ja, und dass ich irgendwie Kontakt mit mir selbst habe, also, so Vertrauen und...Also nicht nur Stärke an Kontakte, dass ich irgendwie meine Bedeutung, dass ich irgendwie das Gefühl habe, dann kann ich leben. Auch unter anderen Leuten.

DR: Das klingt so, wie wenn du dir selbst die Verantwortung für deine Konfliktlösung zuschreiben würdest? du willst andere Leute nicht so belasten, sondern willst deine Konflikte selbst lösen?

E: Ja, ich will nicht, wie... Konflikte zu lösen ist,... ja, es gibt sehr viele Konflikte. Also das ist schon etwas, was passiert ist. Nur, ich denke mir, es geht darum und Konflikte zu lösen ist was anderes, also, so Probleme zu lösen. Man muss mit anderen, ja man hat so Möglichkeiten.

DR: Es gibt so persönliche Krisen, keine Streite mit der Nachbarin, oder so etwas?

E: Ne. Ja, es ist so, denke ich mir, weil es geht... Das klingt so, dass ich mir selbst Probleme zuschreibe, also als Ursache. Und, wie soll ich das sagen? Es geht um Selbstwertgefühl, das ich selbst stärken muss. Ich finde, es gibt so Sachen, Alltagssachen, die ich nicht so gut bewältigen kann. Dass ich vielleicht ich höre da nicht auf mich selbst, sondern da ich irgendwelche Beurteilungskriterien habe, die vielleicht gar nicht von mir stammen. Ja, ja, das lernt man dabei, das lernt man in Familien, in Schulen und es geht mir um den Kontakt mit mir selbst, denn das andere, das hilft mir nicht und da macht man es sich so schwer und sich selbst unglücklich. Und das man hat so wenig Vertrauen in sich. Das größere Vertrauen irgendwie, wenn ich sonst irgendwie mit mir nicht aufbaue, dann habe ich keine Chance, dann muss ich mich ständig um mich selbst kümmern. Das nutzt dann nicht mehr so viel. Auch unter Leute gehen und zu den Leuten dann irgendwie, mit denen habe ich dann so keine Lust eigentlich zusammen zu sein nur aus irgendeiner Gelegenheit oder denen nichts geben kann, weißt du. Nur da zu sein aus Gewohnheit; also ich fühle das ist das zur Zeit wichtigste, dass der Tod von meiner Tochter ist jetzt, jetzt fühle ich, dass ich mich vielleicht stärken kann.

DR: Hattest du nach der Sache mit deiner Tochter noch mal den Wunsch, ein Kind zu haben?

E: Nein, weiß ich nicht, weiß ich nicht. Das war auch so, das hat mich auch so, mh, okay... denke ich mir, die meisten Kinder kommen so ungewollt, nicht geplant. Und vielleicht beim ersten Kind stört das, aber ich glaube, man macht sich nicht so Gedanken beim ersten Kind, aber ja, das ist ja die Natur in uns auch. Es gibt so Leute, die sagen „Ich kann mir nicht vorstellen, Vater, Mutter zu sein“ Aber ich glaube, dass es im Grunde sehr stark ist, das Bedürfnis, einen Nachfolger zu haben, beim ersten Kind ist das so, ungeplant. Aber, weißt du, von der Seite bestimmt, will man ein Kind haben. Irgendwie, ja, ich habe nicht geschafft, so, so das Umfeld nicht so zu bauen, dass ich, weißt du, eine Familie gründe und, ja...

DR: Was willst du in deinem Leben erreichen, was ist so dein großes Ziel, hast du ein Ziel?

E: (Pause) Ja, das ist das, was ich so vor kurzem zu diesen Krisen erzählt habe. Dass ich meine Faulheit oder sonstigen Sachen überwinde. Und irgendwie, ja, besser leben kann,

besser noch Sachen so aufarbeiten kann. Und auch, dass auch meine Kontakte verwirklicht werden, und auch, dass ich noch einige Sachen erkennen kann. So, was,..., was das Leben ist.

Sonst habe ich so Sachen (lacht) wie Arbeit und Rente und ja, das sind so Sachen, die mit Ängsten zu tun haben.

DR: Glaubst du auch, dass das deine Themen gewesen wären, wenn du in Polen geblieben wärst?

E: Weiß ich nicht.

DR: Hast du eine Vorstellung, was aus dir geworden wäre, wenn du den Schritt nicht gemacht hättest?

E: Weiß ich nicht, schwer zu sagen. Vielleicht wäre es anders, aber sicherlich gelaufen. Ich meine, so überall hat man die Möglichkeit, durch Reisen, dadurch etwas,..., dass man mit Fremdem konfrontiert wird. Man muss vieles, auch neues irgendwie überlegen. Und man ist dann gezwungen, Sachen, die so selbstverständlich waren, sich von neuem zu überlegen. Und das finde ich so gut an Einbrüchen, weißt du, so man sagt auch so, dass von dieser Seite, dass man etwas mehr den Leuten gibt.

DR: Glaubst du, dass du aus der Kirche ausgetreten wärst, wenn du in Polen geblieben wärst?

E: Da musste ich nicht austreten, weil ich nicht mich einschreiben musste, aber ich musste zum Beispiel, ich hatte in Polen auch immer Alternativen, wenn es zum Beispiel um Heiraten ging, das ging früher nur staatlich, jetzt kann man glaublich, wenn man kirchlich heiratet nicht mehr staatlich zu heiraten. Also ich hatte auch schon die Möglichkeit, dadurch, dass Polen kommunistisch war, und diese Seite. Aber ich weiß nicht, ob ich mich nicht einschreiben gelassen hätte in die Kirche. Hier ist das durch das Steuerrecht. Aber das wundert mich, ich müsste mich in Polen nicht einschreiben, aber trotzdem, meine Mutter, (lacht), dass das für die eine Bedeutung für sie hat, dass ich aus der Kirche ausgetreten bin, also das ist ja mehr für die, da es das in Polen nicht gab.

DR: Fühlst du dich Polen in irgendeiner Weise verpflichtet, also glaubst du, dass du an dem Polenbild in Deutschland was verändern musst?

E: Nein.

DR: Macht's dir das was aus, dass es ein negatives Bild von Polen in Deutschland gibt?

E: Mir macht das weniger aus. Ich weiß, dass das anderen was ausmacht. Das ist nicht mein Problem. Also, ich weiß selbst nicht, wie die Polen sind. Also, wenn man klaut, oder im Zusammenhang mit Schwarzarbeit. Also ich denk mir allgemein – es gibt negative Sachen, die kann ich verstehen. Und genauso gibt es auch über Deutsche negative Sachen, und ich bin nicht daran interessiert, das noch mal durchzukauen und noch mal so aufblühen zu lassen.

DR: Du fühlst dich also nicht betroffen?

E: Doch, bestimmt bin ich irgendwie im tiefsten davon betroffen; also ein Engländer, der hat keine Probleme, hier, selbst wenn er schlecht deutsch spricht, also das wird alles unkritisch alles, also alles, was er sagt. Aber ich will nicht Akrobatik machen, um hier etwas zu beweisen, also mich hier verstellen, mich als Person, also ich merke, man macht das ständig. Man muss sich als das deklarieren im Leben. Und ich mag das nicht. Ich will das nicht, dass jemand gezwungen wird, weiter das zu machen.

DR: Glaubst du, dass die Polen sich in Deutschland besonders schwertun?

E: Auch schwer zu sagen, weil ich kenne nichts anderes. Ich glaube, wenn es um Nationen geht, da ist immer eine Mauer, die nicht zu breche ist, so vom mentalen, da ist etwas, so man sich nicht versteht, etwas, was man ständig spürt. Oder wie siehst Du das ?
Zum Beispiel mit jedem...

DR: Also, ich glaub nicht, dass man an dem vorbeikommt, mit dem man aufgewachsen ist.

E: Okay, es gibt so Sachen, dass Polen keine Russen mögen, also bestimmte Nationen. Und wenn es, den Deutschen geht es auch so. Aber jetzt habe ich gehört, und das verstehe ich auch nicht, dass es sich so rapid verändert hat. Also wieder, dass ...

DR: Das Deutschlandbild in Polen.

E: Ja. Verstehe ich nicht warum.

DR: Plötzlich wie die netten Nachbarn.

E: Weiß ich nicht, weil das irgendwie lange gehalten hat. Und dass die Polen irgendwie, dass das jetzt so lange gehalten hat und dass die Polen jetzt in Deutschland, dass sie so ein Vorbild, so eine Art, wie man etwas im Leben machen kann. Und sie können so etwas nicht, und das wollen sie sich näher angucken bei den Deutschen, weiß ich nicht. Und dafür braucht man auch Nähe, also, man kann nicht sagen, mit denen will man nichts zu tun haben.

DR: Also, was ist denn in deinen Augen typisch polnisch?

E: Was negatives, was positives?

DR: Was fällt dir denn ein?

E: Das müsstest du vielleicht Deutsche fragen (lacht). Von außen, es gibt so... Was ist so negativ an Polen?

DR: Nein, nein, typisch, also negativ oder positiv, wie auch immer.

E: Typisch... (schweigt) Also, weißt du was, du musst deine Magisterarbeit schreiben, aber ich brauch das nicht so im Leben.

DR: Mach dir mal keine Gedanken über meine Magisterarbeit du kannst dich auch weigern, auf so eine Frage zu antworten! Also wenn du...

E: Ne, ne, man macht sich keine Gedanken über so etwas.

Ja, was typisch ist - alle Sachen, die mit Tradition zu tun haben. Also nur so allgemein kann ich...

DR: Ja, dann sag mal!

E: Ja, bestimmt typisch ist so Art zu denken,... Aber dir geht es vielleicht um etwas konkretes.

DR: Was wäre denn eine typische Art zu denken?

E: Och, oder was, so bestimmte Sachen, also Wertvorstellungen, Autos, Vorstellungen von Familie... Reichtum, Glück, das wahrscheinlich ist anders als in Deutschland.

DR: Was ist denn das typische mit Autos?

E: Weiß ich nicht, aber die haben, also nicht alle, das hängt davon ab, in welcher Gesellschaftsgruppe du bist, aber...

DR: Und was ist mit Werten, mit Familie?

E: Ja, Familie bestimmt nun, je nachdem wo du bist, es gibt auch Jüngere, die nicht mehr so stark in Traditionen leben. Also okay Familie, ich frage mich viel, ob die Familie... Dass sie so Kontakte pflegen...Zusammenhalt... Ich weiß nicht...

DR: Also du musst dich nicht quälen, damit ich meine Magisterarbeit... Also, wenn du sagst „Ich weigere mich auf so eine Frage zu antworten“, dann ist das für mich auch Material.

Also, was glaubst du halten die Polen in Polen von Migration?

E: Mh, also da habe ich so ein Gefühl in mir. Und ich glaube, das ist auch so ein Problem für Leute, die hier so gelebt haben, dann zurück zu gehen, weil es irgendwie... ja, die Denkweisen passen nicht mehr aufeinander und irgendwie da gibt es auch nicht immer die Akzeptanz von Polen für Leute, die da hinkommen. Und das kann man sich da schon an Vorstellungen bei Familien, die bestimmt,...ja, bei mir auch, aber ich wüsste das nicht so richtig. Ja bestimmt, ist leicht bei jemandem, so was zu beobachten, wie bei meiner Freundin. Also die leben in Australien. Und der Mann, der war Einzelsohn. Und seine Eltern wollten unbedingt, dass er zurück nach Polen kommt. Und irgendwie, die haben dann ihre Vorstellung vom Leben, Karriere machen. Und für die, die haben nur die Leute von ihrem Umkreis gesehen, und wollten, dass der Sohn dann auch diese Maßstäbe benutzt und dann in diesen Maßstäben lebt und ihre Erwartungen erfüllt: Karriere, Arbeit usw. Aber was es für ihn bedeutet: Freiheit, also Freiheit von seiner Familie, dass er ohne Zwang so sein kann wie er ist, und dass sie zusammen das Leben meistern; mal gut; mal schlecht. Und es gibt so Familien, der Vater, da habe ich gehört, irgendein Direktor, oder so. Also meine Familie, die war eher so einfach, aber man (lacht). Aber so Eltern, die so eine Position in der Gesellschaft haben, die haben noch weniger Freiheit für sich selbst. Je nachdem, wie du dich dann arrangierst, und was man für eine Person ist. Manchmal ist das gut anderer Kontinent.

DR: Warum denken und reden die Polen in Polen schlecht über diejenigen, die Polen verlassen?

E: Aber das ist ja, da gibt es ja zwei Sorten von Leute. Also, es wird ja so ein Mechanismus angetrieben, dass die Leute auswandern und andererseits, dann beklagt man sich, dass sie nicht... Also, es gibt schon eine Sorte von Patriotismus...okay, du kannst im Ausland leben, aber du musst für Polen irgendwas machen, also so eine Arbeit, also auch wieder Familie. Also ich weiß nicht, dass ist dann auch wieder, also, vielleicht ändert sich das. Weil, dadurch, dass Polen so lange nicht eigenständig war, dann hat man aus Polen auch so eine Religion entwickelt.

DR: Religion „Polnischsein“ meinst du?

E: (lacht): Ja.

DR: *Life-commitment*.

E: Aber in diesem Geist...Ich mag nicht so...ältere Leute, die ich noch so, dass muss nichts so besonderes sein, einmal bin ich mit dem Zug gefahren und da war ein so, wie heißen die? Schaffner, ne, und die kontrollieren auch die Fahrkarten und so weiter, und das war auch ein so älterer und das war noch so ein... Also es gibt noch so eine Sorte von Polen, weißt du, so, die irgendwie so...viel zu sagen oder so, ich verstehe, die so zu älteren Respekt hat. Also, für die muss das stimmen. Also, der hat Fahrkarten geprüft und ist an einem jungen Menschen,...also hat sich da aufgehalten. Also ich weiß nicht worum es ging, also der war bei der Armee und ist nach hause gefahren. Ich weiß nicht, ob er eine besondere Fahrkarte haben müsste, oder so was. Und der war zu ihm so unfreundlich und der hat ihm irgendwas geantwortet. Und die Antwort, die hat ihm nicht gut gefallen.

DR: Dem jüngeren?

E: Dem älteren hat die Antwort nicht so gut gefallen. Also, vielleicht war diese Antwort zu wenig. Also, dann darfst du mit den Leuten nicht so viel reden wegen seiner Profession, sondern musst noch zusätzlich zu ihm als ältere Person zu ihm Akzeptanz und...Respekt erbringen. Der hat ihm normal geantwortet, und das war zu wenig für ihn, von diesem Respekt, und der hat ihn dann so zur Sau gemacht, also so, so öffentlich. Und so habe ich Abscheu für Leute von dieser Art, also Polen, die noch wollen irgendwie, diese junge Generation noch in der Hand haben.

DR: Edytka kannst du noch?

E: Ja.

DR: Können wir noch weiter machen?

E: Willst du was trinken?

DR: Ich würde vielleicht ein Wasser trinken.

E: Hast du noch viele Fragen?

DR: Also das sind Fragen, die relativ schnell gehen, das ist mehr so eine Liste. Also, ich denke, dass das höchstens noch eine halbe Stunde dauert.

E: Machen wir kurz Pause.

DR: Worum ging es zuletzt? Wie war das mit den gegenseitigen Vorstellungen, also auch mit diesem Mechanismus, den du auch eben erklärt hast? Wie die Polen denken und warum über Migration.

E: Mhm, ja, ja ich glaube, die können vielleicht einiges nicht verstehen, nicht akzeptieren. Aber andererseits, ich glaube schon, dass das...die sind auch neugierig und hören auch gern was - woanders, wie man lebt, wie das so aussieht. So, sie suchen auch die Bestätigung, dass woanders gar nicht besser ist, dass überall halt, ja. Überall hat man Probleme.

DR: Bist du jemand, der eher Optimismus verbreitet? Oder bist du eher eine, die gerne jammert?

E: (lacht) Also zu hause jammere ich viel. Aber...(schweigt)
(kichert) Ich muss überlegen...Das weiß ich nicht.

DR: Wie würdest u diese beiden Charakteristika auf die Gesellschaften, Deutschland und Polen, zuordnen.

E: Welche Charakteristika?

DR: Optimismus verbreiten und Jammern

E: Je nachdem, also auch wenn ich nach Polen fahren, höre ich auch viel Jammern. Aber es gibt auch Momente, wo man nicht jammert, Zusammensein, da gibt es andere Themen. Und Optimismus in Deutschland? Im Allgemeinen, so, wie in Deutschland... Ich weiß nicht, ob Deutsche was mit Optimismus zu tun haben, aber vielleicht, so, können sie besser die Realität meistern, obwohl ja...

DR: Welches Geschlechterverhältnis hältst Du für vernünftig?

E: Geschlechterverhältnis?

DR: Also zwischen Mann und Frau, wie sollte das sein?

E: Also jetzt unabhängig von Polen und...(Pause)
Halte ich für was

DR: Für gut.

E: Irgendwie ein gesundes Geschlechterverhältnis. So ein gleichwertiges von beiden Seiten, also, dass es nicht auf irgendwelchen Abhängigkeiten beruht.

DR: Was wäre gleichwertig?

E: Dass beide Seiten das wollen, ja, dass sie sich angezogen fühlen, dass sie was gemeinsames..., dass sie sich für eine Beziehung entscheiden, also wo keiner den anderen ausnutzt.

DR: Wie unterscheiden sich Deutschland und Polen in dieser Hinsicht?

E: Also ich hatte mit Deutschen (lacht) nichts zu tun von dieser Seite. Aber so allgemein, ich weiß nicht so, heutiger Generation, dass die, dass die Deutschen so freizügiger sind, wie sie damit umgehen. Denke ich mir. Also, weißt du, es ist die Frage, ob man über die Jugend spricht oder über erwachsene, reife Leute spricht. Und ich weiß nicht, dass ist so... Intimsphäre.

DR: Also ich meine, es geht nicht unbedingt, um Partnerschaft

E: (entsetzt) Geschlechtsverkehr zwischen Mann und Frau???

DR: Geschlechterverhältnis. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau.

E: Ja, weißt Du, ich...mh.(Schweigt) Schwer, dazu etwas allgemeines zu sagen. Es gibt so Sachen, die mich bei den Polen stören. Aber das ist ja, so, wenn man so mit Gruppen zu tun hat und wenn man als Frau irgendwie angemacht hat, wo man sich irgendwie peinlich gefühlt hat. So einer Gruppe ausgesetzt gefühlt hat. Also ich glaube, das findet man eher in Polen und hier eher nicht, dass man so von einer Gruppe angemacht wird. Obwohl, ich habe gehört, gibt es auch. Aber ich habe nicht so, so hinter Frauen gepfiffen. Okay, es kann auch angenehm sein, aber, wenn so,...weißst du, es gibt auch Witze, Ausdrücke, die mir überhaupt nicht gut gefallen.

DR: Das verbindest du eher mit Polen als mit Deutschland?

E: ja

DR: Hast du Spaß an sachlichen Auseinandersetzungen?

E: (zögert und lacht) Ich glaube nicht, eher Aleksander. Weil ich immer, irgendwie, auch ich komme dann immer auf etwas Unlösbares.

DR: Also, man könnte auch sagen, zum Beispiel, in der Arbeit, Streiten und bestimmte Auseinandersetzungen für einen bestimmten Weg, wie man etwas macht. Also, du sagst: „Das ist mein Konzept, das halte ich für gut, und jetzt sage mir, was dein Konzept ist“

E: Also ich habe zum Beispiel Probleme in meinen Sachen, was ich so mache, die gut zu finden; also, so gut zu finden, also, damit zu argumentieren, also, das kann ich sehr schlecht.

DR: Wo glaubst du, wird mehr gestritten? Mehr und intensiver, sachlicher gestritten, in Polen oder in Deutschland?

E: Ich, weißt du, das weiß ich nicht. Man sagt so sachlich. irgendwie glaube ich nicht an sachliches Gespräch, man versucht immer etwas zu leiten, um Sachen in die Wege zu leiten, um dann...Aber, da bin ich auch nicht hier, dass man so sachlich, vielleicht ist das so

trockenes Gespräch, was man so als sachlich deutet, aber sachliches Gespräch muss nicht so konkret auslaufen. Oder oft habe ich auch gesehen, es scheint so sehr gut argumentiert zu sein, aber wenn man dann die Argumente prüft, dass das dann nicht so richtig stimmt. Oder nicht so funktioniert...

DR: Also, es geht darum, dass man sich auseinandersetzt, um über einen Gegenstand zu streiten, wie gut oder wie schlecht die Argumente auch immer sind., aber deswegen dann keinen persönlichen Streit zu kriegen. Man kann sich heftig streiten, aber die persönliche Beziehung außen vor lassen. Aber häufig gelingt das nicht. Wenn man über einen Gegenstand streitet, dann kriegt man sich auch persönlich in die Haare.

E: (stimmt zu) Oder vielleicht nicht persönlich in die Haare, sondern irgendwie es bleibt dann noch so abgelegt. Mhm, das weiß ich nicht, da kann ich auch keine Antwort geben. Vielleicht gibt es Leute, die da eindeutiger Antwort geben können, aber ich kann das nicht.

DR: Wie sprichst du deine Mutter an: „Mama“ oder „Matka“?

E: Mit „Mama“.

DR: Und wenn du über sie spricht? „Mama“ oder „Matka“?

E: Ja, von „Mama“ und auf deutsch „Mutter“

DR: Auf deutsch nicht „Mama“ dann, sondern „Mutter“?

E: Ja, bei mir vielleicht... Aber hier sagt man auch „Mama“, 'ne. Dann würde das auch verständlich sein

DR: In welchen der beiden Länder gibt es eine klarere Vorstellung über gut und böse?

E: (etwas gequälte Artikulationen) Ich weiß nicht, ob es in einem der beiden so etwas gibt. (schweigt) Ja, dann vielleicht eher in Polen als mehr so traditionelles Land. Also hier kann ich irgendwie nichts verbinden mit Gut und Böse.

DR: In welchem der beiden Gesellschaften stehen die Menschen enger zusammen, also welche der beiden ist wärmer?

E: Weißt du was, ich kann nicht als Dritte... Ich kann das als Dritte mental, du denkst, ich lebe hier und kann das so noch als Dritte irgendwie beurteilen, ...ja das hängt auch von den einzelnen Menschen...'ne, aber mehr verbinde ich auch nicht mit Polen, und da kann ich auch mehr so, so Gefühle erleben, so wie Nähe und so. Aber, auch wenn man diese Nähe spürt, auch kritischer ist man. Also, es schmerzen auch Sachen dort mehr als hier. Also, ich fühle mich mehr betroffen, von dem, was

(Beginn Kassettenseite 2)

E: Ja, wenn man so allgemein an Eigenschaften denkt, oder so allgemein, wenn man an Sachen denkt, was da passiert, irgendwas Spektakuläres, irgendwie erlebe ich das dann mehr; ich habe dann Gefühle, dass ich mich schäme, ja, irgendwie, ich kann das dann nicht

so akzeptieren. Und hier ist das so weniger stark. Es gibt so Sachen, die mich betreffen, und da kann ich dann irgendwie sachlicher sein. Aber...

DR: Welcher Gesellschaft würdest du die Schlagworte „Konflikt“, „Solidarität“, „Harmonie“ und „Kompromiss“ eher zuordnen?

E: Also, die Gesellschaft, ... weißt du, ich kann das nicht sagen.

Ich glaube so, ich weiß nicht, wie das bei Deutschen ist, aber das liegt bei jeder Nation, wenn was kommt, also irgendwas schlechtes, was alle bedrückt, dass jedes Volk sich mobilisiert, und da spürt man so... so dass es zu der Einheit von Deutschland gekommen ist. Also, ja, oder wenn stärkere Frequenz in Wahlen, also man spürt, man muss was machen. Ich glaube, das ist ja auch so Solidarität, so eine bestimmte Bewegung. Und hier braucht man vielleicht nicht diese Solidarität in Familien, weil man unabhängiger ist, wirtschaftlich. und in Polen ist das... da braucht man auch so Solidarität, aber das ist dann auch Abhängigkeit. Das ist nicht immer gut, finde ich.

DR: Harmonie?

E: Hat keine der beiden Gesellschaften.

DR: Wo ist Harmonie ein größerer Wert? Wo ist die Idee der beiden Gesellschaften stärker? Das Bedürfnis nach Harmonie?

E: Vielleicht hier.

DR: Und Kompromiss?

E: (langes Schweigen) Ich glaube, jede von den Nationen kennt das, aber jeder geht damit anders um, jeder Kompromiss sieht anders aus. Man kann das so vernünftig, oder man kann durch eine Erkenntnis, also, so gewisse Bereitschaft...

DR: Wenn Kompromiss und Harmonie gegeneinander stehen, also es gibt da zwei Ideen: Ein Konflikt wird harmonisch gelöst oder durch Kompromiss, verstehst du den Unterschied?

E (wiederholt die Unterschiede)

DR: (erklärt es erneut, wird nicht verstanden) Naja, ist nicht so wichtig. Trittst du Konflikten eher entgegen, oder weichst du ihnen eher aus?

E: (murmelt:) Ach lieber Gott (Überlegt, lacht kurz auf) Je nachdem, was das betrifft, 'ne. Aber ich denke mir, ich weiche auch aus, ziemlich stark.

DR: In welchen der beiden Länder haben die Leute eine größere Konfliktbereitschaft?

E: Ist mir...Ich kenne das nicht so, ich habe das nicht so erlebt, aber zum Beispiel...die Leute sagen so in Polen, dass Polen vieles kaputt machen. Also ich habe zum Beispiel gestern jemanden angesprochen, er arbeitet hier in einem Restaurant, er führt so Küche, also macht so die Organisation, Einkäufe, Speisekartenzusammenstellung und ich habe ihn ge-

fragt, ob er hier eine Kneipe aufmachen würde, zum Beispiel eine polnische. Und er hat gesagt, das gibt es in Frankfurt, aber hier in Wiesbaden hat sich noch keiner getraut. Erstmals, das müsste man sich überlegen, für wen man so etwas machen würde. Aber ein von diesen Argumenten dagegen war so, dass zum Beispiel, dass Polen, die hier was machen wollen, haben Angst vor anderen Polen, dass es in Lokalen nicht ohne Streitereien und Schlägereien ausgeht. Und dadurch hat so eine Kneipe keine Perspektive. Ich weiß nicht. Also ständig treffe ich dieses, ja, dass man angemacht wird, dass zum Beispiel in Polen, wie gestern, wo würdest du leben, dass man in Polen nicht so etwas erleben würde wie auf diesem Grillplatz, dass hier „h, aus Jugoslawien, dann so, junge Deutsche, die haben für die Nacht Zelte vorbereitet und wir, so zusammensitzen, und in Polen, wenn dich jemand anguckt, für die anderen ist das schon ein Punkt, wo er dazu kommen würde und ihn irgendwie schlagen würde. Ja, vielleicht so etwas gibt es oft in Polen. Das hat mit Alkohol, dass eine solche Aggressivität da ist, dass wir uns so wundern, dass hier so große Feste gibt, wenn du jemanden ohne Absicht anstößt, für Polen könnte du schon erwarten, also Angst haben, jemand schlägt, weil er denkt, du trittst auf sein Honor.

DR: In welchem Land ist das empfinden für das, was Anstand ist, eindeutiger?

E: (überlegt) Weiß ich nicht. Hier sagt man auch so, jemand ist anständig; in Polen sagt man auch, der ist *w porządku*. Aber das ist bei beiden, aber das ist je nachdem, was jemand haben will.

DR: Wo sind die Umgangsformen standardisierter?

E: Ja, in Polen sagt man, standardisiert?

DR:(erklärt den Begriff standardisiert)

E: Ja, jedes Land hat seine Mutter, überall ist das ein wenig anders. Man neigt dazu, ja in Polen ist das weniger standardisierter. Aber sind auch bestimmte Standards. Also, ich habe die Möglichkeiten zu jemandem zu sagen „Herr...“, also nicht nur „Herr“ mit Nachnamen, sondern auch „Herr“ mit Vornamen, also das klingt schon, also der Kontakt ist schon anders. Also, wenn Leute gibt, die brauchen diese Muster, um sich zu schützen. Ja und dann werden sie auch aggressiver auftreten gegenüber anderen, die das irgendwie verletzen.

DR: Okay. Edytka, das war's!

E: (lacht erleichtert und höflich)